NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00033858 6

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Generated on 2019-10-20 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-20 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

RKF

+

Hehning

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-20 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Generated on 2019-10-20 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Generated on 2019-10-20 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

DIE

DEUTSCHEN RUNENDENKMÄLER

HERAUSGEGEBEN

VON

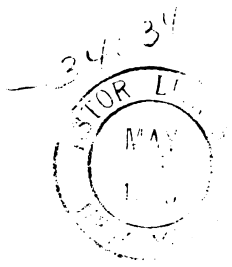
RUDOLF HENNING

MIT 4 TAFELN UND 20 HOLZSCHNITTEN.

MIT UNTERSTÜTZUNG DER K. PREUSS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

STRASSBURG
KARL J. TRÜBNER
1889.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



WEIMAR. — HOF-BUCHDRUCKEREI.

Digitized by Google

Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Generated on 2019-10-20 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VORWORT.

Als Wilhelm Grimm sein Buch über die deutschen Runen schrieb, war noch keines der hier vereinigten Denkmäler der Erde enthoben. Erst im Laufe späterer Decennien haben sich dieselben in langsamem Anwachsen beständig vermehrt, so dass wir bereits ein kleines Corpus von Inschriften zusammenstellen können, welche theils aus Namen, theils aus einzelnen Sätzen bestehen.

Der Scharfsinn der deutschen Gelehrten hat sich mit ihnen wiederholt beschäftigt, aber ohne entsprechende Resultate zu erzielen. Franz Dietrich, der eifrigste Deuter, hat fast jede Inschrift falsch gelesen und interpretirt, während Müllenhoff die Berliner Denkmäler treffend erläuterte und Rieger, der im Übrigen die Waffen vorzeitig streckte, den ersten Satz der Freilaubersheimer Spange entnahm. Zu einer zusammenfassenden Edition hat mich Müllenhoff öfters aufgefordert, doch konnte an dieselbe erst gedacht werden, als im Herbst 1880 bei der Ausstellung prähistorischer Funde Deutschlands sich eine Gelegenheit bot, fast alle Stücke eine Zeit lang in Berlin zu vereinigen. Ich suchte damals die Überlieferung nach Möglichkeit sicher zu stellen und habe auch später, bei wiederholten Nachprüfungen, Alles aufgeboten, um das Erreichbare herauszubringen. Eine mechanische Wiedergabe der überaus feinen Strichzüge erwies sich als unausführbar, doch gelang es mir, in Herrn Karl Leonhard Becker einen tüchtigen Künstler zu gewinnen, der unter meiner Leitung die Zeichnungen nach den Originalen anfertigte, welche er seinen späteren, mit grosser Feinheit ausgeführten Lithographien zu Grunde legte. Als Massstab für die Reproduction habe ich dasjenige genommen, was auf den schärfsten Staniolabzügen hervortrat, obwohl das Auge manchmal noch darüber hinaus einen auf dem Metall zurückgebliebenen Schimmer entdeckte, was im Text jedesmal bemerkt ist.

Die Stücke, auf denen man mit Unrecht Runen entdeckt hat, sind hier fortgeblieben. Dies ist der Fall mit dem Kreuze von Nordendorf, der Thonscheibe von Nassenbeuren und dem Becher von Monsheim, welche Dietrich auch unrichtig abbildete, ferner mit der Spange von Hohenstadt, auf der ich kein einziges Schriftzeichen gefunden habe, und zahlreichen anderen Stücken, welche mir durch die Freundlichkeit der Finder oder Besitzer zugänglich wurden. Ebenso sind die bereits anderweitig behandelten Inschriften modernen Ursprunges bei Seite gelassen, so die französischen Fälschungen, welche trotz Kirchhoff (Zs. 10, 197) immer noch in der Litteratur herumspuken, ebenso der unschuldigere Heinersdorfer Stein (Zs. 24, 219), dessen Zeichen ich allerdings nicht mit Henrici (Zs. 24, 455) aus dem Hebräischen herzuleiten vermag. Bei der Spitze von Torcello haben sich die Gründe, welche für eine Fälschung sprechen, nur noch verstärkt

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Zs. f. Ethnologie 18, 295). Ferner habe ich ausser der Spange von Kehrlich auch die benachbarte von Engers auf das unsichere Conto gesetzt, während die Friedberger über jeden Verdacht erhaben ist. Da sich vielleicht in Zukunft noch mehr Fälschungen hervorwagen werden, so dürfte, auch Seitens der Museumsverwaltungen, eine doppelte Vorsicht am Platze sein. — Die Zeichen auf den Wiener Goldgefässen endlich, welche ich als runische nicht zu interpretiren weiss, mögen überhaupt einer anderen als der deutschen Kultur angehören.

An die Erklärung der Inschriften bin ich erst allmählich herangetreten, ja ich wollte Anfangs überhaupt darauf verzichten und die Tafeln nur mit den nöthigsten Erläuterungen begleiten. Von raschen Einfällen glaubte ich wenig erwarten zu dürfen; hatte ich doch vor Jahren an einem Beispiel selber erfahren, wie bald dieselben bei zusammenhängenden Erwägungen zerfliessen können. Andererseits aber musste ich mir sagen, dass mit der blossen Publication nicht viel geholfen sei, dass die Inschriften auf diese Weise vermuthlich noch lange ebenso verschlossen bleiben würden, wie sie bisher es gewesen. Immer unabweislicher erschien mir die Pflicht, aufs Neue ernstlich zu versuchen, wie weit man auf methodischen Wegen mit der Erklärung gelangen könne. Von wirklichem Werthe konnte freilich nur ein umfassender Commentar werden, der das gesammte germanische Sprachmaterial, das vorhandene und das zu erschliessende, zur Disposition stellte. Jedes halbe Thun wäre hier mehr als anderswo umsonst gewesen. So ist denn der Apparat, der sprachliche und der archäologische, weit über meine ursprünglichen Absichten, aber ich denke, nicht über das Wünschenswerthe hinaus angewachsen, musste er sich bei der burgundischen Inschrift doch sogar auf das Romanische miterstrecken. Die Erwägungen, welche sich daran knüpften, waren zum Theil äusserst complicirter Natur. Aber mit der Zeit klärten und vereinfachten sich die Probleme, bis sich mir zum Schluss diejenigen Resultate ergaben, welche ich auf den nachfolgenden Blättern vorlege.

So ist manches Jahr über dieser Arbeit vergangen, und fast vor Thoresschluss wurde ihr Erscheinen nochmals in Frage gestellt. Zu Anfang dieses Jahres verbrannten in Leipzig die fertigen Tafeln, nachdem die Steine für die drei ersten, trotz ausdrücklicher Anweisung, bereits abgeschliffen waren. Doch wurden die neuen Sorgen durch das energische Eintreten des Herrn Verlegers mir sehr erleichtert und schliesslich auch gehoben, denn die Kupferlichtdrucke, welche Herr Riffarth nach den Probeblättern anfertigte, geben fast alle Nüancen der ursprünglichen Lithographien mit grosser Treue wieder. Sodann verhinderten mich meine Augen, die Fertigstellung des Buches zu vollziehen. Doch ist auch diese Krise überwunden, wie ich hoffe, ohne einen anderen Nachtheil, als dass zwei Excurse unausgeführt geblieben sind.

Der erste sollte eine Nachprüfung von S. 10 liefern und die Behandlung des germ. -agin-, -agna- (wie in Ragna-, Magna-, Agna-) während der frühromanischen Zeit nach den Schriftstellern und Gegenden erörtern (S. 135). Die Handschriften des Gregorius und Paulus Diaconus bedienen sich durchaus der germanischen Formen, welche besonders in späterer Zeit willkürlich mit den romanischen vermischt werden. Dagegen ist bei -ign- die französische Mouillirung des g schon im 6. Jahrhundert weit vorgeschritten, wie das classische eneum (= ignem) des Capitulars v. J. 511/558 (ed. Boretius S. 5) erweist. In dem zweiten Excurse wollte ich noch mit ausführlicherer Begründung auf die volksthümlichen Zeugnisse für den Brautlauf eingehen (vgl. S. 101 Anm. 2), mit deren Anführung ich mich jetzt begnüge. Die gewöhnliche Form des Wettlaufes bezeugen Schmeller, Bayrisches Wörterbuch ² II, 481, Bavaria I, 398 ff., Schönwerth, Aus der Oberpfalz I, 93, Rank, Aus dem Böhmerwalde S. 66. 68 f. und sonst Kuhn, Märkische Sagen S. 363, das Hochzeitsbuch von Düringsfeld S. 151. 243; den Wettlauf zwischen Braut und Bräutigam Kuhn a. a. O. S. 358. — Für

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die archäologischen Bemerkungen S. 14f. wäre ein grösseres Material, als es mir hier zu Gebote steht, erwünscht gewesen. Die dänischen Wagenfunde, deren Ornamente sich mit denen der Müncheberger Spitze so nahe berühren, sind jetzt von Henry Petersen (Vognfunde i Dejbjerg Praestegardsmose, Kjøb. 1888) veröffentlicht; die Ausführungen des Verfassers stimmen in chronologischer Hinsicht sehr gut zu meinen Betrachtungen, auch wenn die Wagen, was ich für möglich halte, noch ein bis zwei Jahrhunderte jünger sein sollten. Dass das eine Ornament auf der Speerspitze, wie man gemeint hat (Zs. f. Ethnol. 18, 290), ein Schiff sei, bezweifle ich vorläufig noch sehr und halte an der Peitsche (altn. svipr, ags. svip) fest. Die Bedeutung derselben kann durch Vegetius, Epit. rei mil. III, 5, 10 illustrirt werden. Übrigens führt auch auf späteren gallorömischen Darstellungen der Sonnengott als Attribut eine Peitsche (Mitth. der antiq. Gesellschaft in Zürich XV, Taf. 13).

Da das Buch ziemlich lange im Druck gewesen ist, so sind einige Ungleichmässigkeiten nicht vermieden. Sie betreffen, soweit sie orthographischer Natur sind, besonders die Schreibung des nordischen ǫ und des w. Dass für das letztere kein einheitliches germanisches Zeichen vorhanden ist, habe auch ich sehr bedauert, aber wenn man eine Uniformirung eintreten lässt, müsste dieselbe sich auch auf das Nordische und Angelsächsische miterstrecken. Die Rune ᛉ ist für das Nordische seltener durch R, sonst durch Z (d. h. das weiche, tönende s) wiedergegeben. Die Transscriptionsweise der Medien als Spiranten, welche Wimmer sogar für den Anlaut durchführt, habe ich vermieden, weil mir bei derselben viel Unbewiesenes im Spiele zu sein scheint. Dass z. B. IDDAN jemals iddan gesprochen sei (Wimmer S. 79), darf man wohl positiv verneinen. Auch die besonders von Paul (Beitr. 1, 155) geltend gemachten Fälle finden, abgesehen von dem regulären grammatischen Wechsel, in Verners Gesetz noch eine andere als die gewöhnlich angenommene Erklärung (vgl. S. 144). Von den sachlichen Berichtigungen oder Zusätzen sind die wesentlicheren im letzten Kapitel nachgetragen. In Betreff des vereinzelten Hrani neben Rani, auf welches Bugge einen so grossen Werth legt (vgl. S. 136), hätte auch auf die Hniflungar neben den echten Niflungar verwiesen werden können. Sonst merke ich noch an, dass die S. 38 Z. 9/13 angedeutete Möglichkeit zu streichen ist. Den Zusammenhang von ahd. lotar 'unfest, nichtig' mit ahd. -lota etc. (S. 77) lasse ich dahingestellt, möchte andrerseits aber auch, gleichfalls der Bedeutung halber, die Zugehörigkeit zu ags. lýdre 'pravus, nequam' (Kluge, Et. Wb. s. v. Lotter- etc.) noch offen lassen. Kerns Identification des Stammes von ahd. bosi 'frivolus' und bosa 'nugae' (Tijdschrift for nederl. Taal- en letterkunde 8, 37, vgl. unten S. 82) scheitert an den hochd. Lautgesetzen. Mit den Bemerkungen auf S. 84 über lat. kelt. ae = germ. ai berührt sich auch die Ausführung Kluges Et. Wb.⁴ s. v. 'Kaiser', doch hält derselbe das Verschiedenartige nicht auseinander und verkennt offenbar die echt diphthongische Aussprache des lat aę, ae (Seelmann, Die Aussprache des Lateinischen S. 224), welche sich mit derjenigen des deutschen ai (ae) aufs Nächste berührte: wie nahe, lehrt am besten das Wort 'Kaiser' selbst.

Wimmers 'Runenschrift' erschien während des Druckes. Ich habe Anfangs in eckigen Klammern, später ohne dieselben darauf Bezug genommen, soweit dies geboten erschien. Den eigentlichen Gang meiner Untersuchungen hat das Buch nicht gekreuzt. Von den allgemeineren Fragen, welche Niemand bei genauerer Kenntnissnahme als abgeschlossen bezeichnen kann, sind die wesentlichen im letzten Abschnitt gestreift. Die Theorie von den zusammengesetzten Runen, welche Wimmer jetzt zum Theil aufgibt, habe ich immer bekämpft, und glaube auch, dass der Rest derselben nicht aufrecht zu erhalten ist. Auch in einigen andern Dingen wird uns die Erfahrung wohl erst endgültig belehren. Hier möchte ich nur hinsichtlich der Vorbilder der Runen noch etwas aus-

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drücklicher, als es unten geschehen ist, auf die 'dem täglichen Gebrauch dienende' ältere römische Cursive (JAFFÉ im Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts VI, 416) hinweisen, da wir auf dieselbe meiner Ansicht nach nicht nur durch allgemeine Erwägungen, sondern auch durch die Form verschiedener Runen hingeführt werden. Und zwar würde ich dabei an ein Stadium denken, welches den pompejanischen Graffiten noch etwas näher steht als den siebenbürgischen Wachstafeln. Doch hoffe ich auf diese Fragen bei einer späteren Gelegenheit zurückgreifen zu können.

Die Drucklegung hatte mit manchen Unzuträglichkeiten zu kämpfen, besonders auch weil keine gegossenen Runentypen vorhanden waren und mit den nöthigsten geschnittenen Exemplaren, welche zum Theil erst für die späteren Partien angefertigt wurden, operirt werden musste. Zum Schluss aber sage ich allen meinen technischen Mitarbeitern sowie dem Herrn Verleger meinen besten Dank, nicht minder den Museumsverwaltungen, besonders Herrn Director LINDENSCHMIT für seine unablässigen Hülfeleistungen. Den Beistand VIRCHOWS, dem unsere Alterthumskunde so Vieles verdankt, hat auch diese Arbeit genossen. Auf dem romanischen Gebiete hat mich Prof. GROEBER wiederholt berathen. Die Herstellung des Buches endlich wurde erleichtert durch eine Unterstützung der K. preuss. Akademie der Wissenschaften, welche MÜLLENHOFF freundlichst erwirkte.

Strassburg, Pfingsten 1889.

RUDOLF HENNING.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

INHALT.

		Seite
I.	DIE SPEERSPITZE VON KOWEL	1
II.	DIE SPEERSPITZE VON MÜNCHEBERG	7
IIa.	DIE SPEERSPITZE VON TORCELLO	21
III.	DER GOLDRING VON PIETROASSA	27
IV.	DIE SPANGE VON CHARNAY	47
V.	DIE SPANGE VON OSTHOFEN	70
VI.	DIE SPANGE VON FREILAUBERSHEIM	78
VII.	DIE GRÖSSERE SPANGE VON NORDENDORF	87
VIII.	DIE KLEINERE SPANGE VON NORDENDORF	106
IX.	DIE EMSER SPANGE	111
X.	DIE FRIEDBERGER SPANGE	115
XI.	DER GOLDRING DES BERLINER MUSEUMS	119
XII.	DER BRACTEAT VON WAPNO	121
XIII.	DER ZWEITE BRACTEAT DES BERLINER MUSEUMS	125
XIV.	DIE DANNENBERGER BRACTEATEN	127
XV.	DER BRACTEAT AUS HEIDE	130
XVI.	DAS THONKÖPFCHEN DES BERLINER MUSEUMS	131
	ERGEBNISSE	135
	ANHANG UND REGISTER	156

Generated on 2019-10-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Lies: S. 2, Z. 6 v. u. westlicheren; S. 13, Z. 18 Bohuslän; S. 14, Z. 34 Unteritalien; S. 15, Z. 28 des Philippeers; S. 31, Z. 26 unversehrt; S. 32, Z. 9 v. u. Zeuss; S. 43 Z. 6 v. u. Gottorper; S. 67, Z. 24 stattfand; S. 80, Z. 6 v. u. verknüpft; S. 85, Z. 15 repräsentirenden; S. 97, Z. 12 weiblicher a-Stamm; S. 100, Z. 26 später auf; S. 109, Ż. 26 Luxeuil. — S. 111, Anm. füge hinzu: Mon. Boica XXIX, 453, XXX, 124. — S. 123, Z. 13 lies: Tjörkö; S. 130, Z. 25 Nr. 10. 17; S. 139 Z. 12 v. u. DAÞẸNA.

Generated on 2019-10-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY

I.

DIE SPEERSPITZE VON KOWEL.

Die eiserne Speerspitze, deren Vorder- und Rückseite Fig. 1 in natürlicher Grösse darstellt, wurde im Jahre 1858 auf dem Felde von Suszyczno im Kreise von Kowel, einer Bahnstation südlich von Brest-Litowski, im Gouvernement Volhynien, aus dem ebenen Boden ausgepflügt. Ihr jetziger Besitzer ist Herr Alexander Szumowsky in Warschau, der das Stück von dem Finder zum Geschenk erhielt und es seitdem in liberalster Weise der Wissenschaft zugänglich gemacht hat. Er selbst erkannte den runischen Charakter der Inschrift schon i. J. 1859 und gab die erste ausführliche Nachricht davon in der Zeitschrift Wiadomoścy archeologiczne III, S. 49—61 (Warsaw 1876)[1], nachdem er inzwischen behufs Deutung der Inschrift eine Photographie derselben an Ludwig Wimmer in Kopenhagen geschickt hatte. Letzterer konnte bereits in seinem aaO. abgedruckten Schreiben vom Oktober 1875 alle Runen richtig bestimmen, mit Ausnahme der ersten, welche er noch für eine Verzierung zu halten geneigt war. Im Sommer 1880 hatte sodann Herr Szumowsky die Güte, unter freundlicher Vermittelung von Herrn Professor Jagiç das Original nach Berlin zu schicken, wöselbst es im August während der Ausstellung prähistorischer Funde Deutschlands[2] öffentlich auslag. Damals ist durch Herrn Karl Günther eine treffliche Photographie[3] angefertigt, sowie unsere eigene Publication vorbereitet worden.

Die Spitze ist 16 cm lang und an der breitesten Stelle des Blattes nicht ganz 3 cm breit. Sie hat eine sehr schlanke und gracile Form, die in etwas an die Gestalt der Feuersteinspitzen erinnert. Die Tülle verjüngt sich nach vorne zu ein wenig und geht in gefälligen Linien in das Blatt über, welches mehr solide als flach ist und von der sanft sich heraushebenden Mittelrippe nach den Seiten zu allmählich sich abdacht.

Besonders ausgezeichnet ist das Denkmal durch seine ungewöhnlich reiche und eigenartige Verzierung, welche in ihrer Art nur durch die der Müncheberger Spitze (Fig. 2) übertroffen wird. Ausser den Runen ist auf demselben eine ganze Anzahl von Ornamenten vereinigt, welche mit breiten Silberfäden in eingegrabene Rinnen eingelegt und in symmetrischer Weise über die ganze Spitze vertheilt sind. Die Incrustation wiederholt zum Theil dieselben Figuren, die uns auch aus der keramischen Kunst jener Zeit und Gegenden bekannt sind, zum Theil jedoch sind dieselben bisher noch Unica innerhalb der germanischen Ornamentik.

[1] In deutscher Uebersetzung bei Kohn und Mehlis, Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa, 2. Band (Jena 1879) S. 177 ff., woselbst auch eine annähernd getreue Abbildung des Denkmals. Ueber die Ornamente äusserte sich derselbe nochmals im Correspondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1884 S. 163 ff. Ueber die Inschrift vgl. ausser Wimmer noch Thomsen, The relations between Ancient Russia and Scandinavia S. 5, sowie die neuere Publication von Stephens, The Old Northern Runic Monuments III (1884) S. 266 ff.

[2] Katalog der Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands. Berlin 1880. Supplem. S. 34.

[3] Photographisches Album der Ausstellung. Section IV, Tafel 13 und 14.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Tülle, deren äusserer Rand stark lädirt und ausgesprungen ist, war vorne und hinten durch je eine Gruppe von drei parallelen Ringen bandartig umschlungen; von diesen ist jedoch nur die vordere vollständig und mit reichlichen Silberspuren vorhanden, während von der hinteren wenig mehr als einzelne sichere Reste übrig sind. Auf dem Uebergang von der Tülle zum Blatt steht, oberhalb wie unterhalb des Ansatzes der Rippe, je ein Kreis mit einem Punkt in der Mitte.

Auf dem Blatte selbst erblicken wir auf der oberen Ansicht unterhalb der Rippe die Inschrift, über derselben, sowie auf der ganzen Rückseite, die verschiedenartigsten Ornamente. Und zwar kehrt über der Inschrift links nochmals ein einfacher Kreis mit einem Punkt in der Mitte wieder, dann folgt ein langgestreckter Bogen, ganz rechts endlich ein höchst merkwürdiges Zeichen, das bisher nirgend sonst nachgewiesen ist. Man könnte zweifeln, ob es einheitlich oder zusammengesetzt sei, da an einer Stelle ein minimaler Zwischenraum zwischen den incrustirten Linien offen geblieben, den einheitlichen Charakter erweist jedoch das entsprechende Symbol auf der unteren Ansicht, oberhalb der Rippe. Beide Zeichen haben offenbar eine Art complementärer Gestalt, da die geschwungenen Bogenstriche von dem senkrechten Mittelstabe aus immer nach der entgegengesetzten Richtung gelegt sind. Links neben dem letzteren steht das in der alten Ornamentik so häufige Hakenkreuz, das auch in diesen Gegenden aus alter germanischer Zeit bis in die slavische Periode hinein sich forterbt[1]. Die Form desselben ist die reguläre, nur ist es oben durch einen Aussprung des Eisens etwas lädirt. Den Beschluss machen in dieser Reihe zwei um einen Punkt gezogene concentrische Kreise: eine gleichfalls in der alten Kunst sehr geläufige Verzierung. Auch unterhalb der Rippe war wohl ein einzelner Kreis vorhanden; wenigstens ist das Fragment eines Kreisbogens noch deutlich erkennbar. Darauf folgt wiederum ein Hakenkreuz, aber von der ungewöhnlicheren Art, mit noch einmal nach innen umgebogenen Schenkeln, endlich eine Gruppe von drei ineinander gestellten, meist wohl erhaltenen spitzen Winkeln, deren äusserster mit einem pfeil- oder dornartigen Stachel versehen ist; ein Abschluss, der mir anderswoher nicht bekannt ist, während die übereinander gestellten Winkel allein in älterer Zeit des öfteren vorkommen[2].

Es erübrigt noch die Besprechung der Inschrift selber, welche vollkommen intact und deutlich dasteht. Sie ist von rechts nach links zu lesen, wie mit Sicherheit aus dem Umstande erhellt, dass alle Beistriche nach dieser Richtung hinweisen. Die Runen zeigen einige Besonderheiten und Abweichungen von den bekannten Typen, sind aber im Einzelnen unschwer zu identificiren.

Die erste ist unzweifelhaft ein T, welches nur darin von der sonst gebräuchlichen Form sich unterscheidet, dass der obere Balken desselben nicht zu zwei schrägen Aesten herabgebogen wurde, sondern gerade läuft, wie bei dem lateinischen und griechischen Buchstaben, und dass er überdies auf der rechten Seite etwas kürzer als auf der linken ausfiel. Zwischen der ersten und der zweiten Rune, dem I, besteht oben ein sehr kleiner, aber doch völlig erkennbarer Zwischenraum, der das Zusammenfassen beider Zeichen zu einem einzigen verbietet. Das folgende L ist oben nicht ganz geschlossen und etwas beschädigt. Bemerkenswerther bleibt an ihm jedoch die ungewöhnliche Länge des Seitenstrichs, zu dem noch die flache offene Rinne zu gehören scheint, welche sich über

[1] So auf dem Fussboden eines Thongefässes aus dem Grabhügel von Lengonice, Gouvernement Radom, südwestlich von Warschau — in der Mitte von vier Gruppen von je drei übereinandergestellten Winkeln — bei Kohn und Mehlis I, 281 vgl. auch S. 122; aus etwas östlicheren Gegenden vgl. unsere Figuren 2 und 11, sowie besonders für die slavische Periode Virchow in der Zeitschrift für Ethnologie III Verhandlungen S. 26 und Taf. 6, XIV Verh. S. 401 f., XV Verh. S. 149. Zur Herkunft des weitverbreiteten Symboles und zur Bedeutung des indischen Svastica vgl. Schliemann und Max Müller in Schliemanns Ilios (1881) S. 389 ff., Troja (1884) S. 122 ff., auch Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland S. 25 f. u. A. m.

[2] Es mag hier genügen, auf die vorige Anmerkung und unten Seite 8 zu verweisen.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Silbereinlage hinaus fast bis an den Hauptstab der nächsten Rune heranzieht; ausgefüllt war dieselbe aber wohl niemals. Etwas unregelmässig ist weiter die Gestalt des nächsten A, in sofern die Seitenäste desselben nicht schräge, sondern — wie es schon bei dem T der Fall war — nahezu rechtwinklig an den Hauptstab ansetzen, und der obere von ihnen der sogar eine leise Curve beschreibt, sich nicht unmittelbar von der Spitze, sondern ein Stück unterhalb derselben von dem Stamme abzweigt. Die letztere Eigenthümlichkeit kommt aber auch sonst vor, nicht nur auf unserer Figur 12, sondern wiederholt ebenso auf älteren nordischen Denkmälern, so auf der Gottländischen Spange von Etelhem, auf dem norwegischen Stein von Valsfjord und häufig auf Bracteaten[1]. Das sich nunmehr anschliessende R erinnert durchaus an sein Vorbild, das unciale lateinische R, unterscheidet sich aber von demselben dadurch, dass die beiden Bogen in eine einzige mehr zusammenhängende Linie umgewandelt sind, wobei die Einbiegung in der Mitte vermieden und nur das Fussende des Seitenstriches etwas nach aussen umgelegt wurde. Wir erhalten auf diese Weise dasjenige Zwischenglied, welches den Uebergang von dem ursprünglichen Vorbilde zu derjenigen Umgestaltung vermittelt, welche uns mit geringen Modificationen auf der Spitze von Müncheberg (Fig. 2), auf den Spangen von Charnay (Fig. 4) und von Osthofen (Fig. 5), sowie auf mehreren nordischen und angelsächsischen Denkmälern vorliegt. Diese vereinfachte Form ist also ziemlich verbreitet gewesen, und wir müssen es dahingestellt sein lassen, wie weit die andere, dem lateinischen R näher stehende altherkömmlich ist oder auf erneuter Berührung mit lateinischer Schrift beruht.

Auf ein regelmässiges I folgt sodann ein Zeichen, welches in dieser Gestalt noch nirgend hervorgetreten ist. Da es schwerlich einen neuen Lautwerth innerhalb des Alphabetes ausdrücken wird, so können wir in ihm nur die Nebenform einer anderen Rune erblicken. Welche das sein muss, unterliegt wohl keinem Zweifel. Schon Wimmer aaO. S. 151 nahm gewiss mit Recht an, dass hier 'eine veränderte Form' des runischen ᛞ vorliege, dem mithin der Lautwerth von D zukomme. Er wies auch bereits auf die Analogie der schleswiger Inschrift von Thorsbjerg hin, der wir das Diadem von Dalby (Stephens I, 283) wohl hinzugesellen dürfen, welche beide für das sonst übliche runische ᛖ (E) die durchaus entsprechende Nebenform ᛁ darbieten. Nur möchte ich nicht glauben, was die Uebersetzung von Wimmers Bericht anzudeuten scheint, dass das ᛁ erst aus dem regulären ᛞ entstanden sei, sondern es lieber unmittelbar von dem lateinischen D herleiten, dessen abgerundete Gestalt lediglich in eine vollkommen rechteckige umgewandelt wurde. Die horizontalen Linien stimmen zu dem beibehaltenen geraden Balken des T aufs Beste. Wie bei dem letzteren werden sie auch bei unserem Zeichen wohl als die älteren anzusehen sein, welche erst später, dem allgemeinen Gesetze gemäss, durch schräge Verbindungsstriche ersetzt wurden. In diesem Falle aber repräsentirt unsere Rune, welche mit dem D und ᛞ gleich nahe Berührungspunkte aufweist, eine besonders wichtige Zwischenform, welche zugleich auf die Entstehung des Zeichens ein völlig neues Licht wirft.

Da endlich der letzte Buchstabe ein S in seiner regulären linksläufigen Gestalt ist, so erhalten wir, wie ich bereits im August 1880 constatirte[2], und wie auch Wimmer annimmt[3], nach unserer Schriftrichtung die Lesung

T I L A R I D S

mit der die Deutung sich abzufinden hat.

---

[1] Bugge, Tidskrift for Philologi og Pädagogik VII, 240. 215. 315, VIII, 166.

[2] Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1880, S. 113.

[3] Forhandlinger paa det andet nordiske filologmøde p. 244 (nach Burg, Die älteren nordischen Runeninschriften, Berlin 1885 S. 127. Die Originalbemerkung selbst war mir hier leider nicht zugänglich).

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Wort ist als Compositum vom Standpunkte des Gothischen aus völlig durchschaubar. Der erste Theil desselben, TILA-, liegt unmittelbar vor in den gothischen Adjectiven ga-tils 'geeignet, tüchtig zu Etwas', welches MARCUS 6, 21 das griechische εὔκαιρος, LUCAS 9, 62 εὔθετος εἴς τι übersetzt, und un-tila-malsks πρόπετής II. TIMOTH. 3, 4, sowie in dem Adverbium ga-tilaba das MARCUS 14, 11 gleichfalls für εὐκαίρως steht. Im Angelsächsischen ist das lautentsprechende til in derselben Bedeutung oft belegt, nicht nur als Simplex, sondern auch als erstes Glied von Compositionen wie til-lîce 'bene', til-môd, til-môdig 'bono animo'[1]. Das Adjectivum, welches auch im Friesischen vorzuliegen scheint[2], ist also bereits ein urgermanisches und hat im Deutschen eine weit ausgebreitete Sippe, zu der unter Anderen die altnordische Präposition til 'geeignet für Etwas, zu', das gothische Substantivum til 'passende Handhabe, Grund', die hochdeutschen zil 'Ziel' und zila 'studium', sowie die abgeleiteten Verba goth. ga- und andtilôn, althochd. zilôn gehören. Endlich ist das Wort schon in früher Zeit aus dem Germanischen ins Finnische gedrungen, wo wir das Neutrum tila in dem Sinne von 'facultas, opportunitas' wiederfinden[3].

Auch als erster Bestandtheil zusammengesetzter Eigennamen sowie in der abgekürzten hypocoristischen Form derselben, lässt sich das Adjectivum bei den meisten deutschen Stämmen nachweisen. Hierhin gehören die Angelsachsen Tile anno 837, Tilwini a. 757 und der etwa gleichalterige Tilherus, weiter Tilþegn a. 786—96, Tilberht a. 803, Tilferthus a. 811, Tilbrandus a. 868[4] u. A., ferner der Altsachse Tilo in der münsterischen Heberolle des Stiftes Freckenhorst[5], sowie die althochdeutschen Zilo, Ciliman, Zilimund, Zilward nebst den weiblichen Zilla, Zilina[6]. Für die östlichen Stämme liefert meines Wissens unsere Inschrift den ersten Beleg aus der Namengebung; und zwar ist Tila- ebenso ein a-Stamm wie die gothischen Adjectiva, der wie un-tila-malsks seinen Auslaut in reinster Gestalt bewahrt, während im Althochdeutschen noch ein ja-Stamm vorhanden zu sein scheint, welcher in dieser Hinsicht dem nah verwandten litauischen dailùs 'passend, tüchtig' entsprechen würde[7].

Der zweite Theil -RIDS ist im Germanischen als selbständiges Wort nicht vorhanden, sondern lediglich, wie auch in unserer Inschrift, als zweites Glied von Zusammensetzungen. Zu dem urdeutschen, im Gothischen zufällig nicht belegten Verbum ridan, 'fahren, reiten' gehörig, bildet es eine Anzahl Nomina Agentis. In der nordischen Dichtersprache bezeichnet das lautentsprechende -riðr, dem ein schwaches -riði zur Seite steht, den Reiter[8]. So heisst Odin in den eddischen Grimnismál Str. 48 At-ríðr als 'der (zum Angriff, zur Hülfe) herbeireitende', und ein ander Mal der Gott Freyr gleichfalls Atriði[9]. Ein weiterer Beiname Odins ist Frá-ríðr[10] 'der hurtige, rasche Reiter'. Auf dem alten norwegischen Runenstein von Tune[11] lesen wir einen im Dativ stehenden Namen WODURIDE, der doch von dem gothischen vods 'wüthend' schwerlich zu trennen ist, und den 'mit Ungestüm, in rasender Eile dahin reitenden oder fahrenden' bezeichnet. Auch die späteren nordischen Männernamen liefern weitere Belege (BUGGE aaO.), während man in den Frauennamen zum Theil eine andere Erklärung für

---

[1] Grein, Sprachschatz der angelsächsischen Dichter II, 532 ff.

[2] v. Richthofen, Altfriesisches Wörterbuch S. 1085.

[3] Thomsen, Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen, übers. von Sievers, S. 176.

[4] Kemble, Codex diplomaticus aevi Saxonici I, 125— II, 92. Birch, Cartularium Saxonicum I (1885) S. 584. 262. 304. 378. 473.

[5] Moritz Heyne, Kleinere altniederdeutsche Denkmäler S. 81.

[6] Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I, 1369.

[7] Joh. Schmidt, Zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus 2, 487.

[8] Egilsson, Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis S. 665.

[9] Saemundar Edda ed. Sophus Bugge S. 333.

[10] In den Eddu-Brot, vgl. Snorra Edda ed. Arn. Magn. II, 472. 555.

[11] Stephens, The Old Northern Runic Monuments I, 247. Bugge, Tidskrift for Philologi og Pädagogik VII, 226 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möglich hält[1]. Von älteren deutschen Belegen dürften der von Ammianus Marcellinus 29, 4, 7 erwähnte Edeling Bitheridus (anno 373), der römische Feldherr Frigeridus (ibid. 31, 7, 3), der Gothe Sueridus (31, 6, 1 a. 376) und der von Zosimus V, 46 aus dem Beginn des fünften Jahrhunderts angeführte barbarische Γενέριδος, Acc. Γενέριδον, in Betracht kommen. Sicherlich lebt in der Folgezeit das Compositionsglied noch fort[2], aber es bleibt besonders in den gothischen und fränkischen Namen nicht mehr recognoscirbar, da es äusserlich mit dem für älteres -rēdus eintretenden -ridus zusammenfällt. Ueberall, wo wir sie durchschauen können, ist die Bedeutung desselben eine präsentische, welche derjenigen des einfachen participialen Ritant[3] sehr nahe steht. In Uebereinstimmung damit ist auch Länge des Wurzelvocals zu constatiren, wie in den ganz entsprechenden nordischen Bildungen -bítr, -drífr, -grípr, von Verbis mit innerm i, welche in Rücksicht auf ihre Vocalstufe den Ableitungen von Verbis mit innerm u wie -biódr, -niótr, -riódr durchaus an die Seite zu stellen sind[4].

Gleich den letzteren Worttheilen und den von den alten Schriftstellern überlieferten Namen ist Tilarid-s als ein a-Stamm anzusehen, dessen Ableitungsvocal in regelmässiger Weise durch das Wirken des vocalischen Auslautsgesetzes ebenso geschwunden ist, wie es im Gothischen und Westgermanischen überall geschah, während er in den ältesten nordischen Runeninschriften in der entsprechenden Lage noch bewahrt zu sein pflegt. Unter diesen Umständen aber kann das schliessende s nur das Suffix des Nominatives sein, welches zugleich den sprachlichen Nachweis liefert, dass die Inschrift der ostdeutschen Völkergruppe, zu denen auch die Gothen zählten, angehören muss. Denn von den uns bekannten Dialecten hat eben nur der gothische das alte auslautende s wenigstens bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts in der Regel als solches festgehalten, wofür ausser den litterarischen Denkmälern die späteren Urkunden[5] und gelegentlich die historischen Namen[6] unzweideutiges Zeugniss ablegen, während es sich in den nordischen Runeninschriften als ᛉ, in den späteren Handschriften als r darstellt und in den hochdeutschen Dialecten überhaupt nicht mehr vorhanden ist.

Somit müsste der Name nordisch TILARIDAR, Tilríðr, im Westgermanischen vor dem Eintreten der Lautverschiebung Tilarid, Tilarit lauten, während Tilarids die zu erwartende gothische, obwohl nicht genau die ulfilanische Form ist. Der Sprache der Bibelübersetzung würde vielmehr Tilareiþs gemäss sein. Aber die Bezeichnung des langen i durch ei geht zweifellos auf den Bischoff selber zurück und hat unser Denkmal nicht beeinflussen können. Dagegen darf die Beibehaltung des etymologisch berechtigten d wohl als ein Zeugniss von Alterthümlichkeit betrachtet werden, gegenüber der Lautgebung der gothischen Handschriften, welche vor dem s durch eine Art von Assimilation regulär die dentale Spirans þ dafür eintreten lassen.

Dass nun in einem solchen von allen litterarischen Traditionen unabhängigen ostgermanischen Denkmal das vocalische wie das consonantische Auslautsgesetz in derselben Weise wie in der gothischen Bibelübersetzung gewirkt haben, während die mehr secundären Lauterscheinungen der

---

[1] Bugge in Kuhns Zeitschrift III, 26 ff, Tidskrift VIII, 189 ff, dagegen Gislason, Aarbøger 1868, S. 351 ff, Hoffory, Arkiv for nordisk Filologi I, 38 ff.

[2] Förstemann, Kuhns Zeitschrift I, 506 ff. Altdeutsches Namenbuch I, 1053, vgl. auch Wackernagel, Kleinere Schriften 3, 394 f.

[3] Karajan, Das Verbrüderungsbuch von St. Peter zu Salzburg S. 87, 19. Förstemann I, 1054.

[4] Zimmer, Quellen und Forschungen XIII, 43 ff. Vgl. jetzt auch Burg aaO. S. 126.

[5] In der 551 ausgestellten Urkunde von Neapel ist dasselbe in den meisten Fällen bereits geschwunden, vgl. Vulfila, herausgegeb. von Bernhardt, S. 650 f.

[6] Valaravans heisst ein Fürst aus dem Geschlechte der gothischen Amaler bei Jordanes ed. Mommsen S. 77, 3.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

letzteren nicht bemerkbar sind, ist eine grammatisch interessante Thatsache, welche alle Beachtung verdient.

Nach dem Dargelegten ist die Bildungsweise des componirten Eigennamens eine vollkommen reguläre und die Bedeutung desselben eine durchsichtige und jener alten Zeit gemässe. Der 'tüchtige, geschickte Reiter' gemahnt an das Ansehen, welches die Kunst des Rosselenkens, denn ridan bedeutet sowohl reiten als fahren, dem Helden in den älteren Perioden des Volkslebens zu geben vermochte. Wie in den vedischen und homerischen Gesängen klingt der Ruhm desselben auch in den gallischen Namen wieder. Von reda 'Streitwagen' wurden die Redones, von -redius 'currens, velox' die gallischen Eporedii[1] als ἱππόδοοι zubenannt, ebenso Eporedorix, ein Edeling der Häduer. Für einen Angehörigen des ostgermanisch-vandilischen Stammes war der Name wohl noch ein doppelt bedeutungsvoller. Denn er wurzelt nicht nur in den halbnomadischen Lebensgewohnheiten desselben, sondern er fand überdies in dem Stammescult eine alte beziehungsvolle Anlehnung. Wissen wir doch, dass die Vandilier im heiligen Haine bei den Nahanarvalen, ihrer gemeinsamen Cultusstätte, von dem der Fundort unserer Spitze nicht allzu weit entfernt ist, als ihre specielle Gottheit ein jugendliches Brüderpaar verehrten, welches die Römer dem Castor und Pollux verglichen[2]. Wie die griechischen Dioskuren und die vedischen Açvinen dachte man sich dieselben vermuthlich als die berittenen Söhne des höchsten Gottes[3]. Der Mythus von ihren Thaten und ihrem ungleichen Schicksal lebt in der deutschen Heldensage fort. Etwas von ihrem Wesen eignet aber auch ihrem göttlichen Vater, der auf eilendem Rosse, über Meer und Land, seinen Lieblingen zu Hülfe eilt und ihnen so in höchster Noth erscheint als der echte Atrídr und Frárídr.

In Betreff der Zeitbestimmung lässt sich nur ein Ungefähres ausmachen. Aus sprachlichen Gründen und wegen der Alterthümlichkeit einzelner Buchstaben wird man nicht geneigt sein, an eine noch spätere Zeit als das vierte oder fünfte Jahrhundert zu denken, obwohl andererseits auch kein Grund besteht, welcher uns verhinderte, auf das dritte zurück zu gehen.

Weitere Anhaltspunkte dürften sich kaum ergeben. Das Material und die Form der Spitze weisen wohl nicht mehr auf die allerersten, aber doch auf die früheren Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. In der Ornamentik erben sich allerdings weit ältere Motive fort, aber dieselben werden in der damaligen Kunst, soweit wir es verfolgen können, überhaupt nicht sehr rasch verdrängt. Die Tauchirarbeit kann ebensowenig ein entscheidendes Kriterium abgeben. Denn wenn die feineren Werke dieser Art, wie die schöne im Berliner Museum befindliche Ulmer Spitze, auch sicherlich aus der römischen oder byzantinischen Industrie hervorgingen, so lässt sich bei unserer gröberen und primitiveren Technik doch nicht ausmachen, ob hier noch die Traditionen der älteren Incrustationsmethoden unabhängig von der römisch-byzantinischen fortwirken können.

Begleitende Objecte, welche genauere Bestimmungen ermöglichen könnten, sind nicht vorhanden. Nur ein in demselben Orte gefundener gerippter Steinhammer[4] ist bekannt geworden, der jedenfalls keiner allzu frühen Zeit angehört. So bleibt denn nur noch der Fundort selber zu berücksichtigen. Suczyczno liegt östlich vom Bug, dem Nebenfluss der Weichsel, ganz nahe an dem südlichen Quellfluss des Pripet, also zwischen dem Stromgebiet von Weichsel und Dnieper

---

[1] Eporedias (-os, Zeuss) Galli bonos equorum domitores vocant. Plinius, Natur. Hist. III, 17. Glück, Keltische Namen bei Caesar S. 143 ff.

[2] Apud Nahanarvalos antiquae religionis lucus ostenditur. praesidet sacerdos muliebri ornatu, sed deos interpretatione Romana Castorem Pollucemque memorant ... ut fratres tamen, ut iuvenes venerantur. Germania cap. 43.

[3] Müllenhoff, Zeitschrift für deutsches Alterthum 12, 346 ff.

[4] Kohn und Mehlis, Materialien II, S. 85.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Borysthenes), hart an den Rokitnosümpfen. Bei der gewaltigen Ausdehnung der letzteren, die ehedem sicherlich nicht geringer war — 60 Meilen von Osten nach Westen, 30 von Süden nach Norden —, dürften dieselben, die noch heute im Stande sind, das Land durch Ueberschwemmungen periodisch in einen Binnensee zu verwandeln, immer eine Art natürlicher Grenze gebildet haben. Oestlich derselben sind die alten Ursitze der Slaven zu suchen, während die ganze westliche Seite den Germanen mindestens zu jeder Zeit völlig offen stand[1]. Speciell zur Zeit der beginnenden Völkerwanderung war die Gegend sicherlich in germanischen Händen. Denn an Kowel vorüber, wo heute die von Warschau und von Brest-Litowski kommenden Eisenbahnen zusammentreffen, um vereinigt nach dem Süden zu ziehen, lief schon in alter Zeit die durch das Lokal bedingte Strasse, welche aus dem Weichselgebiet nach dem schwarzen Meere hinführte. Dieselbe mussten auch die Gothen benutzen, als sie im dritten Jahrhundert ihre Sitze von der untern Weichsel bis zum schwarzen Meere vorschoben. Andrerseits aber war die alte Amphiktyonie der Lugier der Fundstelle benachbart gelegen, und deshalb ist es misslich zu bestimmen, ob unsere Spitze einst das Eigenthum eines Mannes gothischen oder lugisch-vandilischen Stammes war. Jedoch wird die letztere Annahme eher an Uebergewicht gewinnen, wenn wir gewahren, dass gerade am Nordwestrande derselben Völkergruppe ein Denkmal zum Vorschein gekommen ist, welches dem unseren in allen seinen Besonderheiten so nahe steht, wie es bisjetzt bei keinem anderen annähernd der Fall ist.

II.

DIE SPEERSPITZE VON MÜNCHEBERG.

Die zweite reichverzierte Lanzenspitze mit einer Runeninschrift (Fig. 2) gehört zu dem ansehnlichen Funde, der im Jahre 1865 bei der Anlage des Bahnhofs Dahmsdorf-Müncheberg im Kreise Lebus, Mark Brandenburg, gemacht und der Sammlung des Vereins für Heimathskunde in Müncheberg übergeben wurde[2]. Als damals zur Aufschüttung des Terrains noch beträchtliche Erdmassen nöthig waren, wurde auch eine nahe gelegene Erhöhung, welche der in nördlicher Richtung von der Ortschaft Buckow herkommende Weg hart vor der jetzigen Bahn als Hohlweg durchschnitt, zu diesem Zwecke abgetragen und auf der westlichen Seite desselben jene Entdeckung gemacht. Jetzt ist die einstige Anhöhe, auf der sich rechts und links gewöhnliches Ackerland ausbreitete, als solche nicht mehr erkennbar, sondern in tiefliegende Gärten verwandelt. Da die Stelle den Arbeitern äusserlich durch Nichts aufgefallen war, so hatten sie auf die Lage der Gegenstände wenig Acht, und es konnte nachträglich nur festgestellt werden, dass dieselben 1 bis 2 Fuss, jedenfalls aber so tief unter

[1] Nach Kohn und Mehlis, I, 298, vgl. S. 188, sollen auch die archäologischen Funde östlich und westlich dieses Sumpfgebietes einen verschiedenen Charakter tragen, jene einen friedlichen, diese einen überwiegend kriegerischen. Doch wird hierüber wohl erst die weitere Forschung genauere Aufklärungen erbringen können.

[2] Einen eingehenden Bericht über denselben erstattete Kuchenbuch im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit XIV (1867), S. 37 ff., dem derselbe noch einige Ergänzungen hinzufügte in den Sitzungsberichten des Vereins für Heimathskunde in Müncheberg vom 7. October 1884, wiederholt in der Zeitschrift für Ethnologie 1885, Verh. S. 192 ff. Eine vortreffliche photographische Abbildung der gesammten Fundgegenstände, mit Ausnahme des einen kleineren sehr defecten Schildbuckels, durch Herrn Karl Günther im Photographischen Album der Berliner Ausstellung, Section IV (Brandenburg), Tafel 12, des Runenspeers auf Tafel 13 und 14, vgl. den Katalog der Ausstellung S. 113 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Oberfläche gelegen hatten, dass sie vom Pfluge nicht berührt worden sind. Ebensowenig liess sich entscheiden, ob etwa eine Steinsetzung, Brandspuren oder andere Merkmale vorhanden gewesen waren. Doch glaubt man besonders Ersteres nicht annehmen zu sollen, da sonst wohl die Arbeiter darauf aufmerksam geworden wären.

Hier also lagen in stark lehmhaltigem Sande beisammen: drei eiserne Schildbuckel, in deren grösstem gebrannte Menschenknochen sich vorfanden, neun verschiedene Reste von Beschlägstücken, zwei eiserne Lanzenspitzen, zwei 5 Zoll lange Messerklingen, eine eiserne $5^1/_2$ Zoll lange Nadel, oben mit rundem Knopfe, eine Bronzeschnalle, eine zollange, der Länge nach gerippte grünliche Glasperle, eine Steinperle mit Dreieckverzierungen, endlich noch einige mit Punkten, kleinen Kreisen und Strichen verzierte Scherben von röthlichem Thon, welche zu zwei Urnen gehört haben dürften.

Diese Gegenstände deuten auf keinen grösseren Begräbnissplatz, sondern auf ein einzelnes Brandgrab, in dem wohl nicht mehr als die Ueberreste eines einzelnen Mannes geborgen waren. Bemerkenswerth ist, dass die letzteren nicht, wie es üblich war, in eine Todtenurne gesammelt, sondern in den Buckel eines Schildes geschüttet wurden. Die Beigaben sind diejenigen eines Kriegers, dessen Tracht es indess auch an sonstigem Schmuck nicht fehlte. Das ausgezeichnetste Stück unter ihnen bleibt die grössere, reich verzierte Speerspitze mit der Inschrift, welche sich der Volhynischen so nahe an die Seite stellt. In der That werden beide sowohl durch die Technik der Incrustation mittelst eingelegter breiter Silberfäden, als durch das Arrangement der zahlreichen, zum Theil identischen Symbole und Ornamente, wie durch die an der nämlichen Stelle angebrachte Inschrift aufs Bestimmteste in ein und dieselbe künstlerische Tradition gerückt, mögen ihre Fundorte immerhin durch einen beträchtlichen Zwischenraum getrennt sein.

Ihrer Form halber möchte man die märkische Spitze für die jüngere zu halten geneigt sein. Wenigstens ist die Schmiedearbeit bei ihr eine complizirtere und mehr entwickelte; die Mittelrippe hebt sich mit gratartiger Schärfe aus dem flach gehämmerten Blatte heraus, und der Uebergang von der Tülle zum Blatt ist kein allmählicher, sondern ein sehr bestimmt hervortretender. Die Decoration ist noch mannichfaltiger und beweist einen gewissen freien und grossartigen Zug.

Im Allgemeinen ist das Denkmal wohl erhalten, obgleich der Erdrost die Oberfläche stark angefressen und aus derselben grosse Blasen herausgetrieben hat[1], welche man fälschlich auf die Einwirkung des Feuers zurückzuführen geneigt war. Ob es die Hitze oder ebenfalls der Rost gewesen ist, der das Silber so vielfach aus den Rinnen herausgefördert hat, mag für uns dahingestellt bleiben.

Aus der Tülle ragt auf der einen Seite ein auch inwendig noch vorhandener Eisenstift hervor, welcher dazu diente, den hölzernen Lanzenschaft in der Hülse festzuhalten. Um ihn herum ist ein silberner Kreisring gelegt, während auf der gerade gegenüberliegenden, geschlossenen Seite als Pendant zwei concentrische Kreise um einen Punkt in der Mitte gezogen sind. Durch drei Bänder von je 3 parallelen Ringen wird das Schaftende in zwei Zonen gegliedert. Die hintere breitere trägt ein besonderes Ornament, bestehend aus zwei Gruppen von je 5 übereinandergestellten spitzen Winkeln, welche sich beide mit ihren äusseren Fussenden berühren und so den ganzen Zwischenraum ausfüllen. Dieselben Figuren kehren in ähnlicher Weise auf der kleinen mitgefundenen Thonperle und auf den Urnenscherben wieder, wie sie überhaupt in der älteren Kunst nicht selten angewendet worden sind; die zweite schmalere Zone ist leer und nur von herübergeschwemmten Silberpunkten bedeckt.

---

[1] E. Krause, Zeitschrift für Ethnologie 1882, Verhandl. S. 533 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf der Uebergangsstelle von der Tülle zum Blatt stehen ebensolche Kreise um einen Punkt in der Mitte, wie bei Figur 1, nur dass auf unserem Denkmal noch in den drei Ecken je drei im Dreieck gestellte Punkte als weitere Verzierung hinzugekommen sind.

Wie sehr die Vertheilung der Ornamente auf dem Blatte derjenigen auf der Volhynischen Spitze entspricht, lehrt der Augenschein. Auch die Inschrift[1] nimmt den nämlichen Platz unterhalb der Rippe ein wie dort, nur wird dieselbe, da sie um drei Runen kürzer, der disponible Raum aber grösser ist, der Symmetrie halber noch rechts von einem Kreis, links von einem langgestreckten Bogen eingefasst. Sie ist gleichfalls von rechts nach links zu lesen, was aus der Richtung der Beistriche mit Sicherheit zu folgern ist, und die Lesung von Dietrich, der umgekehrt von links nach rechts fortschritt, von vornherein beseitigt.

Die links von dem Kreise stehende erste Rune ist ein R, und kann nicht mit Dietrich und Stephens als U resp. V aufgefasst werden. Die breite Rundung oben, die leise Einbiegung in der Mitte des Seitenstriches und endlich der etwas nach auswärts umgelegte Fuss deuten ausschliesslich auf ein R, das uns sehr bald auch in entsprechender Gestalt an einer vollkommen sicheren Stelle, in dem Futhark der burgundischen Spange, begegnen wird. In der That gehörte nur noch eine gewisse Abrundung dazu, um aus der auf der Volhynischen Spitze überlieferten Form die unsere hervorgehen zu lassen. Das nächste Zeichen ist ein reguläres A, dessen beide Seitenäste im Gegensatz zu den oben S. 3 besprochenen ganz die normale Lage haben. Bei dem dritten, einem N, ist der Hauptstrich etwas schief ausgefallen, und der Querbalken läuft nicht von oben rechts nach unten links, wie man es bei linksläufiger Schrift wohl erwarten dürfte. Indess sind beide Richtungen, welche ursprünglich gewiss unterschieden wurden, nicht nur auf den deutschen Denkmälern bereits gleichmässig in Gebrauch, sondern ebenso in linksläufiger Schrift auch auf den nordischen, beispielsweise auf dem Stein von Berga in Schweden (Stephens I, 177) und von Tune in Norwegen (Stephens I, 247). Die vierte Rune ist in unseren Inschriften zufällig nirgend weiter belegt, trotzdem kann über ihre Bedeutung kein Zweifel walten, da sie im Norden hinreichend oft und zwar immer als Vertreter der angelsächsischen Ing-Rune vorkommt. Ueberall ist das Zeichen dort aus zwei kleinen Haken oder Bogen componirt, die theils über, theils neben einander gestellt sind, nie aber, mit Ausnahme des Bracteaten von Vadstena, sich unmittelbar berühren. Gelegentlich, wie auf dem Stein von Tune und auf unserer Spitze, haben die Bogen auch eine mehr geneigte Stellung. Diesem äussern Charakter entsprechend ist der Lautwerth des Zeichens kein einfacher, sondern er umfasst den doppelten von ng oder gg nach der griechischen Bezeichnung. Der letzte Buchstabe endlich ist wiederum ein linksläufiges A, und die Lesung der gesammten Inschrift mithin

R A N NG A.

Dies ist jedoch auf keinen Fall schon die vollständige Form des Wortes. Vielmehr muss zwischen der unsprechbaren mittleren Konsonantengruppe nothwendig ein Vocal ergänzt werden, welcher nicht gut ein anderer sein kann, als das bereits in dem Namen der Rune selbst enthaltene I. Dasselbe wird zwar in den nordischen Inschriften vor ng in der Regel ausdrücklich bezeichnet, aber gerade wie hier, fehlt es auf dem Kamm von Vimose (Stephens I, 304), wo HARNGA für den auf dem Stein von Skå-Äng vollständig ausgeschriebenen Namen HARINGA steht (Stephens II, 888). Danach werden wir ohne Bedenken auch in unserem Falle, wie schon Bugge und Wimmer thaten,

[1] Dietrich, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1867, S. 39—41. Derselbe in der Zeitschrift für deutsches Alterthum XIV, S. 92 ff. Stephens, Runic Monuments II, 880 ff., vgl. Zeitschrift für Ethnologie 1885 Verh. S. 193. Sophus Bugge, Aarbøger for nordisk Oldkyndighed 1871, S. 201. Wimmer, Runeskriftens Oprindelse S. 59 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von RANINGA ausgehen dürfen. Denn DIETRICHS Entzifferung ANG NAU, welches er mit 'Speer, steche!' übersetzt, entbehrt, wie gesagt, jeglicher Grundlage.

Was aber ist die Bedeutung dieses Wortes? denn mehr als ein einziges ist es sicherlich nicht. Die patronymische Ableitung mittelst -inga deutet auf einen Eigennamen, den wir hier von vorne herein auch am Ehesten erwarten würden. Nur die Stammsilbe erscheint in ihrem etymologischen Zusammenhange zunächst völlig undurchschaubar. An die nordische Göttin Rân darf nicht erinnert werden, weil diese auf eine ältere Form Rahana, die 'Räuberin', zurückweist, aus der sie durch Contraction entstanden ist. Ebenso wenig lassen sich andere Verkürzungen herbeiziehen, welche erst im Laufe späterer Jahrhunderte in Gebrauch kommen. Von Rana- für Ragana-, Ragin-, Rain- kenne ich keinen Beleg aus einer älteren, irgend wie sicheren Urkunde, da auch die Variante Ranacarius für Ragnacarius bei GREGORIUS TURON. II, 27, welche noch STARK, die Kosenamen der Germanen S. 48 anführt, durch die neue Ausgabe von ARNDT beseitigt wird. Und von Rana- für Hrabana-, Hramne- Ramm- etc. gilt in Betreff der betonten Stammsilben durchaus dasselbe. So bleibt denn nur die von vorn herein natürlichste Annahme bestehen, dass wir es mit der etymologisch berechtigten Schreibung eines wenig bekannten Namens zu thun haben, der sich zum Glück aber noch durch eine Reihe älterer Belege hinreichend stützen lässt.

Eine Thüringerin Ranigunda nennt PAULUS DIACONUS I, 21 aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts als die Gemahlin des Langobardenkönigs Wacho, einen Westfalen Rano v. J. 802 ein Kapitular Karls des Grossen[1]. In den Wormsgau führt uns ein Raningus des Codex Laureshamensis II, 318 v. J. 775, der zwar nicht in einem Originaldiplom oder einer alten Copie überliefert ist, aber durchaus unentstellt aussieht und in dem Ortsnamen Raningas aus dem Weissenburger Codex v. J. 825[2] eine sichere Stütze findet. Möglicherweise lassen sich aus denselben Gegenden noch weitere Vertreter beibringen, wie Ranulf und Ranuoldus, sowie die aus den Ortsnamen Ranheim und Ranuoltestat zu erschliessenden Belege[3]. Aber der Name muss in Deutschland selber früh ungebräuchlich geworden sein, während er besonders in Südfrankreich und Spanien, in den von den Westgothen besetzten Gebieten, als Compositionsglied noch länger sich hielt. Nach Burgund gehört Ranesindus in einer von den Herausgebern als vertrauenswürdig behandelten Urkunde[4] v. J. 670, nach Languedoc Ranihildis, die Tochter des Arvernerfürsten Sigivald um 570[5], ebenso die drei in der Historia Wambae regis Toletani erwähnten Ranimirus, Ranemundus und Ranila v. J. 673,[6] ein zweiter Ranimirus v. J. 862, Ranualdus iudex v. J. 875, Ranesindus v. J. 898, eine 908 bereits verstorbene Ranilo femina, sowie eine andere Ranilo v. J. 946, ferner Ranibertus v. J. 933, Ranimunda, comitis Tolosae filia v. J. 1005, Ranimundus comes v. J. 1005—1039[7], der häufiger erwähnte Ranulfus[8] und einige Andere, die zum Theil noch nicht in citirbarer Form vorliegen. Aus dem nordöstlichen Spanien sind zu nennen: Ranarius, Bischoff von Urgel im Jahre 633[9], Ranosindus aus der Historia Wambae v. J. 673, Ranemirus v. J. 844, Ranimirus rex in Aragone v. J. 1036[10] und eine Äbtissin Ranlo (für Ranilo) v. J. 968[11].

---

[1] Monumenta Germaniae, LL. I, 1, 233.

[2] Zeuss, Traditiones Wizenburgenses ed. C. Zeuss S. 173, vgl. Dr. Schricker in den Strassburger Studien II, 358.

[3] Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I, 709. 1031 und II, 1222.

[4] Diplomata, chartae etc. ad res Gallo-Francicas spectantia ed. Pardessus, Paris 1849, Nr. CCCLXIII Band II, S. 154.

[5] Gregorii Turonensis Opera ed. Arndt et Krusch, Hannover 1885, II, 713, 31.

[6] Du Chesne, Historiae Francorum scriptores I, 822. 832. 833.

[7] Histoire générale de Languedoc par Devic et Vaissete, Toulouse 1875, II col. 332. 378. V, 98. 122. 160. 204. 348. 349.

[8] Du Chesne II, 400. 403. 633. 635. Histoire de Lang. II, 283.

[9] Villanueva, Viage literario a las iglesias de España X, Valencia 1821, S. 16.

[10] Du Chesne aaO. I, 823. — Histoire de Languedoc II, 228. V, 422.

[11] España sagrada par Florez 28, 49.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus Ober-Italien endlich eine Ranihilda v. J. 564[1], sowie Ranigunda, filia Gaidualdi Brexiani ducis aus dem achten Jahrhundert[2]. Wenn auch unter diesen Belegen einige unsichere sein sollten, so dürfte doch die Sippe und das hauptsächliche Verbreitungsgebiet derselben nunmehr wohl festgestellt sein. Wieweit sie aus anderen Gegenden, besonders den angelsächsischen[3], verstärkt wird, muss weiterer Nachforschung vorbehalten bleiben. Das Altnordische bietet leider einigermassen verwickelte Verhältnisse dar, da sich hier die mythischen Namen Hrani[4] und Rani gegenüberstehen, so dass Sophus Bugge den letzteren Beinamen Odins[5] trotz der Allitteration sogar zu emendiren vorschlägt.

Hiermit sind wir aber der Deutung des Namens noch nicht näher gekommen. Die gothischen Sprachreste, und ebenso wenig zunächst die westgermanischen Dialecte[6] helfen uns um keinen Schritt weiter. So werden wir denn die im übrigen tadellose Anknüpfung, welche das Altnordische gewährt, wohl nicht von der Hand weisen dürfen. Das Substantivum rani[7], dem ein gothisches rana, althochdeutsches rano entsprechen würde, bezeichnet die Schnauze des Ebers, gelegentlich auch diejenige des Wolfes[8] und einmal den spitzen Kopf der Schlange[9], vor Allem aber in ganz technischer Anwendung die keilförmige Spitze der nach dem Eberkopf als svînfylking zubenannten Schlachtordnung[10]. Und zwar kann damit nicht bloss, wie ich früher annahm, der vordere Abschnitt des Keiles gemeint sein, sondern der gesammte spitze Keil selber, welcher vor der in gleichen Gliedern und Rotten aufgestellten Heeresmasse, gleichsam vor der Brust derselben[11], angebracht war[12]. Im norwegischen Volksdialect ist diese Bedeutung wenigstens noch erkennbar in dem vielleicht verkürzten rane für den Ring, der durch den Rüssel des Ebers gezogen wird, sowie in dem dazu gehörigen schwachen Verbum rana 'mit einem Ring in der Schnauze versehen', im Uebrigen aber hat das genau lautentsprechende Wort einen weiteren Umfang, indem es auch eine Spitze überhaupt, eine aufragende Klippe, ferner eine Stange oder einen hoch und schmal gewachsenen Menschen bezeichnet[13]. Dies norwegische rane eröffnet uns den weiteren Zusammenhang, zunächst zu dem schwedischen rana[14], 'rasch emporwachsen', rant 'hochgewachsen', rante 'eine lange, magere Person', sowie zu einer Anzahl deutscher dialectischer Worte, besonders dem mhd. Adjectivum ran, ranec 'schlank, schmächtig'[15] und bairischem ran (rân), ranig in derselben Bedeutung[16]; ferner dürften

[1] Marini, I Papiri diplomatici Nr. LXXX. Spangenberg, Iuris Romani tabulae negotiorum sollemnium S. 146.

[2] Paulus Diaconus, Historia Langobardorum ed. Waitz S. 182, 13.

[3] Kembles Codex diplomaticus IV, 3 belegt den Namen Ranig dux v. J. 1018, IV, 135 Ranulf v. J. 1054.

[4] Fornaldar sögur II, 211 ff. vergl. I, 515.

[5] Saemundar Edda S. 339, im Grógaldr Str. 6: þann gól Rindi (Rindr Hss.) Rani.

[6] Die althochd. râne 'intentione' (Steinmeyers Ahd. Glossen II, 117, 13 vgl. Graffs Ahd. Sprachschatz II, 522) und offino rânintin 'manifeste sevientem' (Notkers Psalmen 90, 13 als Gegensatz von 'occulte insidiantem', Hattemer, St. Gallens altteutsche Sprachschätze II, 332) haben langen Wurzelvocal, welcher für die gothischen Namen Ranimirus etc. ausgeschlossen ist, und werden deshalb mit Recht, wie die Göttin Rân, altnord. rân 'rapina' und ræna 'spoliare' an das ahd. birahanen 'rauben' (Hildebrandslied V. 57) angelehnt.

[7] Wenn neben dem constanten rani einmal hrani vorkommt (Fas. I, 380), so dürfen wir in Uebereinstimmung mit sämmtlichen Lexicographen und etwa noch mit einem Hinweise auf Gislason, Um Frumparta etc. S. 64 ff. diesen Fall wohl auf sich beruhen lassen.

[8] Egilsson, Lexicon Poeticum S. 528.

[9] Völsunga saga Cap. 37.

[10] Cleasby-Vigfusson, Icelandic-english Dictionary S. 483.

[11] Fas. I, 380, Fornmanna sögur XI, 304.

[12] Ueber die nordische Keilformation, bes. auf Grund von Saxo Grammaticus, handelt v. Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten II, 215 ff.

[13] Ivar Aasen, Norsk Ordbog S. 580.

[14] Rietz, Svenskt Dialekt-Lexicon S. 524.

[15] Benecke-Müller-Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch II, 1, 552. Lexer, Mittelh. Handwörterbuch II, 340 f.

[16] Schmeller, Bayrisches Wörterbuch[2] II, 102. Vgl. Vilmar, Kurhessisches Idioticon S. 314.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Ranten, Randen 'der Schössling, schlanker Fichtenstamm von 60—70 Schuh Länge, Stange, Hagstange'[1], kärntisch rante 'lange Stange'[2] hierhergehören, besonders wenn der Dentallaut hinter dem n nur ein euphonischer ist[3]. Schwieriger ist sprachlich der Zusammenhang mit dem spätmittelhochdeutschen rans (st. Masc.) 'Rüssel, Maul' zu vermitteln[4], denn wenn dasselbe auch nur durch ein besonderes Suffix (-sa) von dem nämlichen Stamme abgeleitet zu sein scheint, so ist es andrerseits doch schwerlich zu trennen von dem schon aus älterer Zeit und häufiger belegten grans, granso (gleichfalls Masc.), dessen Herkunft vorläufig noch unaufgehellt ist, dessen Bedeutungen aber wiederum eine weitgehende Parallele zu dem nordischen rani eröffnen. Die älteste nachweisbare und festwurzelnde ist 'rostrum, Vordertheil des Schiffes', daneben jedoch bezeichnet es gleich rans den Rüssel verschiedener Thiere, des Wolfes und Ebers, und den Schnabel von Vögeln[5].

Wie der letztere Zusammenhang nun auch zu erklären sei, jedenfalls ist 'spitz und schlank' der Grundbegriff des nicht ohne Verwandtschaft dastehenden Wortes, aus dem sich in gleicher Weise die Bedeutungen Rüssel, Schnabel, wie die der keilförmigen Aufstellung selbständig entwickeln konnten. Wahrscheinlich aber ist rani als 'Keil' nur ein bildlicher Ausdruck; denn wir wissen, dass die Svînfylking eine sehr alte Schlachtordnung der Germanen und anderer arischer Stämme war, welche auch von den Griechen und Römern nach dem Eberkopf (caput porcinum, ὗος κεφαλή) zubenannt wurde[6].

In Betreff der angeführten Eigennamen leuchtet nun alsbald ein, dass bei ihnen mit der Bedeutung schlank oder spitz nicht auszukommen ist; vielmehr setzen sie die kriegerische von rani 'cuneus' unmittelbar voraus, und helfen zugleich dieses Wort als die technische, gemeingermanische Bezeichnung für jene urgermanische Anordnung erweisen. So erst tritt die volle bezeichnende Kraft derselben in ein helles Licht. Dem Sinne nach sind sie ebenso aufzufassen, wie die mit hari- und folc- zusammengesetzten, nur dass sie noch auf specielle Verhältnisse hinblicken und daher auch eine grössere Auszeichnung in sich tragen. Gleich dem eddischen Hamall[7], der von einer zweiten nordischen Benennung für die Keilformation[8] seinen Namen erhielt, ist Ranualdus derjenige der den Keil anführt und an der Spitze desselben steht, Ranosindus der als Gefährte in ihm einherschreitet, Ranemirus der in ihm sich auszeichnet, Ranulfus der wie ein Wolf darin kämpft, Ranemundus der in ihm Schutz findet oder bringt etc. Auch die weiblichen Personen werden durch den zweiten Theil ihrer Namen als durchaus der kriegerischen Sphäre angehörige Wesen gekennzeichnet. Grammatisch sind sie alle vollkommen reguläre Compositionen, in denen der an-Stamm ebenso zurücktritt, wie im gothischen guma-kunds und anderen Bildungen. Bei Raningus, Raningas und unserem RANINGA ist formell eine doppelte Auffassung möglich: sie können in patronymischer Weise von der abgekürzten Namensform Rano hergeleitet sein, mithin als der oder die Abkömmlinge desselben betrachtet werden. Aber im Grunde durfte auch ein Jeder der in dem Keile stand, ein Raning,

---

[1] Schmeller II, 126.

[2] Lexer, Kärntisches Wörterbuch S. 204.

[3] Weinhold, Bayrische Grammatik S. 153.

[4] Mhd. Wörterbuch II, 1, 553. Lexer, Handwörterbuch II, 342.

[5] Prora 'sceffes crans' in den Hrabanischen Glossen (Steinmeyer-Sievers, Ahd. Glossen I, 230, 8). Graff, Althochdeutscher Sprachschatz IV, 333. Mhd. Wörterb. I, 565 f. Lexer, Handwörterb. I, 1069. Schmeller, Bayr. Wörterb. I, 1005. Lexer, Kärntisches Wörterb. S. 121.

[6] v. Peucker aaO. II, 208 f. 237 f. Tacitus, Germania Kap. VI. Vegetius, Mil. III, 19. Agathias II, 8.

[7] Helgakviða Hundingsbana II Str. 6 etc.

[8] Hamalt fylkja, vgl. Egilsson, Lexicon Poeticum S. 293, Cleasby S. 235. Nach einer Bemerkung Müllenhoffs findet dieser Ausdruck darin seine Erklärung, dass Einer — gleichsam der Widder (hochd. hamal) — mit dem Banner vorausging, während die Anderen ihm nachdrängten.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die Gemeinschaft derselben Raninge heissen, ebenso wie von dem altdeutschen her 'die Schaar, das Heer' der auch als Eigenname belegte Hering abgeleitet wurde, als einer der zu einer grossen Schaar gehört oder in ihr sich aufzuhalten pflegt. An die Spitze dieser ganzen Genealogie würde sich aber sehr passend derjenige stellen, der als der Erfinder jener Schlachtordnung galt, Odin, der als solcher eben Rani zubenannt worden sein mag.

Fraglich bleibt nunmehr noch die Endung von RANINGA. Am nächsten würde es liegen, darin wie in TILARIDS den Nominativ Singularis, und zwar von einem an-Stamm zu erblicken. In der That hat das Wimmer aaO. auch gethan. Aber es ist doch zu berücksichtigen, dass im Altgermanischen die mittelst -ing abgeleiteten Substantiva regelmässig starke a-Stämme sind[1], so dass der Nominativ vielmehr Raning oder Ranings lauten müsste. Nur das Altnordische nimmt eine Art Sonderstellung ein, indem es verschiedene Bildungsweisen nebeneinander zulässt. Die starken Formen auf -INGAᛉ, -ingr sind auch in diesem Dialect die zahlreichsten und entschieden die regulären. Neben ihnen steht in den handschriftlich überlieferten Denkmälern die Weiterbildung -*ingjan, für welche indess die Lieder-Edda noch wenige Belege bietet. Das einfache, schwach flectirte -ing ist überaus selten, da ingi im Nominativ erst für ingji eingetreten ist, ja es scheint bisher aus der Litteratur nur durch den schon von Bugge angeführten Namen Suttungi (Genetiv Suttunga)[2] neben Suttungr gestützt zu sein. Somit erhalten die inschriftlichen THRAWINGAN auf dem Stein von Tanum (Böhuslan) und ARBINGANO- auf dem Stein von Tune, welche man nebst dem schon angeführten HARINGA hierher zu ziehen pflegt, innerhalb des späteren Altnordischen nur eine geringe Anknüpfung. Auf keinen Fall können sie uns berechtigen, die nordische Flexion als eine urgermanische zu betrachten und von ihr aus unser RANINGA zu erklären. In anderer Weise aber lässt sich die Endung nicht gut als ein Nominativ Singularis darstellen, denn wenn es grammatisch auch anginge, das auslautende -A als die reguläre westgermanische Entsprechung des urnordischen -Aᛉ zu betrachten, so dürfte doch, ohne weitere Belege, selbst der Hinweis auf die aus dem Germanischen entlehnten, finnischen Substantiva wie hamara, kattila[3] neben ansas, kuningas vorläufig wenig nützen.

Möglich wäre dagegen der Nominativ Pluralis, wenigstens vom Standpunkt des Althochdeutschen aus, so dass der wahrscheinlich als der nämliche Casus aufzufassende Ortsname Raningas sich zur unmittelbaren Vergleichung darböte. Der Pluralis, als die Gentilbezeichnung eines Geschlechtes, liesse sich überdies auf unserer Spitze sehr wohl begreifen, besonders wenn wir annehmen, dass damit die das Geschenk darbringende Sippe gemeint war. Finden wir doch auch auf den griechischen Lanzenspitzen, welche als Weihgeschenke zu Olympia niedergelegt wurden, des Oeftern die blossen Namen der stiftenden Gemeinde ebenso im Pluralis verzeichnet[4]. Trotzdem bleibt die Frage bestehen, ob wir das Suffix -a, welches die hochdeutschen Denkmäler zwar von Anfang an aufweisen, in der That in eine so frühe Zeit zurückzuversetzen berechtigt sind. Die Uebereinstimmung zwischen der gothischen und altsächsischen Endung -os[5] legt uns den Rückschluss auf ein

---

[1] Jacob Grimm, Deutsche Grammatik II² S. 331 ff. Die friesischen Patronymica auf -inga, welche Lübben in der Zeitschrift für deutsch. Alterth. 10, 296 f. anführt, bleiben wohl besser noch aus dem Spiele. Aus deutschen Urkunden, welche nur das weibliche -inga sichern, kenne ich daneben keinen Beleg für ein männliches -inga oder -ingo.

[2] Egilsson, Lexicon Poeticum S. 791, vgl. Tidskrift for Philologi og Pädagogik VII, 249.

[3] Thomsen, Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen (übers. von Sievers), S. 86 ff., 123 f.

[4] Archäologische Zeitung 1876 ff. *Μεθάνιοι ἀπὸ Λακεδαιμονίων* Nr. 3, *Σεκυωνι[οι* resp. *ων]* Nr. 394. 395; vgl. auch Nr. 299. 386.

[5] Mahlow, Die langen Vokale A, E, O in den europäischen Sprachen S. 127 f., vgl. Paul und Braune, Beiträge VI, 550 f. VII, 505 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorhochdeutsches Raningos jedenfalls sehr nahe. So werden wir, indem wir auch von dem Genetiv Pluralis absehen, vorläufig am Besten thun, uns mit unserer Erklärung zurückzuziehen auf denjenigen Casus, der grammatisch die wenigsten Anfechtungen zu bestehen haben dürfte, den Dativ Singularis, der in der vorliegenden Gestalt wenigstens genau zu der Bezeichnungsweise des Ulfilas stimmt. Gegen die einfache Dedicationsform wird wohl kein entscheidender Einwand zu erheben sein, obwohl sonst allerdings auf den runischen Denkmälern sich mehr die Verfertiger oder Besitzer zu nennen pflegen.

Ein bedeutungsvolles, nicht unmittelbar für kriegerische Zwecke angefertigtes Stück war der für altgermanische Verhältnisse ungewöhnlich reich ausgestattete Speer jedenfalls, mag derselbe nun zu den Insignien eines Häuptlings[1] oder freien Mannes gehört haben, oder zu den Spenden, mit denen man den Abgeschiedenen ehren wollte, der hier im Beisein der an ihm Antheil nehmenden Geschlechter verbrannt und bestattet wurde. Beides ist möglich, denn man pflegte, wie wir aus dem angelsächsischen Epos lernen, nicht nur den Scheiterhaufen mit den eigenen Helmen und Schilden und Brünnen des Verstorbenen zu umhängen, so wie dieser selbst es gewünscht hatte, (Beovulf 3138 ff.), sondern die Kriegeshelden spendeten auch für den Todtenhügel aus ihrem Schatze Bauge und Geschmeide und Rüstungsstücke, 'so dass die Kostbarkeiten und das Gold fortan wieder in der Erde liegen, den Menschen so unnütz, wie sie voreinst es waren' (3165 ff.).

Dass die mannigfachen Symbole in Beziehung stehen zu der Bestimmung der Spitze, dürfen wir nur vermuthen. Vorläufig sind sie uns meistens noch sehr wenig bekannt. So das oberhalb der Inschrift stehende, frei und decorativ entworfene Zeichen. Es zerfällt in zwei Abschnitte, ein kürzeres Kopfende und ein schlank verlaufendes Fussstück, welche beide durch einen griffartigen Stab verbunden sind. Das erstere ist zum Theil stark beschädigt, und das Silber vielfach aus den Rinnen herausgetrieben, so dass es an den Rändern der aufgesprungenen, blasenartigen Anschwellung steht, welche den oberen spitzen Winkel des Zeichens durchbrochen hat. Im Uebrigen aber sind die Furchen mit ihren Silberresten überall deutlich erkennbar.

Dass dies symmetrische Ornament nicht willkürlich erfunden ist, sondern eine besondere Herkunft haben muss, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Man darf auch mit einiger Sicherheit annehmen, dass es sich aus dem antiken Fulmen entwickelt hat, obgleich ein unmittelbares Vorbild nirgends nachzuweisen ist, und die gewöhnliche römische Form, das Bündel scharfer, zackiger Strahlen, welches während der Kaiserzeit den Germanen nicht nur auf den Denaren, sondern auch auf den Schilden der Römer oft genug entgegentrat, ziemlich weit abliegt. Dagegen lässt sich die Anknüpfung an die ältere, ursprünglich orientalisch-griechische Gestalt ohne grosse Schwierigkeit vermitteln. Die letztere, welche von vorn herein mehr zu ornamentaler Behandlung neigte, hat im ganzen Umkreise des Hellenismus die weiteste Verbreitung gefunden, und lässt sich in ihren Spielarten von Klein-Asien und Griechenland[2] über Sicilien und Ober-Italien[3] bis Spanien hin deutlich verfolgen. Sie besteht aus dem Donnerkeil mit einfachen oder doppelten, oft weit nach oben oder unten reichenden, gebogenen Schwingen, welche häufig die wichtigsten Bestandtheile des Zeichens werden, häufig aber auch zu blossen Strichen zusammenschrumpfen. Und wenn sonst sehr sorgfältige Abbildungen nicht trügen, so kann bei diesem Typus, wie bei Fig. 1, einer Münze des spanischen Rhoda[4], der Donnerkeil selber sogar

Fig. 1.

[1] Nach Gregorius Turon., Hist. VII, 33 und Paulus Diaconus VI, 55 galt bei den Franken und Langobarden die Ueberreichung des Speeres als ein Zeichen der Herrschaftsübertragung, ebenso nach Thietmar V, 9 und VI, 3 bei den Sachsen noch in späterer Zeit; vgl. v. Peucker aaO. II, 136 f.

[2] Catalogue of Greek coins (Central Greece) edit. by Reg. Stuart Poole, London 1884, Tab. VIII, 1 (Böotien).

[3] R. Stuart Poole, Catalogue etc. Sicily S. 26. 29. 43. 198 etc. Italy S. 83 (Capua). 164 (Tarentum).

[4] Heiss, Description générale des monnaies antiques de l'Espagne, Paris 1870, Pl. I, 3.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gänzlich fortfallen. Unter den specifisch römischen Münzen stellen hauptsächlich die Consulardenare[1] mehrere Vertreter dieser Gattung, aber der Mittelstab, der höchstens etwas reducirt erscheint, ist doch auf ihnen stets ebenso vorhanden wie auf den gallischen Münzen, von denen besonders die älteren Nachahmungen des macedonischen Goldstaters ganz entsprechende Fulmina wie Fig. 2 aufweisen[2]. Eine unserem Zeichen näher stehende römische Form mag uns Fig. 2, ein Schild aus dem Denar der alten gens Coelia[3] repräsentiren, sowie Fig. 3, eine den pannonischen Araviskern zugeschriebene Münze[4]. Ob nun die, wie es scheint, speciell germanische Fortbildung unmittelbar hieran anknüpft, oder ob bereits eine frühere Entlehnung aus dem europäischen Südosten stattgefunden hat, müssen wir so lange dahingestellt sein lassen, bis anderweitige Argumente darüber entscheiden. Als charakteristisch für diese letzte Umgestaltung ist jedenfalls das ausschliessliche Betonen der ursprünglich nebensächlicheren Theile zu betrachten, so dass von dem alten Donnerkeil nur noch in dem kurzen Mittelstab ein Rest übrig blieb, während die Seitenstäbe der beiden ungleich gewordenen Hälften (die alten Schwingen) mehr hervortraten und mit ihren rund zurückgebogenen Enden einen durchaus ornamentalen Charakter annahmen. Dem germanischen Künstler lag somit der Gedanke an den Blitzstrahl wahrscheinlich vollkommen fern, er hat lediglich ein von seinen Nachbarn ihm zugekommenes Symbol nach- oder umgebildet.

Fig. 2.

Fig. 3.

Auf der Rückseite der Spitze erblicken wir oben rechts dasselbe Hakenkreuz wie auf der Volhynischen, nur dass an jedem Ende noch drei Punkte als Abschluss gruppirt sind. Dasselbe ist der Fall bei dem daneben stehenden Zeichen, einem sehr regelmässigen Triquetrum, welches auf germanischen Denkmälern ziemlich selten vorkommt. Als Symbol hat es dieselbe Herkunft wie das Fulmen und das Hakenkreuz. Im Orient, seiner alten Heimstätte, ist es häufig, ganz stereotyp z. B. auf den lykischen Münzen[5] und zwar in der, wie es scheint, noch alterthümlicheren Form, bei welcher die Schenkel in der Mitte nicht in einem Punkte zusammentreffen, sondern in regelmässigen Abständen um einen Kreis gestellt sind. In Süd-Europa wird es öfter gefunden in dem weiten Kreise der älteren Mittelmeerkultur, von Klein-Asien bis Portugal, in Mittel-Europa dagegen seltener. Doch treffen wir es auf den gallischen Münzen vornehmlich, und zwar mehrfach zusammen mit dem Fulmen, auf den Nachahmungen der Philippeers[6], ferner zum Theil als isolirtes Ornament auf den Münzen der Volcae und Arverner (?)[7], sowie auf einem vielleicht schon etwas späteren Regenbogenschüsselchen von Donauwörth[8]. Gleichfalls den gallisch beeinflussten Gegenden eignet daneben

[1] Cohen, Monnaies de la République Romaine tab. IX, 14 (der Gens Calpurnia) etc.

[2] Vgl. z. B. die Münzen der Helvetier, bei Meyer, Beschreibung der in der Schweiz aufgefundenen gallischen Münzen Nr. 100, und diejenigen der Arverner, Revue Numismatique 1856 Pl. X, 1. 2, auch Hucher, L'art Gaulois 5, 1. 53, 1, Lelewel, Type Gaulois VIII, 6.

[3] Cohen aaO. Planche XIII, 4.

[4] Revue Numismatique 1860 p. 203, wo nur mit Unrecht behauptet wird, dass sie eine Nachahmung der Denare der Cornelier sei. Sie ist keine bestimmte Copie, sondern nur eine provinziale Neuprägung nach dem Muster der Consularmünzen. Mommsen, Geschichte des Römischen Münzwesens S. 696, nimmt an, dass diese in grossen Massen gefundenen Denare höchst wahrscheinlich von den Araviskern in der heutigen Stuhlweissenburger Gespanschaft um die Zeit der letzten julischen Kaiser geschlagen wurden.

[5] Fellows, Coins of ancient Lycia, Taf. III sq.

[6] Revue Numismatique, Paris 1855, IV, 11. 1858 S. 115, Meyer aaO. Nr. 98. 100, Lambert, Essai sur la Numismatique Gauloise Pl. II, 6. 10. 11.

[7] Revue Numismatique, Paris 1866, Pl. XV, 21. XVI, 39. Revue de la Numismatique Belge 1859, Pl. V, 6 und S. 176.

[8] Franz Streber, Ueber die sogenannten Regenbogenschüsselchen, in den Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften IX S. 179 und Taf. VII Nr. 84. Vgl. Revue Num. 1855 S. 158 und Pl. V, 3.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die umgebildete Form mit einem Dreieck in der Mitte und gekrümmten Schenkeln mit zusammengerollten Endspiralen[1]. Aber auch im östlichen Germanien, nahe dem Fundort unserer Lanzenspitze, sowie in den benachbarten Gegenden, ist das Triquetrum in seiner reinen Form seit älterer Zeit heimisch: auf einer Schaale des Gräberfeldes von Zaborowo im südwestlichen Posen steht es innerhalb eines von Punkten umgebenen Kreises[2], in ähnlicher Umgebung auf einer bemalten Schaale von Kazmierz[3], und so lässt es sich von Posen und Schlesien weiter bis nach dem Norden hinauf verfolgen[4]. Den merkwürdigsten Doppelgänger aber hat nicht nur das Triquetrum, sondern auch die sonstige Ornamentik unserer Spitze neuerdings gefunden auf dem grossen jütischen Bronzewagen von Dijberg-Mose (Dijberg Sogn, Belling Herrad, Ringkjöbing Amt), über den Herr Dr. Petersen eine Publication vorbereitet. Derselbe ist nach einer freundlichen Mittheilung Prof. Virchow's 'ein hölzerner Wagen von natürlicher Grösse, mit vier Rädern, einer mächtigen Deichsel, einem Sitzstuhl, grossen Bordbrettern etc., und das Alles mit reichen Bronzebeschlägen. Die Bronzebleche sind in Figuren ausgeschnitten und mit grossen Bronzenägeln befestigt, deren Köpfe in je drei Felder mit gekreuzter Schraffirung getheilt sind. Darauf finden sich zahlreiche Triquetra mit drei Punkten an den Enden, zuweilen mit einem Kreise im Centrum, ferner Sonnenkreise mit einem Kranze von Punkten herum, auch solche mit ein paar concentrischen Kreisen binnen. Dann drei aneinander gesetzte Halbkreise, an deren Spitze wieder die drei Punkte'.

Von den Triquetris ist Figur 4 durchaus die lykische Form[5], zu der nur die drei Punkte an den Enden hinzugekommen sind, Figur 5 diejenige unseres Runenspeers. Völlig neu dagegen und sehr interessant sind die drei aneinandergerückten Halbkreise (Fig. 6), welche sich in dieser An-

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

ordnung bisher noch nirgend fanden. Gleichwohl aber eröffnen sie uns einen neuen Zusammenhang mit den Ornamenten beider Lanzenspitzen. Denn es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass sie den auf jenen zerstreut angebrachten, einzelnen Bogen oder Halbkreisen entsprechen. Auch ihre Enden sind an beiden Seiten mit eben solchen Punkten versehen[6], wie auf der Müncheberger Spitze der unterhalb der Rippe stehende und zum Theil durch Rostfrass unkenntlich gemachte Bogen, während der andere neben der Inschrift befindliche, sowie die auf der volhynischen Spitze angebrachten dieselben entbehren.

Es fragt sich nun, ob diese Bogen als einfache geometrische Figuren, oder ebenso, wie die vorhin besprochenen Zeichen als wenigstens ursprünglich bedeutungsvolle Symbole zu betrachten

[1] Hierher gehört das bekannte Ornament auf den Schwertscheiden von La Tène (Keller, Pfahlbauten. Sechster Bericht, Zürich 1866, Tafel X und XI), auf dem Helme von Amfreville (Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit III, Heft 1 Taf. 3, 8 vgl. S. 23 f.), auf den Fundstücken von Waldalgesheim in Rheinhessen (Lindenschmit aaO. III, 1, 1), u. A. m. Dasselbe lässt sich in seiner einfacheren Gestalt in Gallien gleichfalls bis zu den (arvernischen ?) Philippeern zurückverfolgen (Rev. Num. 1856, Pl. X, 5, Hucher 19, 1).

[2] Virchow, Zeitschrift für Ethnologie 1874, Verhandl. S. 217 und Taf. XV.

[3] Schwartz, Zweiter Nachtrag zu den Materialien zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen 1880, Taf. I, Fig. 6.

[4] Virchow aaO. S. 220.

[5] Dieselbe kann ich auf gallischen Münzen wenigstens einmal nachweisen: auf einem Exemplar des auf der Insel Jersey gemachten, sehr ansehnlichen Münzfundes (Revue Num. 1884, Pl. VI, 15).

[6] In Betreff der letzteren vgl. auch den von Stephens III S. 261 abgebildeten Bracteaten aus Süd-Norwegen.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind. Wir dürfen wohl das Letztere annehmen, da das Ornament, trotz seiner geringeren Häufigkeit in Deutschland, doch dieselbe Herkunft und im Ganzen auch dasselbe Verbreitungsgebiet wie jene hat. Auf den orientalischen Denkmälern ist die Geltung desselben als Mondsichel gar nicht zu bezweifeln. Auf persischen Steinen und Münzen[1] ist es ein regelmässig wiederkehrendes Symbol, das auch innerhalb der griechischen und römischen Welt, auf älteren wie jüngeren Münzen aus Macedonien, Thracien, Griechenland und Italien in der nämlichen Bedeutung vielfach angetroffen wird[2]. Ganz besonders häufig kommt dasselbe jedoch in Gallien vor, in dessen südlichen und mittleren Provinzen es seit alter Zeit eingebürgert ist: sowohl auf den Münzen von Massilia, wie auf den nachgeahmten Philippeern, auf denen wir es weit nach dem Norden und Osten hin verfolgen können[3], ebenso auf den Münzen der Volcae Tectosages, deren fast durchaus anepigraphische Prägungen uns aus dem ganzen Umkreise der Provence und darüber hinaus, bis in die Schweiz und Süddeutschland hinein, in grosser Vollständigkeit vorliegen[4]. In ihren älteren Vertretern sind dieselben unverkennbare Nachahmungen der noch von dem alten Mutterlande her beeinflussten Münztypen der griechischen Coloniestädte Rhoda und Emporiae, welche für diese Völkerschaften massgebend wurden, und deren Typen in den immer barbarischer werdenden Prägungen der späteren Zeit ganz unzweideutig sich fortpflanzen. Mag man nun auch auf den wenigen Originalmünzen von Rhoda die Entstehung des betreffenden Ornamentes aus der Rose für wahrscheinlich halten, so ist doch auf vielen ältesten und fast allen folgenden gallischen Nachahmungen bereits die unzweideutige Mondsichel an deren Stelle getreten. Eine solche, höchst wahrscheinlich gallische Nachprägung des rhodischen Typus, welche

Fig. 7.

Fig. 8.

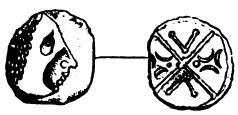


Fig. 9.

Fig. 10.

eine ganze Collection grösserer und kleinerer Mondsicheln vereinigt, ist Fig. 7[5]. Die Zugehörigkeit von Fig. 8[6] wird durch die ausnahmsweise vorhandene Aufschrift ausser Zweifel gestellt, und dasselbe ist durch den Fundort und den Anfangsbuchstaben der Fall bei Fig. 9[7], welche eine ebensolche Zusammenstellung von drei Mondsicheln aufweist wie Fig. 10, ein keltisches Regenbogenschüsselchen[8] aus Ampfing (zwischen Isar und Inn), und wie in anderer Gruppirung das Ornament des Wagens von Dijberg. Auf böhmischen und süddeutschen Regenbogenschüsselchen, welche uns vielleicht schon in den Anfang unserer Zeitrechnung hineinführen, bildet der unter einem Strahlenkranze stehende Halbmond häufig das Gepräge. Gestützt auf diese Parallelen und den in analoger Weise sich immer wieder eröffnenden Zusammenhang, dürfen wir den Sichelbogen unserer Lanzenspitzen wohl dieselbe Bedeutung zuschreiben, besonders da auch auf einer Reihe derselben Sphäre an-

[1] Adrien de Longpérier. Mémoires sur la chronologie et l'iconographie des rois Parthes Nr. 70—160.

[2] Vgl. z. B. Müller, Numismatique d'Alexandre le Grand, Tab. III ff., Poole, Thrace S. 77 (Aenus), 105 (Byzantium), 165 (Philippopolis), Central Greece Tab. XVI, 5—9, Italy S. 153 etc.

[3] Meyer aaO. Nr. 95. 96 etc., Revue Num. 1856, Pl. IX, 4. 9 und 1884, VI, 4 etc. Jahresbericht des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg, 1839 und 40, Taf. II und III. Auf Steindenkmälern ist das Symbol seltener, obwohl es natürlich vorkommt.

[4] De la Saussaye, Monnaies anépigraphes des Volces-Tectosages, Revue Numism. 1866 S. 389 ff. und Pl. XIV—XVII. Revue de la Numismatique Belge 1879, Pl. XII f. Meyer aaO. Nr. 76 ff.

[5] Revue Numismatique 1867, Pl. I, vgl. S. 1 ff.

[6] Rev. Numism. 1866, Pl. XVII, 56.

[7] Ebenda Nr. 51.

[8] Streber aaO. Tafel 8, Nr. 104.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehöriger deutscher Denkmäler die leichter zu recognoscirende, von Strahlen oder Punkten umgebene Sonnenscheibe dargestellt ist.

Obwohl dies Ornament auf unserer Spitze nicht vorliegt, hat es für unseren Zusammenhang doch eine gewisse Bedeutung. Wenn wir mit dem Dijberger Wagen anfangen, können wir es in verhältnissmässig grosser Zeichnung auf einer Anzahl bemalter Vasen von Jütland in südöstlicher Richtung weiter verfolgen: zunächst auf einer für italisch geltenden Schale, welche in der Steinkiste eines Kegelgrabes bei Frelsdorf, Amt Bremervörde, mit einer bronzenen Pincette zusammen gefunden wurde[1], sodann auf den schon von Virchow angeführten Schalen resp. Urnen[2] aus Zaborowo (mit einem Triquetrum im Centrum), aus Leschwitz in Unterschlesien und aus Glogau, sowie mit einer bemerkenswerthen Variation auf einer Urne von Neumarkt bei Breslau, auf welcher die roth gemalte Scheibe nur nach oben hin fünf längere Strahlen aussendet, während der übrige Umkreis durch elf Punkte ausgefüllt wird. Als einfacheres Ornament kehrt es auf etwa gleichzeitigen Denkmälern, die sich in ununterbrochener Reihe von Dänemark bis nach Schlesien, Böhmen und Ungarn hin fortsetzen[3], sehr häufig wieder.

Sehen wir uns nun nach ähnlichen Darstellungen ausserhalb Germaniens um, so scheinen auch für dieses Zeichen so gut wie gar keine klassischen Parallelen vorhanden zu sein, denn von den sternartigen Figuren müssen wir natürlich ebenso absehen, wie von dem eigentlichen, ums Haupt gelegten Strahlenkranze[4]. Dagegen bieten die gallischen Münzen wiederum vollkommen entsprechende und identische Symbole in grosser Anzahl dar, die freilich noch eine besondere, wenn auch nicht einheitliche Geschichte haben. Ein Theil derselben lässt sich durch die vorhandenen Zwischenstufen vollkommen deutlich bis zu dem oben strahlenumgebenen Kopf des Helios zurückverfolgen, der auf dem echten Philippeus unter der Biga hervorschaut[5], und mit dem auch die Urne von Neumarkt eine gewisse Verwandtschaft zu bewahren scheint. Daneben aber werden noch andere Zusammenhänge vorwalten. Denn ausser alten oberitalischen Darstellungen sind bis jetzt grade nur aus derjenigen Gegend Europas, von der die gallische Numismatik ihren eigentlichen Anstoss erhielt, nämlich aus Macedonien und Thracien, ganz entsprechende von Strahlen umgebene Sonnenscheiben und Sonnenräder nachzuweisen[6]. So lassen sich zwar auch die erwähnten Figuren aus dem östlichen Deutschland unmittelbar mit den letzteren combiniren, aber natürlicher ist es, sie von demjenigen Formenschatze nicht zu trennen, der den Germanen von ihren nächsten südlichen Nachbarn überliefert wurde.

Es bleibt noch ein letztes, von den ersten Herausgebern übersehenes Ornament zu besprechen übrig: das unterhalb der Rippe über dem stark verletzten Sichelbogen angebrachte Zeichen, welches nicht gut etwas Anderes als eine Peitsche darstellen kann[7]. Der Stiel derselben fängt

---

[1] Photographisches Album, Section V, Tafel 11. Katalog der Ausstellung S. 202.

[2] Zeitschrift für Ethnologie 1874, Tafel XV und Verh. S. 217.

[3] Vgl. z. B. bei Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa. Deutsche Ausgabe von J. Mestorf. Tafel VII, 3. IX. XI etc.

[4] Stephani, Nimbus und Strahlenkranz, Mémoires de l'académie impériale de St. Pétersbourg 1859 S. 357 ff.

[5] Mionnet, Description de Médailles antiques, Planches, LXX, 1. Zur Vergleichung mögen folgende gallische Exemplare dienen: Meyer aaO. Nr. 104. Revue Num. 1856, IX, 7. — 1884, VI, 8 f., sowie die einfachen, von Punkten umgebenen Kreise: Revue Num. 1866, XV, 16—24 (Volcae), 1884, V, 10. 19, VI, 17 etc. Meyer Nr. 27 ff.

[6] Poole, Catalogue, Macedonia S. 133 (aus dem 3. Jahrhdt. v. Chr. ?), vgl. S. XIX etc. Gardner, Solar symbols of Macedon and Thrace, The numismatic chronicle, London 1880, S. 49 f. Taf. II—IV. Vgl. auch Mionnet aaO. Pl. LXII, 6 (aus Chalcedon in Bithynien). Doch weisen die thracisch-macedonischen Münzen noch mit anderen Symbolen nach der kleinasiatischen Küste hinüber.

[7] Wenn Kuchenbuch in der Zeitschrift für Ethnologie aaO. S. 196 bemerkt: 'Herr H. nennt dies Zeichen eine Peitsche; ich bin aber doch noch zweifelhaft, ob sich die Gravirung ganz dicht am Graht fortsetzt oder hier, wo etwa

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grade unter dem Fusse des darüberstehenden Triquetrums an und läuft immer dicht neben der Rippe entlang. In der Mitte ist er durch einen später aufgeworfenen Wulst zerstört, so dass nur noch eine Silberspur und etwas von der Rinne übrig geblieben ist. Rechts des Wulstes wird er dagegen wieder vollkommen deutlich mit seiner reichlichen Silbereinlage, die nur bei der Wendung nach unten, sowie am Ende der kurzen Schnur etwas spärlicher erscheint. Unmittelbar neben der letzteren, aber nicht mit ihr zusammentreffend, erhebt sich der zum Theil aufgesprungene Rand der Anschwellung.

Diese Abbildung führt uns ein besonderes Geräth aus dem germanischen Alterthum vor Augen. Es ist weder die Form der aus mehreren Strängen bestehenden antiken Geissel, noch diejenige des gewöhnlichen Steckens (stimulus, κέντρον), dessen sich auch die alten Germanen zum Antreiben der Pferde und Zugthiere bedienten (gothisch gazds, altnord. gaddr, althochd. gart, welche Worte man etymologisch mit lat. hasta zusammenzustellen pflegt), sondern die einstriemige Peitsche (scutica), welche nicht nur von den römischen und griechischen, sondern regelmässiger wohl noch von den barbarischen Wagenlenkern gehandhabt wurde. Auf einer zu Istib gefundenen Münze[1] sehen wir einen alten thracischen oder macedonischen König mit einem genauen Ebenbild der Müncheberger die Ochsen vor seinem Gefährte antreiben. Eine ähnliche erblicken wir in der Hand eines macedonischen Wagenlenkers auf einer Münze von Olynthus, eine andere, mit längerer Schnur versehene, schwingt ein persischer Edler auf dem pompejanischen Gemälde der Alexanderschlacht. Dem entsprechend mag wohl auch die unsere nicht als das Attribut eines Reiters, sondern als das eines wagenlenkenden vornehmen Mannes aufzufassen sein. Nach dem deutschen Namen suchen wir vergeblich, da die nur einmal belegte gothische hnuto, hnuþo (II. Korinth. 12, 7) σκόλοψ übersetzt und auch der beigeschriebenen Glosse (gairu) nach mit gazds synoym sein dürfte, während angels. hveop ursprünglich wohl die schwanke Ruthe bezeichnet, und die 'Peitsche' erst im späten Mittelalter aus dem Slavischen herübergenommen zu sein scheint. Jedenfalls aber erhalten wir durch jene Abbildung ein neues Zeugniss für das Ansehen, in dem die Kunst des Rosselenkens bei den alten Germanen stand.

Wenn wir nunmehr unsere Erwägungen über die einzelnen Ornamente zusammenfassen, so müssen wir sagen, dass die letzteren allerdings kein Kriterium für das Alter der Inschrift abzugeben vermögen, denn sie gehören wohl ins Gesammt zu denjenigen ursprünglich orientalischen Symbolen, welche schon in einer älteren Zeit zu den Germanen gekommen sind und deren Kunst lange eigenthümlich blieben. Aber sie haben für die historische Betrachtung doch einen gewissen selbständigen Werth, indem sie uns zu Zeugnissen werden für die Kultureinflüsse, denen diese Gegenden in jener früheren Zeit vorzugsweise ausgesetzt waren. In der That ist es unverkennbar, dass die Berührungen zwischen ihnen und der römischen oder griechisch-byzantinischen Kunst nur geringfügige sind, während ein enger Zusammenhang mit der keltischen in evidenter Weise immer wieder hervortritt. Innerhalb der letzteren scheint sich sogar ein Anhaltspunkt zu bieten für das Alter und die speciellere Herkunft der behandelten Symbole. Denn sowohl die entsprechende Form des Fulmen wie das Triquetrum, die Sonnenkreise wie die Mondsichel, denen sich noch weitere Zeichen anreihen lassen, scheinen etwa gleichzeitig mit den Nachahmungen des Philippeus

---

der Stiel der Peitsche sein müsste, das Silber nur oben aufliegt', so darf ich dagegen anführen: dass auch auf der Photographie, gerade so wie unsere Abbildung es darstellt, die Rinne links der Verletzung vollkommen deutlich ist, ebenso die zum Theil ausgefüllte Rinne auf der rechten Seite; dass es überaus seltsam wäre, wenn die beiden, durch die Anschwellung unterbrochenen Abschnitte nicht zusammengehörten; und dass endlich Angesichts des Denkmals selber meiner Interpretation von keiner Seite Zweifel entgegengesetzt worden sind.

[1] Poole, Macedonia etc. S. 150, vgl. S. 86.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Umlauf gekommen und weithin verbreitet zu sein. Wenigstens können wir sie alle auf den macedonischen Originalmünzen nachweisen, mit einziger Ausnahme, wie es scheint, des Triquetrums, welches aber grade auf den reinsten gallischen Nachprägungen mit beibehaltener Aufschrift verhältnissmässig häufig vorkommt, und späterhin sich umwandelt oder seltener wird. Ebenso ist das Hakenkreuz auf macedonischen Münzen häufiger angebracht. Wenn wir nun mit Mommsen annehmen[1], dass man im zweiten Jahrhundert vor Chr. anfing, in Gallien das macedonische Goldstück nachzumünzen, so würde sich auch für die deutschen Symbole ein gewisser Terminus a quo ergeben, falls man daran festhalten darf, dass diese Zeichen einer gemeinsamen Schicht angehören, welche von der entsprechenden gallischen nicht zu trennen ist. Von historischer Seite würde diese Annahme nur Unterstützung finden. Denn die weit ausgebreiteten keltischen Stämme, welche ihrerseits auch den Zusammenhang mit dem Orient neu erschlossen hatten, müssen unseren Vorfahren, und nicht am Wenigsten der südöstlichen Gruppe derselben, lange Zeit hindurch alles Wesentliche vermittelt haben, was aus der Kulturwelt des Südens an sie herantrat. Ueberdies dürfte auch derjenige, der ohne eine solche Vermittelung auszukommen versucht, schliesslich doch wieder auf ungefähr dieselben historischen Ereignisse zurückgeführt werden, welche für die keltische Entwickelung so einflussreich geworden sind.

Auf beiden Lanzenspitzen macht nun die Vereinigung der zahlreichen Symbole mit den Eigennamen entschieden einen wappenartigen Eindruck. Und wir mögen uns deshalb immerhin vorstellen, dass jene germanischen Häuptlinge einen gewissen Ausdruck für ihre Stellung darin fanden, wenn sie auf einer zugleich als symbolisch geltenden Waffe eine ähnliche Zusammenstellung vornahmen, wie die gallischen oder römischen Herren auf ihren Münzen es thaten.

Welcher Gruppe der germanischen Stämme der Besitzer des Müncheberger Speeres angehörte, lässt sich von rein grammatischer Seite leider nicht ausmachen, besonders so lange es nicht gelingt, den Casus des Eigennamens in überzeugender Weise festzustellen. Auch die Fundstätte vermag nichts Positives auszusagen. Auf der Kiepertschen Karte finden wir in der Gegend von Müncheberg zwar schon Semnonen eingetragen, in der That aber wissen wir doch nicht genau, wo hier in alter Zeit die Grenze zwischen den östlichen und westlichen Stämmen lief. In archäologischer Hinsicht und in den Bestattungsgebräuchen treten in diesem Theile der Mark jedenfalls schon engere Zusammenhänge mit dem Osten hervor, welche erst in der Priegnitz den westlichen Typen Platz zu machen scheinen[2]. Auch die nahe Verwandtschaft zwischen der volhynischen und der märkischen Spitze dürfte nicht ganz ausser Acht zu lassen sein[3].

Mit grösserer Entschiedenheit werden wir jedoch auf die östliche Völkergruppe hingewiesen durch das oben dargelegte Verbreitungsgebiet des Namens selber, der zwar auch anderswo nicht unbelegt ist, aber mit besonderer Zähigkeit grade unter den Westgothen fortlebt, von deren alten Sitzen der Fundort nicht mehr weit entfernt liegt. Jedenfalls werden wir annehmen dürfen, dass sich ein grösserer Theil der in der östlichen Mark angesessenen Germanen beim Beginn der Wanderung denjenigen Schaaren anschloss, welche nachher in der Geschichte als Westgothen auftreten, und deren letzte Reste wir noch an dem heimischen Klang ihres alten Namens in Südfrankreich und Spanien wiedererkannten.

---

[1] Geschichte des römischen Münzwesens S. 679 ff.

[2] Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa S. 188 f.

[3] Den schon erwähnten Bezügen fügt Kuchenbuch noch einen weiteren hinzu, indem er Zeitschr. f. Ethnol. 1885. Verh. S. 159 bemerkt, dass die Ornamente, welche auf beiden Seiten der volhynischen Spitze rechts oberhalb der Rippe angebracht sind, vielleicht nur die beiden Hälften des auseinandergenommenen Fulmen, ohne den Mittelstab, seien. Derselbe Gedanke hat auch mich beschäftigt, ohne dass ich freilich im Stande war, ein bestimmteres Argument dafür oder dagegen zu finden.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch für die Chronologie der Inschrift gewinnen wir von sprachlicher Seite vorläufig keinen näheren Anhalt. Eher von archäologischer. Dass die Form der Eisenspitze eine jüngere sei, wurde schon erwähnt. Ebenso versetzen uns noch andere Gegenstände in die römisch beeinflusste Zeit, am bestimmtesten wohl die Schildbuckel, welche das Muster der römischen Umbonen deutlich zur Schau tragen. Im Uebrigen aber darf bemerkt werden, dass auch die Bronzekunst zur Zeit noch nicht völlig verdrängt war. Denn obwohl das Müncheberger Grab nur geringfügige Reste aus diesem Materiale enthielt, so wurden doch eben solche Stücke, wie in ihm aus Eisen, in der Nähe mehrfach aus Bronze angetroffen. Eine lange Nadel von derselben Gestalt und Grösse wie die Müncheberger fand man aus Bronze in Kazmierz[1]; ein anderer Gegenstand, den man am besten wohl als Gürtelhaken auffasst, wiederholt sich aus Bronze in den Gräbern von Willenberg (Ostpreussen), wo er nebst einer Bronzefibel, Bronzebeschlägen und einigen Glasperlen in ein Stück Zeug eingewickelt war[2]; ein dem Müncheberger gleichartiges Gürtelbeschlägstück lag aus Bronze in Uekerhof (Stettiner Museum) neben frühen römischen Fibeln[3]; ein eisernes Messer, welches demselben Typus wie das eine Müncheberger angehört, lehnte in Grevenkrug (Holstein) an einem Bronzegefäss[4]. Die cannelirten, röhrenartigen Glasperlen endlich sind typisch für diejenigen Gräber Nord- und Ostdeutschlands, in denen der erste weitgehende Einfluss römischer Kultur sich feststellen lässt[5], doch wurden solche in der Nähe von Warschau auch noch mit einer ausgezeichneten La-Tènefibel zusammen gefunden[6].

Wir erkennen aus diesen Dingen eine nur langsam und allmählich sich vollziehende Umbildung der älteren Industrie und gewinnen einen Ausblick auf die ruhige Fortentwickelung der Zustände bei den im alten Heimathlande noch verharrenden Germanen.

II[a].

DIE SPEERSPITZE VON TORCELLO.

Am 18. Oktober 1883 bemerkte der norwegische Archäologe Ingvald Undset auf einem Ausfluge nach Torcello bei Venedig in dem dortigen kleinen Museum eine bronzene Lanzenspitze von ungewöhnlicher Form und Grösse, welche nach der Aussage der Custoden eine etruskische Inschrift tragen sollte. Da er die letztere alsbald als eine runische erkannte, so berichtete er über den eigenthümlichen Befund an die Berliner anthropologische Gesellschaft unter dem 21. Oktober und 27. November 1883[7].

---

[1] Photographisches Album, Section IV, Tafel 4.

[2] Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa S. 146 Anm. 2, vgl. S. 158 und 523.

[3] Undset aaO. S. 252.

[4] Undset aaO. S. 301.

[5] In Betreff Ostpreussens vgl. Tischler im Katalog der Ausstellung S. 403 f.

[6] Kohn und Mehlis, Materialien I S. 151.

[7] Zeitschrift für Ethnologie 1883, Verhandlungen S. 520 ff., 546 ff., nebst einer Abbildung in halber Grösse, nach der Zeichnung des dänischen Architekturmalers Hansen, auf Tafel IX, welche indess die Runen nicht ganz getreu reproducirt. Unsere Figuren 11 und 12 geben die dargestellten Theile in Originalgrösse gleichfalls nach der Zeichnung von Hansen wieder, während für die Inschrift ein von Undset angefertigtes Cliché zu Grunde gelegt werden konnte. Seitdem hat Herr

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Länge der Spitze beträgt nicht weniger als 41,5 Centimeter, die des Blattes allein 29, die grösste Breite des letzteren 10,8 Centimeter. Die Form derselben ist, wie Undset hervorhebt, von den Typen der Bronzezeit, wie von denen der griechischen und etruskischen Lanzen absolut verschieden, stimmt dagegen mit ihrem flachen und breiten, schwach dachförmigen Blatte vollkommen zu den eisernen Speerspitzen der Völkerwanderungszeit.

Das Auffallendste an dem Stücke ist jedoch, dass nicht nur die ganze Ornamentik, sondern auch die Inschrift desselben offenbar nach dem Muster der märkischen Spitze oder eines damit fast übereinstimmenden Exemplares angefertigt sein muss. Sowohl die einzelnen Zeichen, wie das Arrangement derselben, entsprechen sich, mit einigen geringfügigen Varianten, durchaus.

Auch auf dem Speer von Torcello wird die Tülle durch drei Gruppen von parallelen Ringen

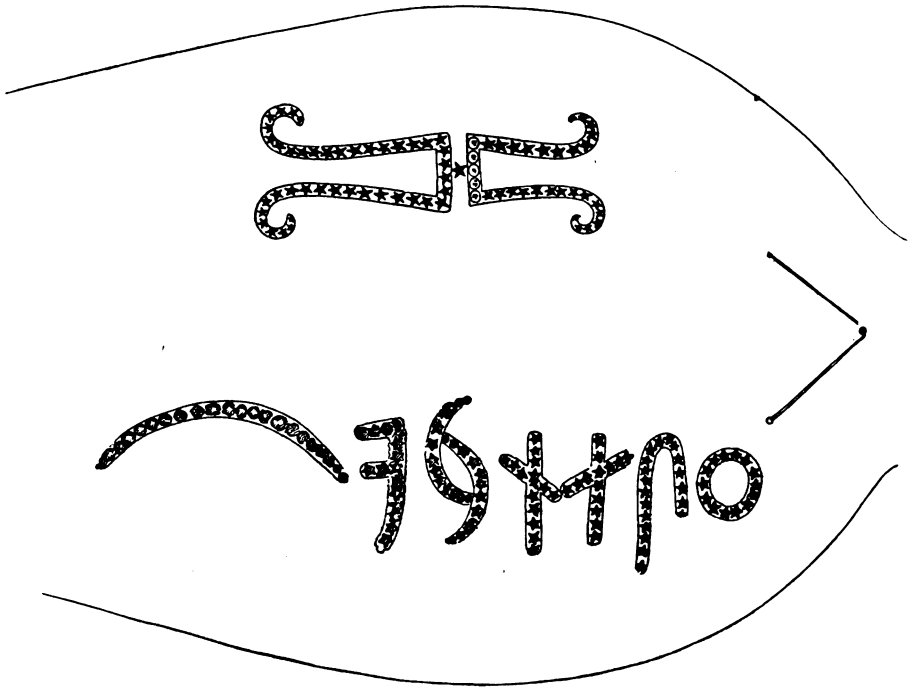


Fig. 11.

in zwei ungleich breite Zonen abgetheilt, deren hintere auf der Inschriftseite durch ein Ornament von vier übereinandergestellten spitzen Winkeln in ähnlicher Weise ausgefüllt ist, wie die betreffende Zone der Müncheberger Spitze auf beiden Seiten[1]. Die vordere Zone ist auch hier leer. Den Uebergang von der Tülle zum Blatt vermittelt gleichfalls ein besonderes Ornament, das nach dem Abguss jedoch nicht aus zwei Strichen, sondern aus mehreren symmetrischen Zickzacklinien besteht.

Bei den Verzierungen des Blattes ist die Technik eine vollkommen eigenartige. Denn die Linien sind nicht mittelst eingelegter Silberfäden, sondern auf eine besondere Art hergestellt,

---

Kuchenbuch, Vorstand der Müncheberger Sammlung, von Herrn Battaglini einen Gypsabguss der Spitze erhalten, welcher die Zeichnung Hansens in mehreren, nicht unwesentlichen Punkten berichtigt; auf die Bemerkungen und die Abbildung Kuchenbuchs in der Zeitschrift für Ethnologie 1885, Verh. S. 157 ff., welche ich nur noch für den obigen Text verwerthen konnte, muss deshalb ausdrücklich verwiesen werden.

[1] Nach der Angabe Kuchenbuchs aaO. S. 159.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welche von Kuchenbuch anders als von Undset beschrieben wird. Nach Letzterem würden dieselben aus kleinen Sternen und Kreisen, welche zwischen gravirten Linien tief und scharf eingestempelt sind, bestehen, nach dem Bericht des Ersteren dagegen aus aneinandergereihten Punkten und Ringen, welche mit verschiedenen Punzen ziemlich flach eingeschlagen sind. Somit werden wir auch auf unseren Abbildungen die gravirten Einfassungslinien fortdenken und an Stelle der Sterne vielmehr Punkte und Kreise einsetzen müssen.

Oberhalb der Inschrift erblicken wir ein Fulmen, welches auf der Hansen'schen Zeichnung etwas grösser gerathen und höher gerückt ist als bei Kuchenbuch, dessen Wiedergabe der Darstellung des Müncheberger Speeres am nächsten kommt. Die Gestalt des Zeichens bleibt freilich eine etwas veränderte: die beiden Abschnitte sind gleichmässiger gemacht, die Enden noch weiter

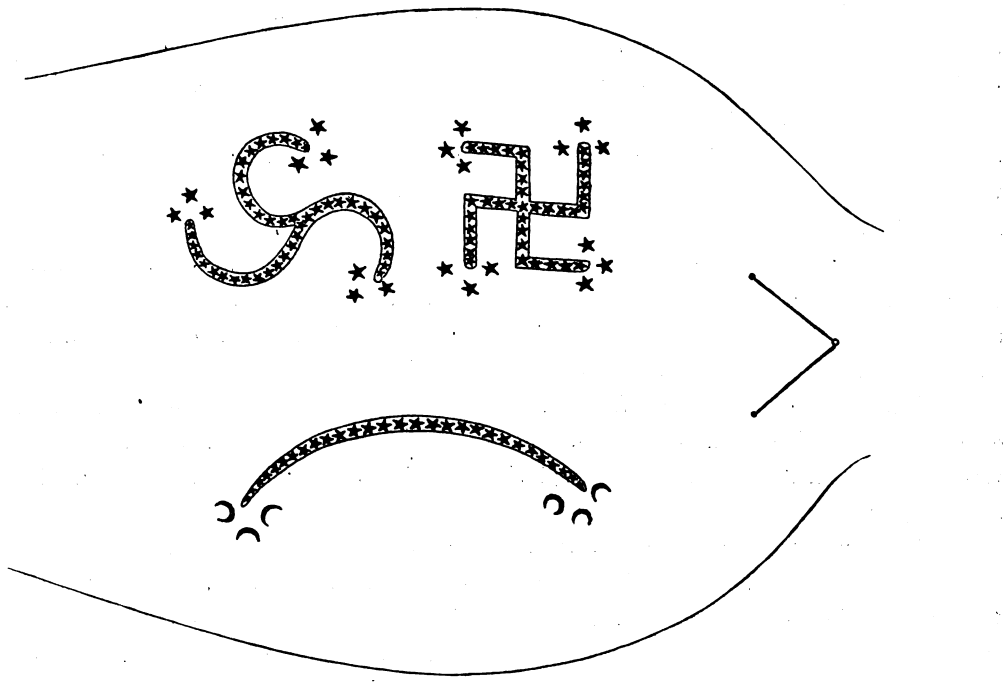


Fig. 12.

zurückgebogen und der Stab in der Mitte ist durch einen einfachen Stern ersetzt, was übrigens auch auf den antiken Vorbildern häufig genug der Fall ist (vgl. oben Fig. 1 und 2).

Die unterhalb der Rippe stehende Inschrift läuft gleichfalls von rechts nach links, und wird vorne durch einen Kreis, hinten durch einen Bogen eingeschlossen. Sie stimmt im Allgemeinen mit der Müncheberger überein, bietet aber einige auffallende Varianten dar, welche sie als eine ohne volles Verständniss angefertigte Copie erscheinen lassen. Dies zeigt sich schon bei der ersten Rune, welche klärlich dasselbe abgerundete R sein soll, wie der entsprechende Buchstabe der märkischen Spitze. Es fehlt ihr dazu jedoch die untere Hälfte des Hauptstabes, welche nach Undsets Schilderung auch nicht erst im Laufe der Zeit verschwunden sein kann. Da nun eine berechtigte Variante von dieser Form unmöglich ist, so bleibt in der That nur die Annahme übrig, dass der Künstler das ihm vorliegende Original unvollständig copirt hat, sei es nun aus Achtlosigkeit, oder weil das Original an der betreffenden Stelle selbst undeutlich geworden war. Noch weiter entfernt sich das zweite Zeichen, welches, so wie es dasteht, nur als N aufgefasst

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden kann[1], während die Müncheberger Spitze an dieser Stelle ein richtiges A darbietet. Dagegen ist die dritte Rune sogar bis auf die Richtung des Querbalkens identisch mit der Müncheberger. Ebenso ist die vierte dieselbe Ing-Rune, nur dass die beiden Bogen ein wenig anders gestellt sind und sich in unregelmässiger Weise oben und unten berühren, so dass ein vollkommen geschlossenes Zeichen entsteht. Die letzte endlich ist dasselbe A, dessen Seitenäste bloss nicht ganz so schräge laufen, und dessen Fuss etwas mehr geschweift ist. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass die so entstehende Lesung RNNNGA, welche in dieser Gestalt eine vollkommen unsprechbare Lautgruppe darbietet, nur durch Missverständniss aus dem RAN[I]NGA der Müncheberger Spitze hervorgegangen ist.

Aehnlich wie mit den Vorderseiten verhält es sich mit den Rückseiten (siehe Fig. 12): auch zwischen ihnen herrscht principielle Uebereinstimmung, neben einzelnen nicht unbeträchtlichen Varianten. Oberhalb der Rippe steht neben dem Hakenkreuz wieder das Triquetrum, welches auf der Abbildung Kuchenbuchs noch etwas regelmässiger aussieht, als auf der Zeichnung von Hansen. Beide Figuren sind in entsprechender Weise mit den charakteristischen Endpunkten versehen, welche jedoch, wie schon erwähnt, nicht aus Sternen, sondern aus Ringen bestehen. Das Triquetrum hat eine etwas veränderte Stellung, da es mit zwei Schenkeln auf der Rippe, wie auf einer Basis, steht, während das Müncheberger, der alten Bedeutung des Zeichens gemäss, eine mehr freischwebende Stellung hat.

Unterhalb der Rippe fehlt merkwürdiger Weise die Peitsche; nur der Bogen, welcher übrigens auf dem Abguss etwas kürzer zu sein scheint, ist vorhanden. An den Enden desselben stehen diesmal aber keine Ringe, sondern drei kleine, mit den Rücken nach innen gekehrte Mondsicheln, welche mit einer besonderen Punze eingeschlagen sind.

Durch diese weitgehende Aehnlichkeit in der Decoration beider Denkmäler werden wir vor eine sehr schwierige Situation gestellt. Mit einer fehlerhaften Copie haben wir es bei dem Speer von Torcello jedenfalls zu thun: es fragt sich nur, ist dieselbe im Alterthum oder in der Neuzeit angefertigt worden?

Die Fundumstände zunächst würden, wenn sie durchaus auf wahrhaften Angaben beruhten, nur vertrauenerweckende sein. Undset berichtet über dieselben wie folgt. Im Februar oder März 1882 wurde Herr Battaglini, Consul für Chile in Venedig und Director des Museums in Torcello, auf diese Lanzenspitze im Hause eines Bauern in Torcello aufmerksam, als er einen Knaben damit spielen sah. Mit einer kurzen Handhabe versehen, diente das Instrument als Feuerschaufel am Heerde und soll dies schon lange gethan haben. Ueber die Herkunft des Stückes konnte der Bauer, zur Zeit ein Mann von 50 bis 60 Jahren, nichts weiter aussagen, als dass es im Hause immer als Feuerschaufel gebraucht sei, mindestens seit seiner Kindheit. Herr Battaglini erwarb die Lanze sofort um 25 Francs für das Museum in Torcello und schrieb wegen der Inschrift nach Rom, von wo ihm seitens der archäologischen Direction im Cultusministerium geantwortet wurde, dass dieselbe etruskisch sei. Dafür hat sie denn auch bis auf Undset gegolten.

Angesichts des Denkmals selber schöpfte Undset keinen Verdacht, sondern er war von der Echtheit desselben vollständig überzeugt. Er meinte, dass man an dem Stücke deutlich sehen könne, dass es lange Zeit in Asche und Feuer gedient habe, und dass die Spuren der ursprünglichen Patina, soweit sie noch, namentlich an der Handhabe, erkennbar seien, am Ehesten auf

[1] An die äusserlich identische Rune, welche innerhalb der speciell nordischen Schriftentwickelung für A eine Zeitlang als Uebergangsform im Gebrauch ist (vgl. Wimmer, Runeskriftens Oprindelse S. 187, Bugge, Tidskrift VII, 244. 316 ff. VIII, 163 ff.), kann hier natürlich nicht gedacht werden.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fund im Moorboden deuteten. Später aber scheinen auch ihn die mehrfach geäusserten Bedenken etwas schwankender gemacht zu haben.

In der That ist es nicht zu leugnen, dass sich sowohl Argumente für, als gegen die Echtheit der neuen Spitze vorbringen lassen.

Die überaus engen Berührungen zwischen zwei räumlich so weit getrennten Denkmälern haben freilich etwas sehr Sonderbares, und doch sind sie nicht unbegreiflich, wenn man ins Auge fasst, wie nahe auch die beiden anderen Spitzen in ihrer künstlerischen Ausstattung übereinstimmen. Sogar der Umstand, dass derselbe Name sich wiederholt, würde im Bereich des Erklärbaren liegen, da in den Zeiten der Völkerwanderung oft genug germanische Schaaren und Häuptlinge an Aquileja und Torcello vorüber gezogen sind. Ueberdies konnten wir gerade aus Ravenna und Brescia die beiden mit Rani- zusammengesetzten alten Eigennamen Ranihilda und Ranigunda nachweisen (oben S. 11).

Für die Echtheit der Spitze lässt sich ausserdem die ganz abweichende Technik anführen, besonders da dieselbe, wie Undset hervorhebt, auf anderen, noch unpublicirten Denkmälern der Völkerwanderungszeit gleichfalls nachweisbar ist, an die sich Hansen und Undset sofort erinnert fühlten. Dieselben befinden sich in der Sammlung des Goldschmiedes Castellani in Rom. 'Es sind eine grosse Fibel und mehrere flache, runde Knöpfe aus Bronze, die mit anderen Alterthümern aus der Völkerwanderungszeit aus einem Skeletgrabe von Rieti herrühren. Diese Gegenstände sind mit eingestempelten Ornamenten von Kreisen, Doppelkreisen und mit einem Kreise gefüllter Vierecke decorirt. Diese Ornamente bilden Reihen und sind in ganz ähnlicher Tiefe und Schärfe eingestempelt, wie an unserer Spitze'[1]. Eine Publication derselben stellt Undset in Aussicht. Auch Herr Dr. Voss[2] bemerkte, dass die halbkreisförmigen schmalen Punzen, welche zur Herstellung der Verzierungen angewendet wurden, für die Technik der spätrömischen und der Völkerwanderungszeit sehr bezeichnend seien.

Beachtung verdient ferner diejenige Verzierung, welche der Torcellospitze allein eigenthümlich ist: die drei Halbkreise oder Möndchen, welche an den Enden des einen grossen Sichelbogens an Stelle der drei Punkte des Müncheberger Speeres stehen. Man wird dieselben wohl nicht bloss auf die Beschaffenheit der zufällig angewendeten Punze zurückführen, sondern auch an speciellere Traditionen denken dürfen, was uns die in ähnlicher Weise mit den Rücken gegeneinander gekehrten drei Möndchen, die wir schon auf keltischen Münzen (Fig. 9 und 10) kennen lernten, einigermassen nahe lagen.

Andererseits aber müssen wir auch die Möglichkeit einer modernen Fälschung ins Auge fassen. Dass die Speerspitze nicht auf Grund der älteren Publicationen von Kuchenbuch (1867) und Dietrich (1869) angefertigt sein kann, und dass sie dem Müncheberger Original und der ziemlich getreuen Reproduction desselben durch Stephens ferner steht, als der Abbildung in Lindenschmits Handbuch der deutschen Alterthumskunde I, 167 (1880), welche im Supplement des Katalogs der Berliner Ausstellung S. 11 wiederholt wurde, habe ich bereits in der Zeitschrift für Ethnologie 1884, Verh. S. 550 hervorgehoben[3]. Auf die letztere Abbildung haben sich denn auch die späteren Recherchen immer mehr beschränkt. Die Berührungen sind allerdings nicht ganz unbedenklich,

[1] Zeitschrift für Ethnol. 1884, Verh. S. 551.

[2] Zeitschrift für Ethnol. 1885, Verh. S. 161.

[3] Seine Erwägungen über die Provenienz der Spitze äusserte Bugge ebendort S. 546 f., während Chodzkiewicz, ohne dem in jener Zeitschrift veröffentlichten Material neue Argumente hinzuzufügen, sie ohne Weiteres für gefälscht erklärte (Revue archéologique 1884 S. 54 ff.).

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und sie fallen bei der Inschrift besonders schwer ins Gewicht, da es sich hier, wenigstens an einer Stelle, um einen gemeinsamen Fehler zu handeln scheint. Der Hauptstrich der ersten Rune ist beide Mal in analoger Weise zu kurz gerathen, was übrigens in geringerem Maasse schon im Anz. f. Kunde der deutschen Vorzeit, bei der Ansicht in natürlicher Grösse, der Fall ist. Dieser Umstand liefert sicherlich ein schwerwiegendes Argument, welches uns sehr vorsichtig stimmen müsste, wenn nicht dieselbe Rune auf der Spitze von Torcello in der Strichführung doch wieder Nuancen darböte, welche für ihre Unabhängigkeit Zeugniss ablegten. Bei Kuchenbuch und Lindenschmit werden die beiden graden Striche oben durch einen gleichmässig runden Bogen verbunden, welcher den betreffenden Abschnitt des Originals in ungenauer und schematischer Weise reproducirt. Derselbe ist der Form und der Entstehung des runischen Zeichens durchaus nicht gemäss. Vielmehr verlangt die Rune eine etwas breitere und allmähliche Abdachung nach der Seite der Schriftrichtung hin, welche in der That auch auf dem Cliché von Undset unverkennbar ist. Das Cliché lässt aber noch eine weitere Ursprünglichkeit hervortreten, indem es zeigt, dass der Fuss des leise geschwungenen Seitenstriches, wenigstens mit der untersten eingestempelten Figur, in richtiger und alterthümlicher Weise eine bestimmte Wendung nach aussen hin annimmt, während er bei Lindenschmit, wie schon bei Kuchenbuch, eine einfache grade Linie bildet. Diese beiden, für den Kundigen bedeutungsvollen Momente sind meiner Ansicht nach vollkommen im Stande, wenigstens an dieser scheinbar verhängnissvollsten Stelle die Unabhängigkeit der Broncespitze von den erwähnten Publicationen zu erhärten. Für die unrichtige zweite Rune dürfte sich schwerlich ein specielles Vorbild ergeben, während die unregelmässige Form der vierten jenen Abbildungen wiederum näher steht, als dem Original.

Auch die Ornamente nähern sich den Ungenauigkeiten Lindenschmits nicht in entscheidender Weise. Dass der Sichelbogen hinter der Inschrift beide Mal höher steht als auf dem Original, hebt Kuchenbuch ganz richtig hervor, aber man darf wohl hinzufügen, dass dies wesentlich auf dem gestreckten Charakter des Zeichens beruht, welches auf dem Müncheberger Speer mit seiner höheren Wölbung thatsächlich ebenso weit emporreicht. Bei der abweichenden, aber tadellosen Stellung des Triquetrums könnte man die Abbildung Lindenschmits höchstens als eine Uebergangsform in Anspruch nehmen. Und das Material, welches Kuchenbuch über die Verzierung der Tülle und die Ornamente an der Uebergangsstelle zum Blatt vorlegt, kann wohl überhaupt erst in Betracht kommen, wenn die Abhängigkeit des Speeres von Torcello von jener ungenauen modernen Skizze bereits aus anderen Gründen feststeht. Dies ist aber, wie gesagt, nicht der Fall, oder es müsste wenigstens für die erste Rune daneben noch ein anderes Vorbild benutzt worden sein: eine Annahme, die uns jedoch auf so unwahrscheinliche Verhältnisse zurückführt, dass wir überhaupt wohl von ihr absehen dürfen.

Trotzdem werden wir am besten thun, den Ursprung der Spitze solange als nicht vollständig aufgeklärt zu betrachten, bis die Echtheit derselben noch bestimmter gesichert werden kann. In letzterem Falle würde die Inschrift allerdings eine besondere Bedeutung gewinnen, weil sie nicht nur eine interessante Stammesbeziehung zwischen der Mark Brandenburg und Venetien hervortreten liesse, sondern auch für die Chronologie der Müncheberger Inschrift einen werthvollen Anhalt darböte. Denn wenn die letztere am ehesten als eine westgothische betrachtet werden durfte, so muss für die Copie nothwendig dasselbe gelten. Nach Ober-Italien aber waren die Züge der Westgothen nur während zweier Decennien gerichtet, dem letzten des vierten und dem ersten des fünften Jahrhunderts, wo sie theils als Söldnertruppen, theils mit ihrer ganzen Volksmasse unter Alarich diese Gegend besetzt hielten. Da sie damals jedoch schon vor geraumer Zeit aus ihrer alten Heimath aufgebrochen waren, so würde das Müncheberger Original in keine spätere Zeit als in

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Anfang oder höchstens, wenn man vereinzelte mehr directe Züge, wie den des Radagais, noch in Anschlag bringen will, in das Ende des vierten Jahrhunderts zu setzen sein, was auch zu allen übrigen Thatsachen sehr wohl stimmen würde.

III.

DER GOLDRING VON PIETROASSA.

Der Ring von Pietroassa, das älteste Hauptstück unserer Runendenkmäler, gehört zu dem grossen Banater Goldfunde, der wiederholt die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt hat[1]. Da der ganze Schatz nicht nur eine hervorragende archäologische Bedeutung, sondern leider auch einen grossen materiellen Werth hat, so ist er wiederholt von den schlimmsten Nachstellungen bedroht gewesen und nur durch eine sonderbare Fügung bisher vor dem Schicksal der Tonderner Hörner wenigstens zum Theil noch bewahrt geblieben.

Im Districte von Buzéo, am südöstlichen Vorsprunge der transsylvanischen Alpen, etwa gleich weit von Bukarest und von Galatz entfernt, erhebt sich der 1796 Meter hohe Berg Istriza. Er breitet sich amphitheatralisch von Osten nach Westen aus und ist von schönem, altem Wald bestanden. Am schroffen Ostabhange des Berges, wo noch die Trümmer alter Ringmauern und die Ueberreste einstiger Ansiedelungen vorhanden sind, liegen mehrere Dörfer, unter ihnen Pietroassa (oder Petrossa), deren Bewohner die Steinlager ausbeuten, welche meistentheils aus weichen Kalksteinblöcken bestehen, die wie grobes Geröll am Berge umherliegen.

Unter einem solchen Blocke fanden im März 1837 die Bauern Jon Lemnarul und Stan Avram dicht unter der Oberfläche des Bodens den aus zahlreichen Stücken bestehenden Schatz. Ein Jahr lang hielten sie ihn in ihrem Hause verborgen, bis sie ihr Geheimniss an einen albanischen Maurer, Namens Athanasius Verussi mittheilten, mit dem sie durch das Bausteingeschäft in Verbindung standen. Verussi nahm ein Stück des Schatzes mit nach Bukarest, um sich zu vergewissern, ob er es mit Gold zu thun habe, und kaufte sodann den Bauern ihren Fund für 4000 Piaster (etwa 1300 Francs) ab. Um den ungesetzlichen Erwerb desselben zu verheimlichen, soll er die fein gearbeiteten Stücke alsbald mit der Axt platt geschlagen und nach Möglichkeit entstellt haben. Den Bauern soll Nichts zurückgeblieben sein als ein Ring und eine Menge der kostbaren, dem neuen

[1] Die erste Nachricht von dem Funde gab Le Glaneur moldo-valaque, Jassy 1841, S. 60. In Deutschland bekannt wurde er hauptsächlich durch die wenig genauen Abbildungen von Joseph Arneth, Die antiken Gold- und Silbermonumente des K. K. Münz- und Antiken-Cabinettes, Wien 1850 S. 13 f., 85 f., Beilage V und VI. Aus der späterern Litteratur sind hervorzuheben: Charles de Linas, Orfévrerie mérovingienne, Paris 1864 S. 82—119 und Revue Archéologique, nouvelle Série, XVII S. 46 ff., Paris 1868. (Odobesco,) Notice sur les antiquités de la Roumanie, Paris 1868 S. 10 ff. (woselbst S. 9 f. noch weitere Litteratur). Dr. Bock, Der Schatz des Westgothenkönigs Athanarich, in den Mittheilungen der K. K. Centralcommission XIII, S. 105 ff., Wien 1868. Odobesco, Notice sur le trésor de Pétrossa. Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistorique. Comte-rendu de la 4e session, Copenhague 1869. Copenhague 1875 S. 361 ff. Ferner lagen mir durch die Güte Prof. Virchows die sorgfältig ausgeführten Tafeln einer vor längerer Zeit von Odobesco vorbereiteten Publication vor. An die unter den vielen, sich widersprechenden Berichten am meisten actenmässigen Angaben des Letzteren halte ich mich durchaus. Endlich haben mir noch die Nachbildungen des Schatzes durch Herrn Telge gute Dienste geleistet, vgl. Prähistorische Goldfunde. In gesetzlich geschützten Nachbildungen von Paul Telge S. 21 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besitzer werthlos erscheinenden, buntfarbigen Edelsteine, mit denen viele der Gegenstände geschmückt waren. Sie dienten den Kindern als Spielzeug und führten schliesslich zur Entdeckung des ganzen Sachverhaltes.

Als Minister des Innern fungirte damals in Bukarest Michael Ghika, der, sobald er von der Sachlage Kenntniss erhielt, die Untersuchung mit aller Strenge führen liess. Von den 22 Stücken, aus denen nach der Aussage der Bauern der Schatz ursprünglich bestand, gelang es ihm, wenigstens 12 wieder zu gewinnen, welche der Centralregierung übergeben und im Museum zu Bukarest niedergelegt wurden. Nach den damals geführten Acten sind wiedergefunden: ein Torques, eine Armilla mit Inschrift (unser Goldring), ein Discus (grosse flache Schüssel), eine Oenochoe (Kanne), eine Patera (mit reichem Figurenfries verzierte goldene Schale), ein Collare (Halsschmuck in Form eines Ringkragens), eine grosse Fibula, drei kleine Fibulae, zwei Canthari (korbartige Behälter von durchbrochener Arbeit), während drei Torques, eine zweite Armilla mit Inschrift (wenigstens nach Aussage der Bauern), drei kleine Armillae, eine Oenochoe, eine Patera und eine kleine Fibula, wie anzunehmen ist, unwiederbringlich verloren gegangen sind[1]. Dagegen glückte es Herrn Telge noch neuerdings, eine, wie sich herausstellte, im Hause der späteren Diebe gefundene, goldene Schnalle als zu den übrigen Stücken zugehörig wiederzuerkennen. Alle bestehen, abgesehen von den Edelsteinen, aus reinem Golde und haben zusammen ein Gewicht von über 18 Kilogramm.

Im November 1875 brach ein neues Verhängniss über den Schatz herein. Er wurde in allen seinen Theilen aus dem Museum von Dieben gestohlen, welche ein Loch in die Decke des Saales geschnitten und von oben her, an der am wenigsten geschützten Stelle des Umfassungsgitters, einen Zugang zu demselben eröffnet hatten[2]. Doch gelang es, nach mehreren Tagen ihn wiederzufinden. Leider aber war der Runenring bereits zum grössten Theile vernichtet, und von ihm nur noch zwei 9 und 10 Centimeter lange Stücke mit der Inschrift übrig, welche letztere in der Mitte, unter Zerstörung eines Buchstabens, gleichfalls zerhackt war. Seitdem ist Alles noch einmal gestohlen und, mit Ausnahme der Goldschale und der Ringbruchstücke, fast gänzlich unkenntlich gemacht. So war es denn ein sehr nöthiges und wichtiges Unternehmen, dass der König von Rumänien Herrn Telge aus Berlin, der sich bereits durch die Nachbildung des Vettersfelder Fundes einen Namen verschafft hatte, nach Bukarest berief, um den Rest mit Zuhilfenahme der älteren Publicationen und Zeichnungen möglichst getreu nachzuformen. Durch die Güte des Letzteren liegt mir die Reproduction der jetzigen Ringbruchstücke vor, bei welcher den Schriftzügen eine besondere Sorgfalt gewidmet worden ist. Es war dies um so wesentlicher, da die älteren Abbildungen[3], welche den Ring in seiner intacten Gestalt darstellen, in Betreff der Runen noch mannigfache Zweifel übrig lassen. Unsere Figur 13 gibt die beiden Fragmente, soweit sie für die Inschrift von Belang sind, in natürlicher Grösse wieder.

---

[1] Unter den abhanden gekommenen Gegenständen erwähnt Arneth aaO. S. 86 noch 'eine Gluckhenne mit neun Küchlein, mit schönen Glaspasten verziert', über welche Odobesco Nichts berichtet.

[2] Virchow, Zeitschrift für Ethnologie XVI, Verhandl. S. 331 f. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1884 S. 90 f.

[3] Die erste Publication derselben findet man bei Micali, Monumenti inediti, Firenze 1844, Tab. LIII, 3. Ihr liegt bereits die Abbildung von Arneth zu Grunde, welche dieser einige Jahre später in seinem angeführten Werke S. 86 und Beilage Tafel VI veröffentlichte, und welche dann Zacher, Das gothische Runenalphabet, Leipzig 1855, S. 46 wiederholte. Zuverlässiger, aber in den Einzelheiten nicht vollkommen getreu, war die Nachbildung, welche auf Veranlassung König Friedrich Wilhelms IV. angefertigt und dem Königl. Museum zu Berlin übergeben wurde; auf ihr beruht der Holzschnitt bei Wilhelm Grimm in den Monatsberichten der Königl. preuss. Akademie der Wissenschaften 1856, S. 602 und Kl. Schriften 3, 132, sowie unsere Figur 3 auf Tafel II. Kleinere Ungenauigkeiten sind auch noch auf den Abbildungen von Stephens II S. 567, Dr. Bock aaO. S. 116 und von Odobesco im Compte rendu de Copenhague S. 371 vorhanden.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der ganze Ring war ein massiver, runder Reifen, mit einem äusseren Durchmesser von circa 16 Centimeter. Seine Dicke belief sich auf 1 bis $1^1/_2$ Centimeter; sie war in der Mitte am stärksten und nahm nach der Oeffnung zu immer mehr ab. Die Schliesse wurde auf einfache Weise dadurch hergestellt, dass das eine Ende oben und unten abgeplattet und mit einem runden Loche versehen war, während das andere, zu einem kurzen Zapfen umgebogene, gerade in jene Oeffnung hineingriff. Beide Enden waren etwa auf $2^1/_2$ Centimeter Länge mit starkem Golddraht umwunden. Der Schliesse gerade gegenüber stand die mit einem scharfen Instrument eingestanzte Runeninschrift, welche als solche zuerst von Zacher auf Grund der unzulänglichen Arnethschen Abbildungen recognoscirt wurde, nachdem sie bereits zu verschiedenen Irrungen Anlass gegeben hatte.[1]

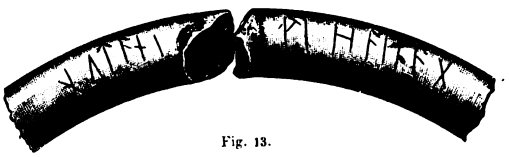


Fig. 13.

Trotz allen Zerstörungen lässt sich doch die Lesung der Inschrift hinreichend feststellen. Auf dem einen Fragmente stehen sechs, auf dem anderen acht vollständige Runen, und die Ueberreste einer mittleren sind zu beiden Seiten des Bruches wenigstens zum Theil noch erkennbar. Alle haben rechtsläufige Richtung. Dass das erste und letzte Zeichen, wie Wilhelm Grimm annahm, keine Buchstaben, sondern christlicher Sitte gemäss hinzugefügte Kreuze seien, wird heute Niemand mehr wiederholen, wo wir wissen, dass die Geltung jenes Zeichens als G bereits in den ältesten nordischen Inschriften sowie in den angelsächsichen Alphabeten feststeht, und auch für die deutschen Denkmäler vollkommen gesichert ist. Ebenso regulär sind die auf das erste G folgenden Runen U und T. An der vierten tritt der untere Seitenstrich, besonders auf der Nachbildung Telge's, etwas schwächer als der obere hervor, aber er ist sowohl auf dem Berliner Kupferniederschlag als auf den sonstigen, von dem Original entnommenen Copien überall vorhanden, so dass an dem Charakter der Rune als A kein Zweifel walten kann. Auf ein deutliches N folgt sodann an sechster Stelle ein Buchstabe, von dem Wilh. Grimm bemerkte, er sei der einzige nicht ganz sichere, doch lasse sich ein Querstrich in der Mitte des Hauptstabes noch erkennen, der auch dieses Zeichen zu einem N mache. Nun ist aber schon auf der von W. Grimm zu Grunde gelegten Berliner Nachbildung (vgl. unsere Fig. 3 auf Tafel II) keine Spur eines wirklichen Querstriches zu entdecken, sondern nur unten rechts neben dem Fusse des verticalen Striches, wo bei Grimm der vermeintliche Querstrich angedeutet ist, einer der kleinen punktartigen Metallflecken, deren es auf dem Ringe eine grössere Anzahl gibt. Da ferner weder die nach dem Original angefertigte Lithographie von Odobesco noch die Nachbildung Telge's einen Querstrich andeuten, so kann die Rune unmöglich als ein N, sondern nur als ein richtiges I aufgefasst werden. Die nächste, an der Bruchstelle befindliche und in der Mitte zerhackte Rune stellt sich auf sämmtlichen Publicationen, welche der letzten Zerstörung vorausliegen, als ein unzweideutiges O dar, dessen sichere Reste

---

[1] Berger hielt die Inschrift für eine griechische und entzifferte sie im Glaneur moldo-valaque (1841) als *ΧΑΙΡΕ ΚΑΙ ΠΙΝΕ* 'Freue dich und Trinke'. Dies wusste Arneth nicht, als er von Ghika eine Abbildung des Ringes mit der Inschrift erhielt, die er an Micali und Sechi schickte, welche sie für eine euganeische oder pelasgische ausgaben (vgl. Bulletino dell Instituto 1843 S. 93). Später (1847) meldete dann wieder A. Kurz aus Kronstadt an Arneth über den Ring mit der Aufschrift *ΧΑΙΡΕ ΚΑΙ ΠΙΝΕ*, welchen dieser nunmehr für einen neuen hielt. So entstand die Fabel von den zwei Goldringen mit Inschriften, welche auch Mommsen irre führte, der im Uebrigen den euganeischen Charakter der Zeichen bereits zurückwies, während er an den 'leicht verzogenen' griechischen Worten noch festhielt (Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich 1853, S. 215), vgl. Notice S. 17 f. Die Lesung von Dr. Parmet aus Münster *ΛΥΕΙ ΟΣ ΗΕΛΑΕ* oder *ΕΛΑΕ* 'Der löset's der's herumgeschmiedet' oder: 'Der lösets der (einen Feind) tötete' (Mittheilungen der Centralcommission XIII S. 117 f.) ist glücklicher Weise unbeachtet geblieben.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der That auch auf der Nachbildung Telge's noch vorliegen. Auf dem ersten Stücke ist der linke obere, auf dem zweiten der rechte untere Kopfstrich des Zeichens, sowie eine geringe Spur von den beiden Fussstrichen unmittelbar unterhalb des Schnittpunktes erhalten, während die übrigen Züge unkenntlich gemacht sind. Der Zusammenhang zwischen beiden Theilen ist dadurch nur etwas unklar geworden, dass der Ring bei der Zerhackung an dieser Stelle derartig verdreht ist, dass dieselben sich nicht mehr glatt an einander fügen, und die Striche auf dem zweiten Fragmente jetzt viel höher stehen als auf dem ersten.

In dem nun folgenden Spatium wollte Odobesco unmittelbar vor dem nächsten grossen Buchstaben noch die Spuren einer besonderen Rune (K) entdecken[1], welche er auf seiner Abbildung im Comte-rendu unverhältnissmässig stark prononcirte. Auf dem Berliner Kupferniederschlag ist aber nur ein sehr kleiner Strich und eine mit demselben zusammentreffende flache Beule sichtbar, wie sie vielfach auf dem Ringe sich finden; auf der Nachbildung Telge's ist ein ähnlich minimaler Strich vorhanden, der allerdings von einem scharfen Instrumente herrühren wird, aber weder zu irgend einer Rune zu ergänzen ist, noch seiner Stellung nach überhaupt zu einer solchen gehört haben kann. Er ist zweifelsohne eine blosse Zufälligkeit. Der achte Buchstabe besteht aus einem Hauptstab und zwei Nebenstrichen, von welchen der obere, von der Spitze sich abzweigende, etwas über den Ansatzpunkt des unteren hinausgreift, ohne dass er jedoch mit dem folgenden Verticalstriche irgend wie zusammenträfe. Das Zeichen, welches Grimm und Dietrich fälschlich für ein Þ ansahen, ist mithin ein normales W, und das folgende neunte, welches Massmann mit dem vorhergehenden zu einem M zusammensetzte, ein selbständiges I. Die letzten sechs Runen geben in Betreff der Lesung zu keinem Zweifel mehr Anlass, nur ist zu bemerken, dass der Kopf der dreizehnten nachträglich, wie es scheint, durch einen Hieb so zerstört worden ist, dass jetzt bloss ein senkrechter Strich vorhanden ist, während der Kupferniederschlag wie alle Abbildungen aus früherer Zeit übereinstimmend noch einen ziemlich kurzen Seitenstab aufweisen, der sich von der Spitze des Hauptstabes abzweigt und die Rune zu einem L macht. Eine Interpunction, wie W. Grimm, durch den Berliner Kupferniederschlag verleitet, annahm, ist zum Schluss nicht vorhanden: solche Punkte wie hinter dem G stehen auf der Reproduction des Herrn Telge auch sonst in grosser Anzahl, aber alle sind klärlich Nichts weiter als Metallflecken.

Somit ist

$$\overset{5}{G}\,U\,T\,A\,\overset{10}{N}\,I\,O\;W\,I\;H\,A\,I\,L\,A\,\overset{15}{G}$$

als die definitive Lesung der Inschrift zu betrachten, wie schon Stephens auf Grund eines ihm vorliegenden Gypsabgusses erkannte.

Die einzelnen Runen ergeben keinerlei Varianten zu den üblichen Formen der ältesten nordischen Inschriften, mehrere von ihnen (G, O, W) gehören ausschliesslich der längeren Alphabetreihe von 24 Zeichen an. Eine Worttrennung durch besondere Zeichen findet nirgend statt, doch ist hie und da ein deutliches Spatium gelassen: das grösste zwischen der 9. und 10. Rune, ein ebenso grosses zwischen der 7. und 8., während vor der letzten (15.) nur ein kleiner und sicher bedeutungsloser Abstand zu bemerken ist.

Die Deutung der Inschrift ist in sehr verschiedener Weise angestrebt worden. Gänzlich absehen dürfen wir von denjenigen Versuchen, welche mittelst des Griechischen gemacht wurden, ebenso auch von denen, welche von falschen Lesungen ausgehen. Letzteres thun aber bis auf Stephens hin mehr oder weniger Alle. Wilh. Grimm[2], dem sich sein Bruder Jacob und Moriz Haupt

[1] 'Les traits presque invisibles du caractère cên' Notice S. 20, 'lettre presque imperceptible' ebenda S. 22.

[2] Kleinere Schriften 3, 133.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anschlossen, las UTAN NOÞI HAILA, welches er 'Glück, frei von Bedrängniss' übersetzte, MASSMANN[1] GUT ANNOM HAILAG 'der Gothen Jahrgeld unverletzt', LAUTH[2] GUTANI OD HAILAG 'dem Wodan [ist dieser] Besitz heilig', DIETRICH[3] 1861 GUTANIOÞI HAILAG 'divino cultui sacer', 1866[4] besser 'dem Gothenbedürfniss heilig', ODOBESCO[5], nach dem Vorgange des Pfarrers NEUMEISTER aus Bukarest, GUTANI OCWI HAILAG 'A Odin la Scythie (ou la patrie) consacrée'! STEPHENS übersetzte die richtige Lesart GUTANIO WI HAILAG 1867[6] 'dem Gothentempel geweiht', 1884[7] 'dem neuen (neuerbauten) Gothentempel geweiht', wovon das Eine aus grammatischen Gründen so unmöglich wie das Andere ist, COSIJN[8] endlich, auf dessen Deutung wir noch näher einzugehen haben, als 'Heiliges Weihgeschenk gothischer Frauen'.

Dass HAILAG als das letzte, selbständige Wort der Inschrift abzutrennen ist, wie schon ZACHER und fast alle späteren Interpreten annahmen, kann wohl keinem Zweifel unterliegen, und dürfte auch durch den grösseren räumlichen Abstand angedeutet sein. Wir erkennen in demselben das Adjectivum 'heilig', welches mit Ausnahme des gothischen in allen germanischen Dialecten belegt und bereits in einer frühen Zeit als Lehnwort aus dem Nordischen ins Lappische[9] gedrungen ist. Diese weite Verbreitung sichert dem Worte ein hohes Alter und macht die im Deutschen Wörterbuch[10] vorgetragene Ansicht von dem verhältnissmässig späten Ursprung und dem specifisch christlichen Gepräge desselben höchst unwahrscheinlich. In der That lässt sich aus dem lappischen ajlegas 'sanctus', altnordischem heilagr 'sanctus, sacer' und dem westgermanischen hailag ein urgermanisches Adjectivum hailagas, sowie ein gothisches hailags in derselben Bedeutung mit voller Sicherheit erschliessen. Es wird allerdings nicht, wie man anzunehmen pflegt, von dem Substantivum 'Heil' abgeleitet sein und ursprünglich 'Heil habend, mit sich führend' bedeuten, sondern es verhält sich zu dem urgermanischen Adjectivum hailas, auf welches goth. hails ὑγιής, nord. heill 'salvus, incolumis, integer', lapp. ailes 'integer, sanctus', althochd. heil 'salvus, sanus' zurückweisen, wie ahd. einac 'unicus' zu ein 'unus', oder wie ahd. gorac 'exiguus, pauper'[11] zu goth. gaurs 'betrübt', indem es mit gesteigertem Sinne etwas bezeichnet, was seinem Wesen nach, was dauernd heil und unversehert, was unverletzt und unverletzlich ist. Unverletzlich konnte aber nach altgermanischer Vorstellung nur das von den Göttern Geschützte sein, und so drückt 'heilig' nach altem Sprachgebrauche den Gegensatz zum Profanen aus[12], indem es Alles umfasst was unter dem Banne der Gottheit steht oder was eine Zugehörigkeit, einen engeren Bezug zu derselben bekundet. Und wenn das Wort in der gothischen Bibelübersetzung nicht gebraucht wird, so beruht das, wie auch unsere Inschrift erweist, nicht auf seiner Jugend, sondern eher auf seinem heidnischen Sinn, dem der Bischoff noch auszuweichen für nöthig fand. In grammatischer Hinsicht kann HAILAG auf gothischer Sprachstufe nur der Nominativ oder Accusativ Singularis des Neutrums sein, zu

[1] Germania, herausgegeben von Franz Pfeiffer, II (1857), S. 209 ff.

[2] Lauth, Das germanische Runenfuthark, München 1857, S. 76 f.

[3] De inscriptionibus duabus runicis, Marburg 1862, S. 16 f.

[4] Pfeiffers Germania XI (1866), S. 202.

[5] Notice S. 21 f.

[6] Runic Monuments II, 572 f.

[7] Handbook of the old northern Runic Monuments S. 204.

[8] Cosijn, De Runeninscriptie van den Bucharester-Ring (Verslagen en Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschapen, Letterkunde. Tweede Reeks. Zevende Deel. Amsterdam 1878 S. 354 f.).

[9] Thomsen, Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen etc. S. 129.

[10] Deutsches Wörterbuch IV, 2 S. 828.

[11] Graff, Ahd. Sprachschatz IV, 237.

[12] Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde V, 1 S. 86.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem mithin noch ein Substantivum des nämlichen Geschlechts zugehören oder wenigstens hinzuergänzt werden muss.

Während hierüber keine Unsicherheit herrscht, ist die Schwierigkeit, welche die erste Wortgruppe GUTANIOWI der Deutung entgegenstellt, eine sehr grosse, und sie wird für uns dadurch noch doppelt empfindlich, dass der erste Bestandtheil derselben in seiner etymologischen Zugehörigkeit vollkommen klar ist, während der Rest, wenigstens zum Theil, allen Bemühungen getrotzt hat. Denn da GUTA- nur in einem fränkischen oder oberdeutschen, allenfalls auch einem langobardischen Denkmal des achten oder eines noch späteren Jahrhunderts für germanisches goda-, gothisches guda-, guþ 'Gott' eintreten könnte, so bleibt in der That als die einzige Anknüpfung der Name der Gothen übrig, dessen Stamm mit dem vorliegenden Anlaute durchaus zusammenfällt. In den gothischen Sprachdenkmälern ist derselbe zufällig nur an einer Stelle belegt und zwar nicht als Simplex, sondern als Compositum, in der Verbindung: ana Gut-þiudai 'im Gothenvolke', welche in dem kleinen Fragment eines gothischen Kalenders zweimal vorkommt[1]. Diese Bildung ist an sich eine durchaus reguläre und entspricht vollkommen der altnordischen von Sví-þjód[2] für Schweden. Aber ebenso wie der letzteren das Simplex Svíar[3] zur Seite steht und zur Voraussetzung dient, muss für die erstere ein einfacher a-Stamm Gutos, Gen. Gute angenommen werden, welcher auch dem bei den späteren alten Schriftstellern üblichen *Γότθοι*, Gothi zu Grunde liegt. In ältester Zeit und hauptsächlich ist der Gothenname jedoch nicht als ein a-, sondern als ein an-Stamm bezeugt, wie die Gutones des Plinius[4], die Gotones des Tacitus[5] und die *Γύθωνες* des Ptolemäus[6] in Uebereinstimmung mit den angelsächsischen Gotan, Gen. Gotena und den in der nordischen Dichtersprache fortlebenden gotnar 'viri, homines' hinreichend erweisen, denen ein schwach flectirtes gothisches Gutans, Gen. Gutane grammatisch entsprechen würde.

Trotz Alledem und obwohl nun in GUTAN- ausser dem Stamm noch die ursprüngliche Ableitung unmittelbar vorzuliegen scheint, kommen wir zunächst auf diesem Wege nicht weiter, weil schlechterdings nicht abzusehen ist, in welcher grammatischen Function der Name hier stehen soll. Nach dem Paradigmen, welche die Bibelübersetzung des Ulfilas uns darbietet, ist kein einziger Casus mit dem weiteren Fortgang der Laute zu combiniren. So könnte man sich wohl versucht fühlen, in GUTA-NIOWI eine Zusammensetzung zu erblicken, deren zweiter Theil das ahd. Adjectivum niwi, niuwi 'neu' (goth. niujis, altnord. nýr) sein müsste, welches, wie Jacob Grimm[7] nachwies, besonders von den fränkisch-oberdeutschen und den nordischen Stämmen häufig in der Bedeutung 'Mädchen, Jungfrau' als zweiter Theil weiblicher Namen verwendet wird. Den altfränkischen Baudonivia, Theodenivia etc. würde nun allerdings noch kein germanisches Guta-niwia oder -niuja entsprechen, da die weiteren ahd. Belege in Uebereinstimmung mit der altnordischen Flexion erweisen, dass die Endung keine adjectivische, sondern eine latinisirte ist, und dass für den zweiten Theil vielmehr ein substantivisches niwi zu statuiren ist, welches sich seiner Bildung nach durchaus dem weiblichen goth. þivi, ahd. diu 'Magd' an die Seite stellt. Deshalb könnte allenfalls Gutaniwi

[1] Vulfila, hgg. von Bernhardt S. 605, vgl. Zeus, Die Deutschen S. 134, Müllenhoff, Zeitschrift 9, 244. 23, 166.

[2] Egilsson, Lexicon Poeticum S. 803, Cleasby-Vigfusson S. 613, vgl. ags. Sveó-þeód, Beowulf 2922.

[3] Egilsson S. 801 etc., den älteren Formen Suiones bei Tacitus, Germania Cap. 44 sq., Suehans bei Jordanes ed. Mommsen S. 59, 4 entspricht angelsächsisch Sveón Gen. Sveóna.

[4] Naturalis historia IV, 99.

[5] Germania Cap. 43, Annalen II, 62.

[6] Geograph. Lib. III, Cap. V, 20.

[7] Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung I, 429 ff. Die Sammlungen Grimms, welche sich jetzt beträchtlich vermehren lassen, wiederholte Förstemann, Altd. Namenbuch I, 959 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohl eine 'Gothenjungfrau' sein, wenn auch im Auge zu behalten ist — worauf mich seiner Zeit MÜLLENHOFF hinwies —, dass der Name der Gothen niemals in ähnlicher Weise als erstes Glied von Personennamen verwendet wird, und dass andererseits auch -niwi niemals sonst mit Völkernamen componirt wird. Aber Letzteres könnte ja möglicher Weise Zufall sein. Entscheidend gegen die ganze Combination ist jedoch der Umstand, dass neben -niwi in älterer Zeit noch kein -niuwi, geschweige denn -niowi denkbar ist, und dass der Name, der mit dem neutralen HAILAG in absolut keinen vernünftigen Zusammenhang zu bringen ist, syntactisch vollkommen in der Luft schweben würde.

Damit ist denn zugleich eine weitere Abtheilung innerhalb der ersten Buchstabengruppe nothwendig bedingt, welche überdies vielleicht schon durch das grössere Spatium zwischen der siebenten und achten Rune angezeigt werden sollte. In der That lässt sich, ohne dass besondere Combinationen nöthig wären, in WI ein neutrales Substantivum wiedererkennen, wie es hier erforderlich ist und bereits auch von COSIJN[1] gesucht wurde. Nur war es schwerlich richtig, wenn Letzterer das gothische Adjectivum veihs (ἅγιος, ἱερός, ahd. wîh 'sacer, sanctus') heranzog, dessen Neutrum in substantivischer Geltung gebraucht sei. Denn da das im altsächsischen Heliand oft belegte Masculinum wih 'Tempel' doch wohl mit ahd. wih, ags. weoh 'Tempel, heilige Stätte' identisch ist, so lässt sich ein substantivirtes wîh nirgend nachweisen. An unserer Stelle wäre dasselbe sogar noch besonders unwahrscheinlich, da wîh und hailag völlig oder fast synonyme Adjectiva sind, was in alter Zeit immer gefühlt sein muss, so dass die Zusammenstellung beider nicht nur eine wenig präcise Wendung, sondern auch eine empfindliche und üble Tautologie enthalten würde. Denn über ein 'unverletzliches Heiliges' oder einen ähnlichen Ausdruck kämen wir auf diese Weise nicht hinaus, da die Bedeutung 'Weihgeschenk', welche COSIJN annimmt, sich in wîh nur auf Umwegen hineininterpretiren lässt, ohne dass das Wort selber uns eine specielle Berechtigung dazu darböte. Jedenfalls erhalten wir einen volleren Sinn und eine in jeder Hinsicht bessere Anknüpfung, wenn wir vielmehr das allerdings etwas vielgestaltige, aber zweifellos bereits urgermanische Substantivum wih nebst den Varianten desselben ins Auge fassen.

In der gothischen Bibelübersetzung fehlt es ebenso wie das Adjectivum hailags, und sicherlich auch aus demselben Grunde wie dieses. In allen übrigen Dialecten ist es vorhanden, und zwar stehen sich in denselben, ohne weiteren Unterschied, die beiden Formen weh, weg (altnord. vé, welches in der persönlichen Bedeutung 'deus, numen' als Masculinum und im Singularis, in der üblicheren von 'Heiligthümer, Feldzeichen, Opferstätte und Wohnung' als Neutr. Plur. gebraucht wird[2], angels. weoh, weg Masc. 'idolum sacrum, ara'[3], altsächs. weg[4], sowie -vechus, -veus in westfränkischen

[1] Verslagen en Mededeelingen aaO. S. 360 ff.

[2] Egilsson, Lexicon poeticum S. 856 f., Cleasby S. 687. In Personennamen steht Ve- häufig als erstes Compositionsglied: Geirr hét maðr ágætr í Sogni, hann var kallaðr Vegeirr, því at hann var blótmaðr mikill; hann átti mörg börn: Vebjörn, Vesteinn, Ve(þ)ormr, Vemundr, Vegestr ok Ve(þ)örn, en Vedís dóttir (Landnámabók 2, 29). Andere männliche Namen sind: Vebrandr, Vefreðr, Vekell, Veleifr, Veseti; weibliche: Vebjörg, Vegarðr, Vefreyja, Velaug, Veny. Als zweites Glied, wie in Hlöðver, -vir, Randver, Ölver, -vir, ist es seltener. Für Ortsnamen liefert u. A. Vandilsve Helgakv. Hund. 2, 35 einen Beleg.

[3] Grein, Glossar II, 700, Ettmüller, Lexicon anglosaxonicum S. 136, dazu die Eigennamen: Cusanweoh v. J. 688 (Birch, Cartularium Saxonicum Nr. 72), Wiohstan um 800 Nr. 282 etc. Meistens stellt das Wort sich jedoch als wig dar, so dass es äusserlich mit wig 'Kampf' zusammenfällt, vgl. Wigmund, Wimund Nr. 264 ff., Alhwig, Alwig, Alwius Nr. 162—174 etc. neben dem Dänenkönig Alewih (Widsid 35). Ob der Begründer der Dynastie der schwedischen Scylfinge ein Wægmund (Beowulf 2607. 2814), oder als der Schützer des Stammesheiligthums nicht vielmehr ein Wegmund 'fani tutor' war, dessen Name entweder an ein anderes Etymon angelehnt wurde oder nur durch das (in den Urkunden und Handschriften hinreichend belegte) Schwanken von e und æ entstellt ist, lassen seine Nachfolger in dieser Würde, sein Sohn Weohstan, Wihstan, Wistan und sein Enkel Wiglaf, Wilaf fraglich erscheinen. Im Gegensatz zu diesen hieratischen Personen heisst der andere Wægmunding gleich bezeichnend Ecgþeow 'Schwertknabe', da er ebenso wie sein Sohn Beowulf auf Erwerb und Kriegsdienste in der Fremde angewiesen war.

[4] Da die sächsische Form weg durch die Ortsnamen Wodenesweg bei Magdeburg (Thietmar II, 14, Förstemann

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Namen) und wih, wig (gothländisch vī[1], das auch durch schwedische[2] und dänische[3] Namen gestützt wird, altn. -vir, angels. wih, wig als selbständiges Wort oder in Namen, altsächs. und althochd. wih, sowie -vius, -wich, -wig, -wih[4] in zahlreichen Namen) gegenüber.

Ob der Wurzelvocal einem europäischen e oder i entspricht, lässt sich danach nicht ohne Weiteres feststellen. Jacob Grimm[5] knüpfte die Etymologie des Wortes an das gothische veihs 'sacer' an, wonach die Wurzel schon ursprünglich ein inneres i enthalten hätte, welches zum Theil bewahrt, zum Theil durch vocalische oder consonantische Brechung zu e gewandelt wäre. Der Orthographie des Ulfilas würde auf alle Fälle nur der letztere Vocal (ai) gemäss sein, während der erstere für ein selbständiges gothisches Denkmal unbedenklich zugegeben werden darf. Auch das WI unserer Inschrift würde sich von einem a-Stamme wih aus besonders leicht erklären. Da das folgende Wort wiederum mit einem h anlautet, so wäre ein rein graphisches Uebergehen der auslautenden Spirans denkbar. Ueberdies muss auslautendes h schon innerhalb des Gothischen verhältnismässig schwach gesprochen sein, da es auch ohne ein solches Zusammentreffen in den Handschriften der Bibelübersetzung des öfteren fortgelassen wird[6], und die Form -uui speciell schon seit älterer Zeit nachzuweisen sein dürfte[7].

Aber es fragt sich doch, welches der eigentliche Charakter des fortgefallenen Lautes war, der sich inlautend wie auslautend als Spirans verflüchtigt haben muss. Wie die obigen Beispiele lehrten, ist derselbe schon in den ältesten Quellen von der grössten Mannigfaltigkeit: bald fehlt er gänzlich, bald stellt er sich als ch, h, g oder c dar, sogar innerhalb ein und desselben Namens. In den älteren gothischen Belegen ist er theils geschwunden (Müllenhoff aaO., auch der Gothe Farnobius Ammian. 31, 4, 12 etc. v. J. 376 gehört wohl dazu), theils wird er von den griechischen Autoren durch -χ- ausgedrückt (*Μουνδίουχος*, *Ἀλάβιχος*), wofür dann in der römischen Umschreibung -c- eintritt. Das Letztere deutet ziemlich bestimmt auf ein zu Grunde liegendes h, da inlautendes g sich bei Iordanes höchstens ausnahmsweise als ch darstellt (Achiulf), während der Uebergang von χ, ch zu g öfter zu beobachten ist (Müllenh. S. 150); eher könnte in Betracht kommen, dass von den Griechen für die Wiedergabe auslautender germanischer Gutturalis nur ein oberflächliches System gehandhabt wurde (Mommsen S. 185), welches die feineren Unterschiede ausser Acht liess. Im Angelsächsischen wechseln dagegen nicht nur im Auslaute g und h, sondern g ist bei Kädmon auch inlautend (wiges, Daniel 201) belegt. In den merowingischen Denkmälern herrscht neben -vius, -veus wieder die Schreibung -vechus, deren ch eher auf h als auf g

---

2, 1638, vgl. Odinsve auf Fünen, Fms. 11, 266) Donerswe bei Oldenburg (Deutsche Mythologie [4] I, 126. 131 f. III, 58. 69) und wohl noch durch andere Namen (Förstem. 2, 1566) hinreichend gesichert ist, so könnte man vielleicht für wegos im Heliand 1809 die Bedeutung von 'Wohnung' aufrecht erhalten wollen. Indess bleibt an dieser Stelle auch der Plural so merkwürdig, dass man besser die von Scherer, Zeitsch. f. österreich. Gymnasien 1866, S. 630 f. gegebene Erklärung (vgl. Sievers S. 517) annehmen wird.

[1] Gotlandslagen Kap 4.

[2] Die Ortsnamen Odensvi, Thorsvi, Frösvi, Götavi u. A. bei Grimm, Myth. [4] I, 131. III, 32. 69, Rietz S. 803.

[3] Wibiörn, Wiburgh, Wifrith, vgl. Nielsen, Olddanske Personnavne, Kjöbenh. 1883, S. 105 f.

[4] Das Material von Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I, 1291 f. ist leider ungesichtet, doch liefern das Altsächsische und Althochdeutsche eine Reihe hergehöriger Formen und ziemlich vollständige Entsprechungen zu den angeführten altnord. und ags. Namen, vgl. die bei Förstemann und im Liber confraternitatum (Mon. Germ. 1884) belegten: Wichker, Wihger; Wigbern; Wigmund, Wihmunt; Wichfrid, Wihfrid; Wigbrand. — Wihbrug, Wihperch, Wicbirga; Wigart, Wihcart; Wigedies; Wihlaug (Dronke, Cod. diplom. Nr. 232 v. J. 806), Wihdiu; ferner Alahwih (Wartmann Nr. 215 v. J. 815), Alawih, Alawig; Rantwich, Rantwig, den Ortsnamen Gotewich, Gotwig (Göttweig) etc. etc.

[5] Deutsche Mythologie [4] I, 54. Einen Zusammenhang mit der Wurzel vik 'trennen' (= *τέμενος*, templum) vermuthete Pott und später Zimmer QF. 13, 58, einen anderen mit gr. *οἶκος* etc. Scherer aaO. S. 630.

[6] v. d. Gabelentz und Loebe, Ulfilas II, 2. S. 43 f., Holtzmann, Altdeutsche Grammatik S. 24, Cosijn aaO.

[7] Müllenhoff im Index zu Mommsens Ausgabe des Jordanes S. 152.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(doch vgl. Chochilaichus, ags. Hygelâc etc.) zurückgeht. Der erste Chlodwig nannte sich Chlothovechus[1], die folgenden heissen in allen mit dem Jahre 640 beginnenden Originalurkunden Chlodovius oder (seltener) Chlodoveus[2]; und auch die merowingischen Münzlegenden scheinen bisher in mehr als einem Dutzend verschiedener Namen fast ausschliesslich die Schreibungen -vius, -veus ergeben zu haben[3]. Für -vicus sind die Belege vor dem 8. Jahrh. überaus spärlich: sie beruhen meistens auf schlechten Lesarten und späteren Copien, oder sie entstammen positiven Fälschungen. Später beginnt ein unausgesetztes Schwanken, welches nicht nur die Recognoscirung des Compositionsgliedes sehr erschwert, sondern uns vielfach auch darüber im Dunkeln lässt, ob der spirantische Laut als ein tönender (g, γ) oder tonloser (h, χ) anzusehen sei. Das Althochd. und Altsächs., welche die Form uuih, -uuih vollkommen sicher stellen, machen im Allgemeinen das Letztere wahrscheinlich, ohne jedoch das Erstere, welches durch das Angelsächs. befürwortet wird, durchweg ausschliessen zu können. Die Entwickelung endet damit, dass das sehr vereinzelte und immer unverständlicher werdende Wort die Anlehnung an andere, nahe liegende Stämme sucht und findet. In Namen fliesst es vielfach mit wîg 'Kampf' zusammen, oder es verliert öfter wohl noch allen Zusammenhang und damit jede sprachliche Controle. Das altsächs. wih 'Tempel' mag sich an das Adjectivum wîh 'heilig' angelehnt haben, falls der Wurzelvocal desselben wirklich gedehnt ist.

Doch bleibt noch ein weiterer Umstand zu berücksichtigen. Dass das Wort ursprünglich ein u- oder wa-Stamm war, oder dass ein solcher wenigstens neben dem a-Stamme herging, kann keinem Zweifel unterliegen. Dies hat bereits Müllenhoff angenommen[4], der auch ein altes gothisches wiu zwar nicht unmittelbar nachweisen, aber aus älteren Namen doch mit Wahrscheinlichkeit erschliessen konnte (vgl. die Bemerkungen desselben in Schmidts Zeitschrift aaO. und besonders im Index zu Mommsens Ausgabe des Iordanes S. 152). Müll. zog ferner den von Ammianus 31, 4, 1 etc. überlieferten Namen des Gothenführers Alauiuus sicher mit Recht herbei, mag nun das Suffix -wa in demselben ursprünglich, oder erst durch eine ähnliche Ablösung wie in goth. kniva-, triva- hervorgerufen sein: im Uebrigen entspricht er dem nord. Ölver, Ölvir, merowingischem ALOVIV, ALAFIUS einerseits, sowie dem Ἀλάβιχος, ahd. und alts. Alawich andererseits durchaus. In späterer Zeit scheint nur Wiumar[5] v. J. 875 den volleren Auslaut zu bewahren, während sonst die westgothischen Namen schon vom 7. Jahrhundert ab das reducirte Wi- neben -wig und -wich aufweisen[6]. Einen nordhumbrischen Stamm wiu sichert der Name des Königs Oswiu (7. Jhdt.), der durch verschiedene, von einander unabhängige Ueberlieferungen in dieser Gestalt verbürgt ist[7]. Auf einen Ahnherrn Merowio deutet Merewioingas im Beowulf 2921 zurück. Einem Chlodoveus entspricht der nordische Hlöðver, dessen unentstellte und unlatinisirte fränkische Form der Genetiv CLODOVEO REGES

---

[1] Monumenta Germaniae LL. I, 1, S. 1 (Capitular v. J. 507—511.) Hierzu stimmen die etwas späteren inschriftlichen Belege CHLODOVECHI (Le Blant Nr. 200) und CHLODOVECHO (Nr. 333, vgl. Venant. Fortunatus IX, 4) v. J. 580. Gregor von Tours schreibt Chlodovechus, Merovechus, Gundevechus (-ugus, -ucus), Guntheuca (-ga) neben Audioveus, Chlodoveus, Leuboveus etc.

[2] Tardif, Monuments historiques. Cartons des Rois. Paris 1866. Nr. 9—34. Die bei den Geschichtsschreibern sich forterbenden -vechus dürften danach wohl auf litterarischer Tradition beruhen.

[3] Nach den Lesungen von Anatole de Barthélemy, Bibliothèque de l'école des chartes. XLII (1881) S. 287 ff.

[4] Schmidts Zeitschrift für Geschichte 8, 210. 264. Zeitschrift für deutsches Alterthum 6, 431. 9, 247.

[5] Histoire de Languedoc ² II, Preuves Nr. 187.

[6] Wimar comes figurirt auf den Concilen von Toledo von 680—693: Mansi 11, 1040. 12, 22. 85. Wifredus in den Urkunden v. J. 844 ab, Histoire de Lang. ² II, Preuves Nr. 259 etc. Daneben stehen Ervig, Ervigius (von 680 ab), Baldvigius v. J. 656 und später Trasivichus v. J. 875 (Hist. de Lang. ² II Nr. 187). Eine Form mit innerem e ist in gothischen Namen, wie es scheint, nicht zu belegen.

[7] Thorpe, The anglo-saxon chronicle, London 1861, I S. 43. 49 etc. Birch, Cartularium Saxonicum Nr. 23. Auch in den Handschriften von Bedas Hist. Eccles. (III, 29. IV, 26) scheint Oswiu vorzukommen, vgl. Zeitschrift für deutsches Alterth. 7, 526, doch bedürfen die Lesarten noch einer genaueren Feststellung.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Inschrift von Toulau v. J. 695 darbietet[1], welche danach auch wenigstens für einen Theil der übrigen altfränkischen Namen auf -vius, -veus, -veos vorausgesetzt werden darf. Als erstes Compositionsglied ist das Wort seltener, und zwar steht es an dieser Stelle bereits früh in seiner kürzesten Form, wie der auf einer merowingischen Münze in gallischer Lautgebung vorliegende Name GVIMORI (für WIMARI) und manche spätere Schreibungen erweisen. Daneben sind der historisch dem 5. Jhdt. angehörige Viomad[2], der durch trierische Namen des 8. Jhdts. (Wiomadus, Weomadus, Wiemadus) gestützt wird, ferner Viorad v. J. 745 und der elsässische Ortsname Wiufridesheim v. J. 782 bis 797 aus dem Weissenburger Schenkungsbuche zu erwähnen. Dem letzteren steht indess wieder die Form Wigfridasheim in einer fuldischen Aufzeichnung v. J. 788 zur Seite[3]. Ein hergehöriger sächsischer Name aus einem fränkischen Capitular v. J. 805 ist Bardaenouuio (Bardewick), dessen Auslaut zwei verwandte Codices bewahren, während einer die Abkürzung -uui, die meisten übrigen -uuih oder -uuich darbieten. Am weitesten entfernt sich das von dem Herausgeber in den Text gesetzte -uuic von dem Ursprunge des Wortes[4].

Der Uebertritt zu den a-Stämmen muss aber im Allgemeinen ziemlich früh erfolgt sein, was sehr begreiflich ist, wenn das Wort ursprünglich ein u-Stamm, und das Geschlecht desselben wie im Altnordischen das unpersönliche neutrale war, da diese schon im Arischen spärlich vertretene Classe im Urgermanischen vollends zusammengeschmolzen ist, so dass aus der gothischen Bibelübersetzung ausser faihu 'pecu' nur noch die Glosse gairu zu belegen ist, welche Leo Meyer mit lat. veru 'Spiess' identificirte[5]. In der That sind nicht nur sehr alte Belege für den a-Stamm vorhanden, sondern die ganze Flexion des Wortes ist auch im Altnord., Angels. und Alts. ausschliesslich diejenige der a-Stämme. Ueberdies werden, bei der durch ags. weoh gesicherten Kürze der Wurzelsilbe, erst von einem a-Stamme aus die üblichen westgermanischen Formen verständlich, da von einem u-Stamme ebenso wechu, wichu hätten fortbestehen müssen, wie auch fehu, filu etc. beibehalten sind[6].

Somit kommen für die Geschichte des Wortes folgende germanische Formen in Betracht: wich, wih, weh, wig, weg (und wohl auch wigo-, wiche-), ferner wi, wiu, wio, weo und die umgeprägten -vivus, -vichus, -vechus, von denen nicht sicher zu sagen ist, wieweit in ihnen der deutsche Stamm reicht und wo die fremde Endung beginnt. Die letzte Erklärung und Vereinigung von ihnen Allen fällt nothwendig schon dem Gebiete der etymologischen Grammatik anheim.

Die verschiedenen Bedeutungen berühren sich nun allerdings mit derjenigen von wîh 'heilig', ohne jedoch mit ihr zusammen zu fallen, oder in völlig durchschaubarer Weise daran anzuknüpfen. In weitverbreiteter Anwendung bezeichnet das Substantivum erstens einen geheiligten Platz, einen 'locus sacer' (vgl. friduwih, Heliand 513), speciell die Cultusstätte und als solche ursprünglich den heiligen Hain, was noch die Gleichstellung 'forst edo haruc edo uuih' einer althochdeutschen Glosse[7] wiederspiegelt. Aber auch die Schnüre, welche den unter dem Gottesfrieden stehenden Raum der Volksversammlung oder der Gerichtstätte umhegten[8], werden im Nordischen vé-bönd genannt. Zweitens bezeichnet wih einzelne Gegenstände und Symbole, welche unter dem Schutze der Gottheit standen

[1] Le Blant, Inscriptions chrétiennes de la Gaule Nr. 477.

[2] Fredegarius III, 11 vgl. Gregorius Turonensis II, 12. Förstemann I, 1327.

[3] Pardessus II, 396 f. — Trad. Wizenb. Nr. 59. 60. 62, Dronke, Codex diplomat. Fuldensis Nr. 89, vgl. Förstemann 2, 1596.

[4] Monumenta Germaniae LL. Capitularia I, 1, 123.

[5] Die gothische Sprache S. 20.

[6] Lyngby, Tidskrift for Philologi og Pädagogik X, 90 f., vgl. Sievers, Beiträge V, 104 f.

[7] Steinmeyer-Sievers, Althochdeutsche Glossen I, S. 316, 60.

[8] Auch die homerischen Geronten sitzen auf dem Schilde des Achilleus ἐπὶ ξεστοῖσιν λίθοις ἱερῷ ἐνὶ κύκλῳ zu Gerichte. Ilias 18, 504.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder zur Ausübung heiliger Cultushandlungen dienten. In den angelsächsischen Gedichten, welche die weitere Bedeutung 'Tempelbezirk' nicht belegen, wird weoh synonym mit wigbed für den Opferaltar, in der Regel aber für 'idolum' gebraucht, sowohl als Simplex wie in Zusammensetzungen (wigsmid 'idolorum fabricator' u. A.). Und wenn es im ags. Daniel 180 sogar durch cumbol 'signum militare' variirt wird, so nähert es sich bereits demjenigen vé, welches in den altnordischen Liedern für Banner und Feldzeichen der technische Ausdruck ist, und weist uns auch von dieser Seite darauf hin, dass wig 'idolum' und vé 'vexillum' ein und dasselbe Wort sind, was überdies aus den altgermanischen Zuständen heraus seine volle Erklärung findet. Denn als Standarten dienten eben die Bilder und Abzeichen, welche in den heiligen Hainen aufbewahrt und bei Kriegszügen oder Processionen als die Symbole der anwesend gedachten Götter von den Priestern der Menge vorangetragen wurden[1]. Die letztere Bedeutung wird auch, wie Müllenhoff anmerkte, den mit -vech componirten Eigennamen zu Grunde liegen[2], während in den, wie es scheint, ursprünglich zahlreichen, in denen wih, wiu das erste Glied der Zusammensetzung bildet, entweder der allgemeinere Begriff des Kultheiligthumes, sei es nun in örtlichem oder gegenständlichem Sinne, oder der speciellere des Opfers (vgl. S. 33 Anm. 2) vorauszusetzen ist. Die weiblichen Eigennamen deuten theils auf den Stand, theils auf die specielleren Functionen der Priesterinnen, so das Véfreyja, Védis (Wigedies, Wihagdis), Vény, Wihdiu 'dominae' oder 'nymphae' oder 'puellae sacerdotales' sind, und Vébjörg, Wichbirg eigentlich die das Heiligthum oder das Opfer hütende, Vélaug, Wihlaug die es badende oder waschende Jungfrau bezeichnet.

Dass selbst das locale altnordische vé zum Plurale tantum werden konnte, begreift sich leicht, denn dasselbe berührt sich gelegentlich noch in unserer Ueberlieferung mit dem collectivischen Sinn von 'Heiligthümer, Götterbesitz' aufs nächste; so wenn in den eddischen Vafþrúdnismál Str. 50. 51 ráða eignom goda 'das Eigen der Götter verwalten' und 'byggja vé goda' als synonym gebraucht werden, oder wenn Eyvindr skáldaspillir in den Hákonarmál es als die Pflicht der Könige bezeichnet: þyrma véum 'das Eigenthum der Götter zu schirmen', im Gegensatz zu 'granda véum', es zu verletzen. Im Singularis dagegen wird die lokale Bedeutung von wih, welche schon in urgermanischer Zeit vorhanden war, wohl ähnlich zu beurtheilen sein, wie bei alts. ags. tol, ahd. zol, goth. mota, in denen ganz entsprechend die Begriffe 'Zoll' und 'Zollstätte', τέλος und τελώνιον zusammentreffen, und anderen Worten mehr.

Wenn aber altn. vé 'signa, vexilla' und vé, weoh 'idolum, sacrum' nicht zu trennen sind, so wird für die ganze Sippe auch eine einheitliche grammatische Erklärung nöthig. Von der Wurzel vegh[3], zu der lat. vehere, vexillum etc., sowie die germanischen Verba altn. vega 'heben, schwingen', goth. ga-vigan 'bewegen', ags. ahd. wegan 'schwingen, bewegen' gehören, liesse sich wohl Manches erklären. Die Ableitung veghú, veyú würde sich den adjectivischen Bildungen gr. πλατύ, ταυυ-, skr. tanú 'dünn' (eigentlich 'ausgedehnt'), oder dem substantivischen tanú 'Körper' etc. an die Seite stellen[4] und 'das Emporgehobene, Geschwungene' bedeuten. Neben weyú mochte ferner unter

[1] Effigies et signa quaedam detracta lucis in proelium ferunt, Germania cap. VII. Depromptae silvis lucisque ferarum imagines, ut cuique genti inire proelium mos est, Hist. IV, 22, womit Widukind I, 11 und ahd. Eigennamen wie Oswig, Eberwih, Eberwi, Beriwich, Beranwih, Wolfwig, Hundwig, Arnwig zu vergleichen. Siehe auch Müllenhoff, De antiquissima Germanorum poesi chorica p. 13.

[2] Index zu Jordanes S. 152, vgl. die Anmerkung S. 11 in Scherer's Mars Thingsus (Sitzungsberichte der k. preuss. Akademie der Wissenschaften 1884, S. 581). Wenn Thiodolf von Hvin, Haustlöng Str. 1 auch den Schild ein 'Hildar vé' nennt, so findet dies in den von Cleasby-Vigfusson S. 553 angeführten Belegen und dem Eigennamen altn. Randver, ahd. Rantwich seine Erklärung und Bestätigung.

[3] Vgl. Schmidt, Zur Geschichte des indog. Vocalismus II, 409, der jedoch zwei verschiedene Stämme ansetzt.

[4] Bopp, Vergleichende Grammatik ²III, 384 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Einfluss des u der letzten Silbe wiɣú entstehen[1], welche Formen dann beide einerseits zu weg, wig verkürzt, andrerseits — und vielleicht in doppelter Weise — zu wiu, weo umgestaltet werden konnten. Doch würden sich dieselben ebenso gut auch von einer nach VERNERS Gesetz verschobenen Wurzel vik- herleiten lassen. Wenn in alter Zeit dem u- (oder a-)Stamme ein oxytonirter wa-Stamm (wiɣwá-) zur Seite stand, so finden beide Mal nicht nur wiu, weo, sondern auch der offenbar dazugehörige norwegische WIWAR auf dem Stein von Tune, altn. -vir, -ver und der gothische Alauiuus ihre Erledigung[2]; denn letztere würden zu dem urnordischen ÞEWAR (aus þeɣwá-z) und späterem -þér eine ebenso genaue Entsprechung liefern, wie gothisches wiu, westgerm. wiu, weo zu goth. þius, westgerm. theo. Möglicherweise kann aber auch die intervocalische Spirans, welche schon an sich und mehr noch hinter dem i einen j-artigen Laut gehabt haben muss, bewirkt haben, dass aus wiɣu zunächst wiju (vgl. KUHNS Zeitschr. 27, 479 Anm.) und daraus in regelmässiger Weise wiu wurde (wie frei- aus frija- in freihals), dessen Auslaut in Uebereinstimmung mit einer westgermanischen und nordischen Lautneigung wohl auch in einem gothischen Denkmal abfallen durfte.

Da nun aber grade das gutbezeugte wih, wich mit ursprünglichem vegh- unvereinbar ist, so müssen wir nothwendig auf die Wurzel vik- recurriren, welche allein eine einheitliche grammatische Erklärung aller überlieferter Formen ermöglicht. Und zwar weisen *wihu, wich, wih und das gebrochene wech auf eine Grundform mit betonter Stammsilbe, *wiɣu (wīu?), wig, weg dagegen, sowie *wiɣwá-z, WIWAR, -uiuus, wiu, wio, wie, weo, nord. -vir, -ver in der soeben erörterten Weise auf eine solche mit betontem Suffix zurück. Der urgermanische Accent muss also in der Flexion des alten Nomens gewechselt und die späteren Vermischungen veranlasst haben[3]. Die Wurzel selber findet aus dem Deutschen in dem aus dem Part. Prät. zu erschliessenden Verbum wihan (kawigan 'decrepitus', arwigan 'confectus, debilitatus' etc.[4]) ihren nächsten Anhalt, und wih, wiu ist eigentlich 'das Abgethane, zu Grunde Gerichtete' (der lat. hostia 'Schlachtopfer', von hostio 'schlagen' vergleichbar), was durch den beziehungsvollen Namen des seiner blutigen Opfer halber bekannten Norwegers Végeirr nur bestätigt wird. Ob noch eine weitere Anknüpfung, an goth. veihan 'kämpfen', lat. vinco und victima (vgl. die Victo-vali, Zeitschr. 9, 133, und die mit Wioht- zusammengesetzten ags. Namen) möglich ist, darf hier füglich dahingestellt bleiben. Die Ausdehnung jenes ursprünglichen Begriffes aber auf Alles den Göttern Zuständige, ihnen Verfallene oder Gehörige bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Auch der Goldring sollte zweifellos durch die Aufschrift WI als ein sacrales Stück gekennzeichnet werden. Dahingestellt müssen wir es nur lassen, ob er damit als ein Eigenthum der Götter und ein ihrem Schutze unterstehendes Stück des Tempelschatzes declarirt wurde, oder etwa als ein Cultusgeräth, das bei den religiösen Ceremonien eine speciellere Verwendung fand. Beides ist an sich möglich, in beiden Fällen war für ihn WI die naturgemässe und die eigentlich significante Benennung, und war weiterhin HAILAG dasjenige Epitheton, welches ihm von Rechtswegen zukam, welches das 'eign goda' zugleich als ein 'sacrum' und 'sacrosanctum' bezeichnete, als ein den Menschen heiliges und für sie unverletzliches Stück.

Welche neue Bestimmung fügt nun aber GUTANIO der eben entwickelten Bezeichnung hinzu? Da der erste Theil, wie schon bemerkt, kaum etwas Anderes als den Namen der Gothen enthalten kann, so hängt Alles an der Auffassung der zweiten Hälfte. Diese aber erscheint vor der Hand sehr wenig bestimmbar, da es an einer grammatisch parallelen und die unsere unmittelbar aufhellenden Bildung aus alter Zeit durchaus fehlt.

---

[1] Leffler, Tidskrift for Philologi, Ny Række, II 150 Anm.

[2] Sievers, Paul und Braunes Beiträge 5, 149. Verner, Anzeiger für deutsches Alterthum 4, 340. Burg, aaO. S. 23.

[3] de Saussure, Système prim. 221. Osthoff, MU. 2, 12. Tidskrift N. R. 4, 286. Beiträge 7, 431. Kuhn 26, 92 etc.

[4] Lachmann, Kl. Schriften 1, 181. Grimm, Gramm. II ², 16. Hildebrandsl. 68. Graff I, 702. Mhd. Wb. III, 650.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nochmals auf eine Composition zurückzukommen, wäre, soweit ich sehe, nur in dem einzigen Falle gestattet, dass -nio für -niu und dieses wiederum für das oben besprochene -niwi stehen könnte. Indessen müssen die seit dem Ende des achten Jahrhunderts nachgewiesenen Abkürzungen -niu, -ni für die früheren Sprachperioden wohl als ausgeschlossen betrachtet werden, und -nio, welches ebenso wenig vorzukommen scheint, wie thio, dio für thiwi, ist überdies grammatisch sehr bedenklich. So hat denn auch Cosijn in dem angeführten Aufsatze einen anderen Weg beschritten, indem er GUTANIO für den Gen. Plur. Fem. von einem Nom. Sing. Gutani 'die Gothin' hielt, welcher der gothischen Ableitung Saurini 'die Syrerin' (Marcus VII, 26) von Saur 'der Syrer' genau entsprechen soll. In Wirklichkeit jedoch ist die Entsprechung nur eine unvollkommene. Denn ebenso wie Saurini würde auch dieser Nominativ wohl Gutini und der Gen. Plur. Gutinio lauten müssen, analog den ahd. Sahsin 'die Sächsin', Fresin, Franchin, Pejarin, Suabin etc. Eine andere Motionsendung als (-eni) -ini, -en, -in, sowie das vielleicht aus den obliquen Casus in den Nominativ gedrungene ahd. -un, altnord. -yn, -ynja für die von Masculinis abgeleiteten Feminina ist wenigstens in den germanischen Sprachen bisher noch nicht nachgewiesen[1], letztere aber besteht in ganz allgemeiner Geltung, und mag, wie Joh. Schmidt darlegte[2], auf eine urgermanische Flexion Nom. -ini, Gen. -unjos zurückgehen. So dürfte uns vielleicht Gutunjo nicht überraschen, aber für Gutanio fehlt bis dahin jegliche Analogie. Denn wenn die niederrheinische inschriftliche HLUΘENA, HLUDANA[3] im Uebrigen auch der nordischen Göttin Hlóđyn, Hlóđynjar entsprechen mag, so ist doch, wie schon Müllenhoff[4] anmerkte, die Ableitung eine andere, und wohl mit derjenigen von Tanfana identisch, während in den, in Bezug auf das Suffix eher vergleichbaren Namen der NEHALENIA, NEHALENNIA[5], Baduenna u. A. ganz richtig dieselbe schwache Vocalstufe vorliegt, wie in der salischen Glosse leodiniæ, leudinia 'ingenuam'[6] und den späteren althochdeutschen Bildungen. Unter diesen Umständen wird man den Uebergang, der gelegentlich in anderen unbetonten Silben von u zu a stattfindet[7], nicht als eine Erklärung gelten lassen dürfen, noch weniger aber gewisse constante Entsprechungen, wie diejenige, wenn das Participium Präteriti goth. auf -an-s, ahd. auf -an auslautet, während der schwedische Stein von Tanum die urnordische Form HAIT-INA-R[8] und die späteren Sprachstufen regelmässig die Endung -enn oder -inn darbieten. Zu dieser grammatischen Schwierigkeit kommt hinzu, dass auch die alsdann entstehende Bedeutung sich keineswegs sonderlich empfiehlt. Denn in lokalem Sinne kann WI hier unmöglich gefasst werden; 'der Gothinnen unverletzliches Heiligthum' aber würde die sonderbare Thatsache zur Voraussetzung haben, dass die Gothinnen eigene Heiligthümer besessen, und dass nicht alle als ein gemeinsamer Stammesbesitz dem Schutze der Götter und der Verwaltung der Könige und Priester unterstanden hätten. Die Uebersetzung 'Weihgeschenk' endlich trüge in das Wort eine Nuance hinein, welche nirgends belegt ist.

Besser, ohne Zweifel, und dem Sinne nach durchaus passend würde der Name der Gothen dastehen. Aber dieser wird, wie wir sahen, durch die Grammatik, welche vielmehr Gutane (oder Gutne, wie goth. abne, auhsne) erfordert, wiederum ausgeschlossen. Freilich könnte noch Jemand einwenden, dass das -e des gothischen Suffixes eine nach ihrer Entstehung nicht hinreichend

---

[1] St. Gallische Sprachdenkmäler (Quellen und Forschungen III) S. 91.

[2] Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung N. F. VI, 354 Anm.

[3] Bonner Jahrbücher 1871 S. 184. Brambach, Corpus Inscriptionum Rhenanarum Nr. 150. 188.

[4] Zeitschrift für deutsches Alterthum 9, 241 f.

[5] Brambach, Nr. 27 ff. 441 f. Kern, Revue Celtique II, 10 ff.

[6] Lex Salica, ed. Hessels und Kern, London 1880, col. 123. 124. § 126.

[7] Paul in seinen und Braunes Beiträgen 6, 196 ff.

[8] Stephens I, 197, vgl. Bugge, Tidskrift VII, 249 f.; Burg, Die älteren nordischen Runeninschriften S. 91 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufgeklärte Endung sei, da es nicht nur einem durchgehenden -on der übrigen arischen Sprachen, sondern auch einem -o zum mindesten von einigen germanischen Dialecten gegenüberstehe[1]. Aber wie dem auch sei, mag innerhalb des Gothischen eine Suffixübertragung stattgefunden haben oder nicht, wir würden im günstigsten Falle immer erst auf Gutano, nicht auf Gutanio geführt werden. Auch die Hypothese von Osthoff, der das -e aus -jo mittelst eines durch die erhellende Kraft des j oder progressive Assimilation entstandenen -je herleitet, welches den ja- und i-Stämmen (harjo, gastio) entnommen und auf die übrigen Klassen übertragen sein soll, würde hier nur auf einem sonderbaren Umwege zum Ziele führen. Man müsste annehmen, dass das -io der ja- und i-Stämme noch nicht so bald contrahirt wurde, sondern neben dem -o der übrigen Stämme eine Zeit lang fortbestand, so dass das i der ersteren auch auf die letzteren übertragen werden konnte, bis sie allesammt in dem Sprachniederschlage des Ulfilas zu einem gleichmässigen -e normalisirt wurden. Man könnte sogar noch die Parallele des Lateinischen heranziehen wollen und hinweisen auf die dort vorhandene Verwirrung von Grundformen auf -i und consonantischen, das Schwanken von -ium und -um, das die ganze Latinität über gedauert hat[2]. Aber gerade diese Parallele wird auch hinreichen, um das Unorganische der ganzen Herleitung zu erhärten, denn im Lateinischen waren bereits durch verschiedene andere Casus Berührungen zwischen den betreffenden Stämmen hergestellt, während es im Deutschen, wo ähnliche Berührungen nicht vorhanden waren, zu einer solchen Vermischung an der nothwendigsten Voraussetzung fehlte.

Wenn somit GUTANIO zwar unverkennbar mit dem Gothennamen zusammenhängt, aber keine Composition mit demselben enthält, wenn die Interpretation 'der Gothinnen' sehr unwahrscheinlich und grammatisch bedenklich, 'der Gothen' aber vollends ausgeschlossen ist, so werden wir uns bei der vollkommenen Sicherheit der Ueberlieferung nothwendig noch nach einer anderen Erklärung umsehen müssen.

In der That lässt sich ein, wie mir scheint, letzter Ausweg eröffnen, den wir nunmehr, nachdem alle übrigen Möglichkeiten erschöpft sind, vielleicht werden einschlagen dürfen. Ich meine, dass in dem auslautenden -IO wohl nur das secundäre Suffix -ja vorliegen kann, welches in adjectivischer Function an den Stamm GUTAN- angetreten ist. Dieses Suffix, welches bei den Adjectivis, in primärer wie in secundärer Anwendung, eine allgemeine Beziehung oder Zugehörigkeit zu dem zu Grunde liegenden Worte anzeigt, ist in allen arischen Sprachen vorhanden und vielfach verwerthet[3]. In den deutschen Dialecten erweist sich das secundäre -ja allerdings nicht mehr als sehr bildungsfähig, aber es ist doch theils noch im Gebrauch, theils mit Sicherheit zu erschliessen. Wie im Griechischen *οὐράν-ιο-ς* zu *οὐρανός*, *δαιμόν-ιο-ς* zu *δαίμων*, *ποιμέν-ιο-ς* zu *ποιμήν* oder im Lateinischen reg-iu-s zu rex, praecon-iu-s zu praeco, lenon-iu-s zu leno verhält sich auch im Gothischen reik-ja- 'mächtig' zu reiks 'Herrscher', alev-ja- 'zum Oel resp. Oelbaum gehörig' zu alev 'Oel', gabaur-ja- 'fröhlich' zu gabaurs 'der Festschmaus', þiub-ja- (nur im Adverbium þiubjo 'diebisch, heimlich') zu þiubs 'Dieb', jiul-ja- 'der weihnachtliche [Monat]' zu jiul 'Weihnacht'. Ebenso wie von den gewöhnlichen Nominibus werden in den verwandten Sprachen auch von Völkernamen auf -en und -on Adjectiva mittelst des Suffixes -io gebildet. So gehört *Μακεδόν-ιο-ς* zu *Μακεδών*, so die

[1] Vergleiche Osthoff in seinen und Brugmanns Morphologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen I S. 232 f., Mahlow, Die langen Vocale A E O in den europäischen Sprachen S. 105 ff. und Paul in seinen und Braunes Beiträgen 4, 354.

[2] Bücheler, Grundriss der lateinischen Declination S. 40 f.

[3] Bopp, Vergl. Grammatik ²II, 344 ff. Leo Meyer, Vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen II, S. 440 ff., Die gothische Sprache S. 334 ff., Schlüter, Die mit dem Suffixe ja gebildeten deutschen Nomina S. 38 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

homerischen *Παιονίη* und *Μηονίη* (sc. *γῆ*) zu den *Παίονες* und *Μῆονες*. Innerhalb des Lateinischen und Altgallischen liefern besonders die Personennamen eine Menge hergehöriger Bildungen. Ihnen würde auch ein gothisches Adjectivum *Gutan-ia-z, Gutaneis (-is?) 'gothisch' genau entsprechen, und die Ansetzung desselben unterläge in grammatischer Hinsicht keinen Bedenken, obwohl wir es sonst nicht nachzuweisen vermögen, noch durch andere analoge Ableitungen von Völkernamen zu stützen im Stande sind. Das einheimische gothische Adjectivum ist uns nicht überliefert, das angelsächsische Gotene 'gothisch' würde allerdings identisch sein, ist aber leider nur in der Verbindung 'Gotene rîce' an einer Stelle der nicht mehr handschriftlich vorhandenen sogenannten Metra Älfreds bezeugt, wo es möglicherweise für 'Gotena' verschrieben oder verlesen ist[1]. Das Altnordische bietet in dem späten Stadium, in dem es uns entgegentritt, die Bezeichnungen gotn-eskr 'gothisch' und gutn-iskr 'gutländisch' dar[2], welche aber ihrerseits recht gut auf einer Neubildung beruhen können, wie denn überhaupt das einfache Suffix -ja im Germanischen vielfach durch das deutlichere -isk ersetzt und verdrängt sein mag.

Mit dem erschlossenen Adjectivum Gutaneis (-is) lässt sich GUTANIO leicht vermitteln. Die Wiedergabe des ersten Suffixvokales, der sich in der gothischen Bibelübersetzung vor Vocalen regelmässig als j darstellt, mittels I darf nicht befremden, sondern wird, da es sich hier um ein mehrsilbiges Wort handelt, sogar eher als die ursprüngliche und eigentlich berechtigte anzusehen sein[3].

Hinsichtlich der Wortform wird man zugeben, dass GUTANIO-WI[H] nicht gut ein Determinativ-Compositum sein kann. Denn wenn diese Gattung auch in verschiedenen arischen Sprachen eine grössere Verbreitung gefunden hat, so ist sie im Germanischen doch wenig eingebürgert und, soweit es sich um vergleichbare Fälle handelt, wesentlich nur dort gestattet, wo Adjectivum und Substantivum in eine besonders feste und gewohnheitsmässige Verbindung getreten sind, wie in den von Grimm angeführten, zumeist aus Ortsnamen bestehenden Belegen[4]. Im Uebrigen wird das selbständige Adjectivum in einem solchen Masse bevorzugt, dass für die Annahme einer Composition von vornherein alle Wahrscheinlichkeit schwindet. In der That würde GUTANIO als freies Adjectivum auch mit der regulären gothischen Flexionsendung (wie niujō etc.) versehen sein, sobald wir in ihm die bestimmte Form des Nom. Sing. neutralen Geschlechtes anerkennen dürften. Da nun sowohl der Kasus wie das Geschlecht dem in WI[H] HAILAG vorliegenden Nom. Sing. Neutr. genau sich anpassen, so fragt es sich noch, ob auch die schwache Flexion, an deren Stelle man im ersten Augenblick vielleicht eher die starke (GUTANI) vermuthen würde, syntactisch zu rechtfertigen ist.

Zunächst wird man den mit dem schwachen Adjectivum meistens verbundenen bestimmten Artikel weder vermissen noch im Grunde erwarten dürfen. Derselbe ist unter ähnlichen Umständen in der gothischen Bibelübersetzung wenigstens entbehrlich, und im Altgermanischen war er in noch höherem Masse überflüssig, wie besonders aus dem Gebrauch der angelsächsischen Denkmäler, vornehmlich des Beowulf, erhellt. Dies begreift sich auch sehr wohl, denn das schwache Adjectivum kann nicht erst unter dem Einfluss des Demonstrativpronomens entstanden sein, sondern muss schon an sich dasselbe ausgedrückt haben, was später die vollständige, mit dem bestimmten Artikel versehene Form, und das Suffix -an erfüllte dabei denselben Zweck, für den allmählich das 'hinweisende' Fürwort immer unentbehrlicher wurde[5].

[1] Grein, Bibliothek der angelsächsischen Poesie 2, 295 (1, 5).

[2] Gudrunarkviða 2, 17. Müllenhoff, Zeitschrift 23, 166. Schlyter, Glossarium ad corpus iuris Sueo-Gotorum S. 241.

[3] Thomsen, Über den Einfluss der finnisch-lappischen Sprachen etc., übersetzt von Sievers S. 93, Anm. 2, sodann Sievers, Beiträge 5, 129 ff. u. A. Etwas anders Brate in Bezzenbergers Beiträgen 11, 195.

[4] Deutsche Grammatik II² 639.

[5] Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 960 ff. Osthoff, Forschungen 2, 119 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Betreff der Bedeutung ist anzuerkennen, dass dem Adjectivum durch die schwache Flexion häufig ein mehr substantivischer Charakter zuertheilt wird. Aber auch dieses kann nur auf der vielfach noch zu erkennenden und wohl ursprünglichen Bestimmung des Suffixes beruhen, einen Begriff in der Rede zu individualisiren und auf den einzelnen gerade vorliegenden Fall einzuschränken[1]. Belege hierfür (mit und ohne den Artikel) lassen sich den sorgfältigen Zusammenstellungen von LICHTENHELD bequem entnehmen[2]. Der gothische Bibeltext ist hinsichtlich des Artikels weniger aufschlussreich, weil er sich in diesem Punkte ziemlich genau an seine Vorlage anschliesst. Trotzdem sind nicht nur gewisse Wortklassen, wie die schon von selbst (d. h. durch den Positiv) eingeschränkten und näher bestimmten Comparative nebst verwandten Wendungen (wie fairnin jera 'im vergangenen Jahre') durchaus an die schwache Flexion gebunden, sondern die letztere wird auch bei solchen Begriffen bevorzugt, die nur in einer einzigen Anwendung vorkommen, wie bei libains aiveino 'das ewige Leben', balveins aiveino 'die ewige Qual', fralusts aiveino 'das ewige Verderben', ferner bei Gegenständen von notorischer Bekanntschaft oder die gewissermassen nur in einem einzigen Exemplare vorkommen, wie der jedem Christen geläufige Oelberg, der MARCUS 11, 1 durch 'fairguni alevjo' wiedergegeben wird (im Dativ: at fairgunja alevjin *πρὸς τὸ ὄρος τῶν ἐλαιῶν*), wobei ein äusseres Zurückbeziehen auf LUCAS 19, 29: at fairgunja þatei haitada alevjo *πρὸς τὸ ὄρος τό καλούμενον ἐλαιών* natürlich unstatthaft ist. Im Angelsächsischen mehren sich die Belege mit den vervielfachten Möglichkeiten der Anwendung beträchtlich. Personen und Gegenstände, von denen gerade die Rede ist, besonders Besitzthümer, Waffen und andere Dinge, welche im altgermanischen Leben eine hervorragende Rolle spielten, haben häufig das artikellose bestimmte Adjectivum neben sich, z. B. Beowulf 2207: Syddan Beowulfe bræde rice on hand gehwearf 'Hernach kam das weite Reich in Beowulfs Hände', 2181: ac he .. ginfästan gife, þe im god sealde, heold hildedeor 'aber er hielt das überaus kräftige Gut, das ihm Gott verliehen [den königlichen Hort, LICHT.], kampftüchtig fest', Genesis 1627: se rinc ageaf eorðcunde ead 'der Held gab auf den irdischen Besitz' und sonst Beow. 1405: ofer myrcan mor 'über das dunkle Moor' etc.; oder in der Apposition: Heorot, sincfage sel 'Heorot, der mit Kostbarkeiten geschmückte Saal', Heorot, beahsele beorhta 'Heorot, der glänzende Gabensaal'. Das Altnordische, welches viel später litterarisch geworden ist und sich überdies noch einen neuen Artikel geschaffen hatte, bewährt zwar nicht mehr die gleiche Freiheit in der Anwendung der schwachen Adjectivflexion ohne den Artikel, bietet aber doch noch, besonders in den epischen Liedern, genug Fälle dar[3], um die Zulässigkeit des in Rede stehenden Gebrauches auch von seiner Seite zu sichern.

Damit nun GUTANIO WI[H] seine volle Erklärung finde, wird nur Eines nöthig: es darf keine allgemeine und unbestimmte, sondern es muss eine bestimmte Beziehung enthalten, d. h. das Substantivum WIH darf durch das Adjectivum nicht überhaupt als 'ein gothisches', sondern es muss als ein bestimmtes gothisches, als 'das gothische' bezeichnet worden sein. Wie aber hat man sich das zu denken?

Eine Schwierigkeit für unsere Erkenntniss liegt zweifellos in dem sehr umfassenden Sinne von WIH. Die etymologische, aber aus den einzelnen Dialecten in dem selbständigen Wort nicht mehr nachweisbare Bedeutung 'das Hingeopferte, den Göttern Verfallene' (S. 38) lässt sich nicht direct verwerthen. Der Uebergang zu dem unbelegten 'Weihgeschenk' ist aber nicht ohne Weiteres gestattet, da der Unterschied zwischen demjenigen, was den Göttern verfallen ist und bereits in

[1] Grimm, Deutsche Grammatik I² S. 744. IV, 581.
[2] Zeitschrift für deutsches Alterthum 16, 369 ff. 18, 32 ff.
[3] Deutsche Grammatik IV, 574 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrem Machtbereiche steht — und nur dieses liegt in wih —, und demjenigen, was sie erst entgegennehmen sollen, immer noch ein fühlbarer bleibt. Läge aber die gewöhnliche Bedeutung 'idolum' oder 'Kultheiligthum' zu Grunde, so könnte die Erklärung möglicher Weise in der für uns nicht mehr nachweisbaren Verwendung liegen, welche gerade diesem Ringe eine solche eximirte Stellung im gothischen Stammeskulte zuwies, dass er schlechtweg als 'das gothische Heiligthum' bezeichnet werden durfte. Sehr wahrscheinlich freilich ist dieses nicht, vielmehr werden wir die einzig plausible und vernünftige Erklärung erst erreichen, wenn wir WIH in seinem vollen und umfassendsten Sinne nehmen, als das 'eign goda', als den heiligen unter dem Schutz der Götter stehenden und diesen zugehörigen Kult- und Stammesbesitz, dessen Verwaltung und Aufbewahrung den Königen und Priestern zukam. In diesem Falle war die Inschrift nicht bloss für den Ring, sondern für den ganzen dazu gehörigen Goldschatz bestimmt, in welchem wir nunmehr in der That den Tempelbesitz der Gothen anerkennen müssten, mag derselbe mit den 22 Goldgefässen und Schmuckgegenständen, welche ursprünglich unter dem Steine lagen, vollständig gewesen sein, oder mögen die letzteren, was wohl wahrscheinlicher ist, nur den in unruhigen Zeitläufen zusammengebliebenen Rest der werthvollsten Bestandtheile repräsentiren[1]. So erhält die schwache Adjectivflexion ihren vollen Sinn: da sie dem einzigen und bekannten Tempelschatze der Gothen galt, war sie nicht nur berechtigt, sondern auch die allein correcte und durch den Zusammenhang geforderte. Das hinzugefügte HAILAG aber gewinnt erst seine volle Bedeutung, wenn wir annehmen, dass die Inschrift zu dem Zeitpunkte angebracht wurde, als man es für nöthig hielt, den Schatz unter dem Felsblocke zu verbergen, denn sie sollte offenbar den Finder daran mahnen, dass er es mit 'geheiligtem' Gute zu thun habe, das als solches 'unantastbar' sei, und dessen Verletzung die Götter an ihm strafen würden[2]. Auf den Ring endlich wurde die Inschrift gesetzt, weil dieser sich mit seinen glatten undecorirten Flächen zur Anbringung derselben am besten eignete.

Somit werden wir GUTANIO WI HAILAG als 'Das gothische heilige (unverletzliche) Göttereigen (Tempelgut)' übersetzen dürfen. Alle drei Worte stehen, wenn wir von dem im Auslaute von WI fehlenden H absehen, genau auf gothischer Stufe, denn der Umstand, dass in der Bibelübersetzung das ursprüngliche wih 'waih' geschrieben sein würde, fällt hier nicht ins Gewicht (S. 34). Ebenso sind die syntactischen Verhältnisse vollkommen reguläre. Dass das zweite Adjectivum dem Substantivum nachfolgt und im Gegensatz zu dem ersten die sog. starke Flexionsform trägt, ist ganz in der Ordnung: selbst bei vorhandenem bestimmten Artikel pflegt nur das erste Adjectivum schwach, das zweite prädicative dagegen stark flectirt zu werden, vgl. Beowulf 1400: Wisa fengel geatolic, 1801: hrefn blaca .. blidheort, 2928: se froda fäder .. eald and egesfull etc.; mittelhochdeutsch: der snelle degen guot u. A. m.[3].

Hat aber die Inschrift als eine gothische zu gelten, so gewinnen wir für die Zeitbestimmung noch einen erwünschten Anhalt. Da die Gothen im Jahre 238 zuerst an der Nordküste des schwarzen Meeres erwähnt werden, so kann sie nicht gut vor die Mitte des dritten Jahrhunderts gesetzt werden, andererseits aber auch nicht viel nach der Mitte des fünften, wo nach den West-

[1] Das *ξόανον*, welches Athanarich auf einer *ἁρμαμάξα* im Lande umherfahren und von den des Christenthums Verdächtigen anbeten liess (Sozomenos VI, 37), wird man wohl nicht unter den versteckten Gegenständen erwarten.

[2] Auf dem neuen Gottorfer Grabstein, der dem König Sigtryggr von seiner Mutter vielleicht an Stelle eines älteren, zerstörten errichtet wurde, steht WI als ein erstes selbständiges Wort vor der eigentlichen Inschrift. von Liliencron bemerkt treffend, dass dasselbe dazu bestimmt war, dem Steine eine besondere Weihe zu verleihen, um ihn gegen frevelnde Hände zu schützen, und erinnert an entsprechende Verwünschungsformeln am Schluss von Inschriften: 'Wer dieses Grab stört, werde friedlos' (Allgemeine Zeitung, Beilage, Nr. 221, 1887.).

[3] Lichtenheld aaO. 16, S. 390f. Grimm, Grammatik IV,541 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gothen (um 412) auch die Ostgothen aus diesen Gegenden verschwinden, um im Jahre 488 nach Italien aufzubrechen.

Die übrigen Fundgegenstände bieten allerdings keine entscheidenden Kriterien dar, doch werden dieselben, soweit sie charakteristisch sind, wenigstens zu Zeugnissen für die Orts- und Kulturverhältnisse, in welche die Gothen hineinkamen, nachdem sie ihre alte Heimath verlassen hatten. Alle Stücke gehörten wohl zu demselben Tempelschatze, wenn sie auch nicht von gleicher Herkunft sein sollten. Freilich ist das Letztere im Allgemeinen nicht unwahrscheinlich, wegen der Gleichartigkeit der Kunstart und des Materials. Die Aeusserung von Charles de Linas, welcher den Schatz auf der Pariser Weltausstellung untersuchen konnte, dass das Gold durchweg sehr rein, aber von verschiedener Beschaffenheit sei[1], ist, wie mich Herr Telge ausdrücklich versicherte, keineswegs zutreffend.

Das hervorragendste Interesse beansprucht die grosse goldene Schale[2]. Die äussere Seite derselben ist völlig schmucklos, die innere dagegen in sehr reicher und merkwürdiger Weise ornamentirt. Im Mittelpunkte sitzt eine aufgelöthete weibliche Figur mit einfachem, ärmellosem Obergewande auf einem niedrigen Sitze. Um sie herum laufen zwei von concentrischen Kreisen eingeschlossene, mit Abbildungen ausgefüllte Streifen, deren innerer beträchtlich schmaler als der äussere ist. Der Rand der Schale wird von einem rankenartigen Ornament umzogen. In dieser Disposition, sowie besonders in den Darstellungen des inneren Streifens erkennen wir den Zusammenhang mit einer sehr alten Kunstform. Die um den Omphalos herum angebrachte Heerde, welche von einem Löwen und einem gefleckten Panther angegriffen wird, stellt eine viel variirte Scene dar, welche in der alten Kunst mit ihren Ahnen sehr weit hinaufreicht: sie erinnert nicht nur an die in der Ilias 18, 573 ff. beschriebene aus dem Schilde des Achilleus, wo zwei Löwen auf eine Rinderheerde sich stürzen, sondern auch an die auf altgriechischen Vasen[3] und anderen Gegenständen angebrachten Thierfriese, die sich aus schreitenden Löwen und Panthern, aus Hirschen, Stieren und Wildschweinen zusammensetzen, auf denen bisweilen auch die Löwen einen Stier erwürgen u. A. m. Wie bereits auf dem Schild des Achilleus und den altattischen Vasen ist auch auf unserer Schale den stereotypen Thieren eine menschlische Figur, der schlafende Hirte, hinzugesellt. Der Ursprung dieser ganzen Gattung, die, wie Löschcke hervorhob, in Griechenland selber nur bis zum fünften Jahrhundert v. Chr. nachweisbar ist, führt uns aus Griechenland fort nach Asien und findet hierselbst in der Schale von Nimrud wohl ihren ältesten Repräsentanten[4]. Aehnlich arrangirte Darstellungen von Thierkämpfen sind aber in manchen Gegenden wohl noch lange populär geblieben, wie noch jüngst das eine Gefäss des Sackrauer Fundes zeigte[5]. Auch die Figuren auf der Schale von Pietroassa haben nichts Alterthümliches und Strenges, sondern gehören einer bereits entartenden Kunst an, welche in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gesetzt werden muss, aber das Bewahren und Wiederauftreten jenes, seit einem Jahrtausend nachweisbaren, obschon auf dem klassischen Boden seit vielen Jahrhunderten verschollenen Motives im Barbarenlande am Pontus ist eine wichtige archäologische Thatsache, welche uns auch das zähe Fortleben jener alten orientalischen Symbole, die wir auf den beiden Lanzenspitzen antrafen, in einem deutlicheren Lichte erscheinen lässt.

[1] L'or rouge oriental forme la matière des deux tasses et de la patera illustrées de figures; le reste est en or jaune byzantine. Revue Numism. aaO. S. 52.

[2] Vgl. besonders Matz in der Archäologischen Zeitung. N. F. IV, S. 135 f. und Tafel 52.

[3] Löschcke, Archäologische Zeitung XXXIX (1881), S. 41 ff.

[4] Layard, Monuments of Niniveh Pl. 61.

[5] Der Fund von Sackrau. Herausgegeben von Dr. Grempler. Taf. IV, 6. Vgl. S. 9 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Darstellung des breiteren Streifens, der eine grössere Anzahl von Personen in feierlicher Handlung vorführt, ist im Einzelnen noch nicht hinreichend interpretirt. Indess ist soviel klar, dass eine Reihe von Figuren aus der griechischen Mythologie, Apollo mit der Leier, ferner Demeter und Persephone, zu einer Anzahl barbarischer Gestalten in Beziehung gesetzt ist. Die zweite männliche Hauptgottheit ist schwerlich Nilus, wie Matz annahm, sondern Pluton mit dem Scepter und dem Füllhorn, unter dessen Stuhl auch kein Krokodil, sondern ein Unterweltsthier (Kerberus?) liegen wird. Ueberhaupt scheint mir die von Demeter bis Pluton reichende Gruppe das Reich des Hades darstellen zu sollen, in welches ein von Hermes Psychopompos geleiteter barbarischer Fürst eingetreten ist, der nunmehr von einer Priesterin oder Erynie geweiht wird. Den natürlichen Gegensatz zu Pluton bildet der Lichtgott Apollo, dessen im Mythus festbegründete hyperboräische Heimath ihm in diesen Gegenden einen hervorragenden Platz sichern musste. Dass die übrigen, theils mit Symbolen des Ackerbaues ausgerüsteten, theils Früchte und Opferspenden darbringenden Personen, deren eine eine Peitsche zu tragen scheint, zu jener Hauptscene in Beziehung stehen, darf man wohl vermuthen.

Die ganze Arbeit trägt einen durchaus barbarischen Charakter, dessen specielles Entwickelungsgebiet zu bestimmen, wir leider nicht ganz im Stande sind. Doch darf daran erinnert werden, dass der Greif, welcher unter dem Sitze des Apollo liegt, vielfach auf älteren Münzen von Panticapaeum[1] (Kertsch) dargestellt ist, ebenso auf solchen von Abdera[2]. Ueberhaupt ist derselbe für die pontischen Gegenden besonders typisch und wird als modellirtes Schmuckstück noch ziemlich weit landeinwärts angetroffen[3]. Unter dem Greifen ist auf den Münzen von Panticapaeum öfter eine Aehre angebracht, welche auf unserer Schale der Demeter zugetragen wird. Dass Apollo mit der Leier auch auf alten Münzen von Panticapaeum und Abdera, Demeter auf solchen von Olbia[4] vorkommt, darf gleichfalls erwähnt werden. Weiter findet besonders die eine der sogenannten Priesterinnen von mehr barbarischem Typus unverkennbare Parallelen in mehreren aus derselben Gegend stammenden Terracottafiguren aus römischer Zeit: die eine von ihnen[5], der die Haare in ähnlicher Weise nach vorn zu beiden Seiten lang herab hängen, ist auch mit ähnlichem Mantel und langem Gewand bekleidet, eine andere[6] von schönerer Form hält die beiden Opfergefässe, Schale und Krug, in der nämlichen Weise in den Händen. Kurz es fehlt nicht an Anzeichen, welche uns in erster Linie auf die Nordgestade des Pontus als den Anfertigungsort der Schale hinweisen. Hier findet auch die gesammte Art der Ausführung ihre nächste Anknüpfung. Wie schon Gerhard hervorhob, erinnert dieselbe am meisten an die ziemlich rohen Darstellungen auf der dem Grafen Stroganoff zugehörigen Silberschale von Kertsch[7], welche für die künstlerischen Traditionen dieser Landschaft noch einen weiteren Zusammenhang eröffnet, indem sie mit ihren beiden musicirenden Affen, welche in die griechische Kunst niemals Eingang gefunden zu haben scheinen, dagegen in der asiatischen heimisch sind, bestimmter auf die Einflüsse Asiens hinüberdeuten.

Einen specielleren Anhalt für die Herkunft der Schale ergiebt die in der Mitte aufgelöthete weibliche Figur, welche mit beiden Händen einen Becher vor sich in der Nabelgegend an den

[1] Poole, Catalogue of the Tauric Chersonese etc. S. 4 ff.

[2] Poole aaO. S. 65 f.

[3] Aus einem Kurgan von Wasilkow (bei Kiew), Kohn und Mehlis, Materialien I, Taf. XI, Fig. 4. 5.

[4] Poole aaO. S. 11.

[5] Compte-rendu de la commission impériale archéologique 1875, Atlas Taf. II, 31. Text S. 42 ff.

[6] Atlas aaO. II, 29.

[7] Archäologische Zeitung I (1843) S. 161, vgl. Tafel X.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leib drückt. Denn wie zuerst GERHARD andeutete und später besonders HENSZELMANN[1] ausführte, erinnert diese sonderbare Haltung in auffallender Weise an diejenige der zahlreichen Steinbilder von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, den im Volksmunde sogenannten 'steinernen Weibern', welche in ganz Süd-Russland östlich vom Pruth in zahlreichen Exemplaren vorhanden sind, und die alle in derselben typischen Weise mit beiden Händen den dicht an den Bauch angelegten Becher fassen. Die Sitte, solche Stelen zu errichten, muss, nach den Denkmälern zu urtheilen, hier lange Zeiten hindurch geübt sein. Die eigenthümliche Becherhaltung pflegt man übereinstimmend anzuknüpfen an die von HERODOT IV, 10 erwähnte und aus dem Stammesmythus der Skythen hergeleitete Sitte, beständig eine Trinkschale am Gürtel zu tragen. Diese Combination, darf man sich wohl gefallen lassen, da die alte Geographie nahezu von selber auf die pontischen Skythen als die Verfertiger jener Stelen führt. Ob später auch andere in diesen Gegenden angesiedelte Stämme dieselbe Gewohnheit annahmen, ob speciell die Gothen, wie HENSZELMANN will, sie weiter übten und forttrugen bis nach Spanien hin, wo ganz ähnliche Stelen aufgefunden sind, kann hier dahingestellt bleiben. Uns darf das Resultat genügen, dass die Goldschale, welche durchaus in den Kreis dieser Darstellungen gehört, höchst wahrscheinlich an den Nordgestaden des schwarzen Meeres, etwa in Panticapaeum oder Olbia, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angefertigt ist.

Eben daher stammt vermuthlich der eine besser erhaltene achteckige Korb von durchbrochener Arbeit, an dessen beiden Henkeln sich ebensolche gefleckte Panther anklammern, wie einer auf dem innern Streifen der Goldschale dargestellt ist. Und dieser künstlerische Zusammenhang liefert uns zugleich ein selbständiges Argument dafür, dass die Gegenstände von ähnlich durchbrochener Technik weder specifisch merowingisch, noch überhaupt von der westeuropäischen Industrie ausgegangen sind, sondern mit besserem Rechte aus der byzantinischen Kunst hergeleitet werden[2]. Unter den übrigen Objecten sind die realistischen Darstellungen von Vögeln, welche den schon genannten mehr traditionellen Typen als ein neues, aber verwandtes Motiv zur Seite treten, besonders bemerkenswerth: wir erkennen den Raben oder Adler mit scharf gebogenem Schnabel, ferner den Flamingo, welcher seine Heimath um das schwarze und das Mittelmeer hat, während er im Binnenlande nicht mehr angetroffen wird.

Da nun alle Stücke, welche überhaupt bestimmtere Kriterien abgeben, im Ganzen einen einheitlichen Ursprung verrathen, so werden auch diejenigen, welche wie der Runenring für die archäologische Kritik keinen specielleren Anhalt gewähren, von jenen nicht ohne Noth zu trennen sein. Durch diese Erwägung fällt auf die Geschichte des Ringes noch ein etwas helleres Licht. Nach Ausweis der Inschrift haben wahrscheinlich alle Theile einst den Gothen gehört, obwohl sie nicht von ihnen, sondern von Skythen oder pontischen Griechen gearbeitet worden sind. In den Besitz der Gothen werden sie aber wohl gekommen sein, als diese an der Nordküste des Pontus verweilten und noch nicht in die Bewegung des Westens hineingezogen waren. Wenn der Schatz aber gleichwohl in einem mehr westwärts gelegenen Versteck der karpathischen Vorberge niedergelegt ist, so kann dies nicht gut früher geschehen sein, als bis die ersten westwärts gerichteten Fortschiebungen eintraten, und die Gothen, nachdem sie dem vereinigten Ansturm der Hunnen

---

[1] Henszelmann, Zur Kunst der Gothen, in den Mittheilungen der k. k. Centralkommission XIX (1874) S. 128 ff. Kohn und Mehlis, Materialien II S. 186 ff., Virchow, Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1884 S. 91. Dagegen tragen die kaukasischen Stelen schon einen anderen Charakter, Virchow, Das Gräberfeld von Koban S. 6 f. In Betreff des Kopfputzes von Figur 5 bei Henszelmann könnte auf den entsprechenden südrussischer Terracotten verwiesen werden. Compte-rendu, Atlas aaO. II, 32, vgl. 1876, VI, 10. 1877, VI, 8.

[2] Joseph Hampel, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklos. Budapest 1886. S. 153 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Alanen unterlegen waren, sich weiter nach Westen zurückzogen. In den historischen Berichten tritt in diesem Zeitpunkte neben Frithigern besonders der Westgothe Athanarich hervor, der hinter dem Dnjestr nochmals den Hunnen Stand zu halten sucht, aber alsbald, nachdem die letzteren den Strom in heller Mondnacht durchschwommen, mit seinen Gothen auf das rechte Ufer des Pruth entweicht, von wo er, nachdem ein Theil seines Stammes unter Frithigern sich abgezweigt und Aufnahme auf römisches Gebiet erbeten, zunächst die Schlupfwinkel des transsilvanischen Gebirgskranzes aufsucht (376)[1], bis er nach einiger Frist gleichfalls byzantinischen Boden betritt.

Dass diese Situation, wie schon Dr. Bock entwickelte, besonders gut zu der Niederlegung des Tempelschatzes auf dem festen und, wie es scheint, verschanzten Bergwalde von Istriza passt, so gut wie keine andere, von der uns eine historische Kunde zugekommen, wer wollte es leugnen? Wer aber auch einen Zusammenhang behaupten Angesichts des unablässigen Hin- und Herfluthens gothischer Stämme im Bereich der unteren Donau und der zahlreichen mit Dunkel verhüllten Wechselfälle jener kriegerischen Zeiten, in denen der Fluch, der nach alter germanischer Sage am Golde hängt, auch noch geschäftig genug gewesen sein mag, einen Besitzer um den andern zu verderben. Darin dürften wir jedoch schwerlich fehlgreifen, wenn wir nunmehr annehmen, dass die Inschrift entweder in das letzte Drittel des vierten, oder in das fünfte Jahrhundert (bis 488) zu setzen ist. Sie würde danach ungefähr gleichaltrig mit der Bibelübersetzung des Ulfilas, jedenfalls aber älter sein als die frühesten schon in Italien angefertigten Handschriften dieses Werkes.

IV.
DIE SPANGE VON CHARNAY.

Die Gewandnadel, deren Vorder- und Rückseite Tafel II, Fig. 4 in natürlicher Grösse darstellt, entstammt einem Gräberfelde in der Nähe von Charnay, einer Ortschaft des alten burgundischen Reiches, welche im Departement Saône et Loire zwischen den Städten Seurre und Verdun an der Saône liegt, unweit der Stelle, wo die letztere sich mit dem Doubs vereinigt. Die Gegend ist reich an Ueberresten aus römischer und barbarischer Zeit. In 200 Schritt Entfernung von Charnay führt eine Römerstrasse nach dem Doubs, welchen sie bei Pontoux (Pons Dubis) überschreitet. Rechts von derselben auf einem Felde, Champ-de-la-Velle genannt, das früher mit dichtem Buschwerk bewachsen war und später für Wein- und Hopfenbau urbar gemacht wurde, hatten die Bauern längere Zeit hindurch beim Abräumen des Sandes, der die Oberfläche des stark lehmhaltigen Bodens bedeckt, menschliche Gebeine, sowie Gegenstände aus Metall und Thon gefunden. Im Jahre 1829 erhielt Henry Baudot, Präsident der Commission des antiquités du dé-

[1] Athanarichus ... ad Caucalandensem locum altitudine silvarum inaccessum et montium, cum suis omnibus declinavit, Sarmatis inde extrusis. Ammianus Marcellinus 31, 4. — Eine merkwürdige Notiz bringt der Bericht von Odobesco (Notice S. 50 und 52), der mit einer etwas unpräcisen Wendung von einem Petrossa benachbarten Orte Cauca spricht (Plusieurs villages, parmi lesquels nous ne citerons que ceux de Petrossa et de Cauca ou Dara, contigus l'un à l'autre), von dem anderswo nirgend etwas erwähnt wird. Nur auf der Kiepert'schen Karte der Türkei finde ich in nordöstlicher Richtung von Pietroassa einen Ort Koka, der aber schon zu weit abliegt, als dass er gemeint sein könnte.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

partement de la Côte d'Or in Dijon, Kenntniss davon und veranstaltete an Ort und Stelle von 1832 ab regelmässige Nachgrabungen, welche zu ausserordentlich glänzenden Resultaten führten. Schliesslich erstattete er einen eingehenden Bericht, ohne jedoch, wie er sich ausdrückte, diese Mine archäologischer Schätze bereits erschöpft zu haben[1].

Die Gräber lagen über eine verhältnissmässig weite Strecke vertheilt und machten besonders in den niedrigeren Terrainabschnitten einen so unregelmässigen Eindruck, dass Baudot in Uebereinstimmung mit der Lokaltradition sich der Annahme zuneigte, man habe es mit keinem normalen Begräbnissplatz, sondern mit einem Schlachtfelde zu thun, auf dem die Gefallenen in eiliger Weise beerdigt seien. Einen passenden historischen Anhalt schien ihm die Schlacht bei Dijon zu bieten, in welcher Chlodwig ums Jahr 500 die Burgunden aufs Haupt schlug. Indessen lässt sich diese Vermuthung, der auch Dietrich beistimmte, nicht aufrecht erhalten[2]. Die zahlreichen Beigaben zeugen nicht nur von einer wohlhabenden, sondern, wie die Spinnwirtel u. A., auch von einer sesshaften und nicht durchweg kriegerischen Bevölkerung. Und woher bei einer Schlacht die zierlichen Vasen von feinem Glase, aus Thon und Bronze gekommen sein sollten, ist gar nicht abzusehen. Wenn überhaupt eine Erklärung für die unregelmässige Lage der vorgefundenen Ueberreste nöthig sein sollte, so wird dieselbe in ausreichendem Masse durch die im Boden vorhandenen Wasserrinnen, vor Allem durch die in der Nähe zusammentreffenden beiden Ströme erbracht, welche ihr Bett leicht können verändert und hier wie anderwärts Schiebungen des Bodens veranlasst haben.

Trotzdem war die allgemeine Zeitbestimmung Baudots ungefähr richtig, denn die Fundgegenstände gehören durchweg demjenigen archäologischen Typus an, der für die Grabstätten der Völkerwanderungszeit und der sich unmittelbar daran anschliessenden Periode in hohem Grade charakteristisch ist. Aus dem älteren Eisenalter (La Tène) sind keinerlei Reste dazwischen, während die Nachwirkungen der römischen Provinzialkunst noch deutlich zu Tage treten.

Von specielleren Anknüpfungspunkten kommen wesentlich zwei in Betracht. Die vielen Kreuze, von denen Baudot S. 218 eine ganze Serie zusammenstellt, lehren uns allerdings Nichts Neues, da die Bewohner dieser Gegenden bereits dem Christenthum anhiengen, bevor die arianischen[3] Burgunder sich zwischen ihnen niederliessen. Wichtiger sind die mitgefundenen Münzen. Die Reihe derselben eröffnen nach Baudot drei gallische Autonommünzen, es folgen vierzehn meist sehr abgegriffene und zum Theil für das Anhängen an einer Schnur durchlöcherte römische, unter denen solche der Crispina, der Gemahlin des Commodus (169—192), des Severus (193—211), des Gallienus (253—268), des Tetricus (267—273) und Constantinus recognoscirt werden konnten. Doch bleibt zu beachten, dass diese Münzen keineswegs als gleichzeitige Urkunden gelten dürfen, da man sie oft Generationen hindurch als Schmuckgegenstände aufhob. Ein besseres Zeugniss legen die beiden barbarischen Goldstücke ab, welche Baudot S. 207 abbildet, da sie das späteste erreichbare Datum für die Benutzung des Gräberfeldes liefern. Das erste, am wenigsten verwilderte, ist eine Nachprägung, welche möglicher Weise auf die Münzen des Anastasius (491—518) oder Justinus (518—527), wahrscheinlich aber auf diejenigen des Justinianus (527—565) zurückgeht[4], das andere wird als eine westgothische Nachprägung des Mauritius-Typus (562—602) anzu-

[1] Mémoires de la commission des antiquités du département de la Côte d'Or, Tome V (1857—1860), S. 127—305, nebst 25 Tafeln Abbildungen.

[2] Vgl. schon Binding, Geschichte des burgundisch-romanischen Königreichs S. 272.

[3] Ueber den Irrthum des Orosius vgl. Binding aaO. S. 40 f.

[4] Revue numismatique 1853, Pl. VI—IX (vgl. bes. VI, 9) und S. 103 f. 1848, Pl. VII etc.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehen sein[1], und stimmt ziemlich genau mit einer wohl ohne Grund dem Liuva (567—572) zugeschriebenen Münze[2] überein.

Freilich bleibt die Chronologie auch so noch eine ungefähre, da der Friedhof jedenfalls Jahrhunderte lang im Gebrauche war, und wir nicht wissen, welcher Schicht die Spange, und welcher die Goldmünzen angehören. Der Gesammtbericht von Baudot lässt uns über alle diese Fragen ohne Aufschluss, und auch sonst habe ich keine auf die Geschichte des Gräberfeldes bezüglichen Angaben zu ermitteln vermocht[3]. Die Gegenstände selber befinden sich jetzt zum Theil im Musée de la commission départementale des antiquités de la Côte d'Or zu Dijon, die weitaus werthvolleren jedoch, unter ihnen die Runenspange, in der Privatsammlung des verstorbenen Henry Baudot, welche jetzt noch von seiner Wittwe, einer freundlichen, hochbetagten Dame pietätvoll gehütet wird. Dieselbe gestattete mir, als ich im April 1883 einen Ausflug nach Dijon machte, mehrere Tage hindurch ein eingehendes Studium der Inschrift. Damals habe ich zugleich eine Anzahl von Staniolabzügen genommen, nach denen die beiden Ansichten auf Tafel II, Fig. 4 hergestellt sind.

Die Spange ist aus massivem Silber und wohl erhalten, nur die auf der Rückseite befestigte Nadel nebst der Spiralfeder ist abgerostet. Die vertieften Felder der Vorderseite sind leicht vergoldet, die breiteren, ringsherum und über den Bügel fortlaufenden Streifen durch Niello gefärbt und mit dem feinen Wolfszahnornamente verziert. Die Spitze läuft gemäss einer den Kunstgeschmack dieser Zeit beherrschenden Vorliebe[4] in einen phantastischen Thierkopf aus.

In archäologischer Hinsicht gehört die Spange in eine längere zusammenhängende Tradition, welche von Hans Hildebrand eingehend verfolgt und erörtert ist[5], zählt aber weder zu den ältesten, noch zu den jüngsten Vertretern derselben. Der speciellere Typus, welchen sie repräsentirt, dürfte sich im fünften und sechsten Jahrhundert ausgebildet haben, da er nach Hildebrand ausser im Norden wesentlich innerhalb der Grenzen des späteren Germaniens vorkommt (in West- und Süd-Deutschland, England und seltener in Frankreich), während die älteren Formen, welche ihm zu Grunde liegen und aus denen er sich entwickelt hat, noch in dem weiten Umkreise des grossen Völkerwanderungsgebietes (in Süd-Russland, Ungarn, Italien, Schweiz, Deutschland, Skandinavien, Frankreich und England) zu Hause sind.

Auf der Rückseite steht die Inschrift, welche bereits mehrfach veröffentlicht ist. Aus der Publication von Baudot erweist sich die erste Wiedergabe in doppelter Grösse (S. 175) als die sorgfältigere, die andere auf Tafel XIV, 1 in Farbendruck beigefügte als die weniger genaue. Leider wurde gerade die letztere von Dietrich[6], der seinerseits noch mehrere Verunstaltungen und Missverständnisse hinzufügte, und ebenso von Stephens[7] zu Grunde gelegt. Später unterzogen Baudot und Beauvois die Inschrift für Wimmer nochmals einer Revision, so dass die Abbildung des Letzteren[8], welche auch von Stephens nachgetragen wurde[9], neben der ersten von Baudot als die getreueste bezeichnet werden muss. Dass sie aber in Betreff des Schriftcharakters noch nicht

---

[1] Rev. num. 1854 S. 310 ff. Pl. XII, 3—7. Rev. num. Belge 1857, Pl. III, 6.

[2] Rev. num. Belge I, Pl. XVI, 2; S. 363.

[3] Woher die Notiz von Wimmer S. 57 [die Runenschrift 58] stammt, dass die Spange im Jahre 1857 gefunden sei, vermag ich nicht zu sagen.

[4] Sophus Müller, Dyreornamentiken i Norden. Aarbøger for nordisk Oldkyndighed 1880 S. 228 ff.

[5] Bidrag til spännets historia. Antiquarisk Tidskrift för Sverige IV, 25—265, bes. 221 ff.

[6] Zeitschrift für deutsches Alterthum 13, 105 ff.

[7] The old northern Runic monuments II, 587 ff.

[8] Runeskriftens Oprindelse Taf. II, Fig. 2.

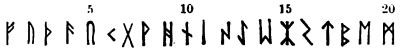
[9] AaO. III, 97. Handbook S. 60.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so abschliessend ist, wie WIMMER meinte[1], dürfte der Vergleich mit unserer Fig. 4 ergeben. Eine mechanische Reproductionsweise ist leider der überaus feinen Schriftzüge halber unausführbar. Trotzdem aber wird unsere Nachbildung, welche mit der peinlichsten Sorgfalt hergestellt und überwacht worden ist, allen Anforderungen, welche man erheben kann, nahezu genügen. Der Vollständigkeit halber, und weil das Schicksal der Spange immerhin zweifelhaft ist[2], werde ich im Folgenden die Varianten, besonders diejenigen von BAUDOT (B_1 = S. 175, B_2 = Taf. XIV, 1) und WIMMER (W), soweit sie von Interesse sein können, mit berücksichtigen.

Die Inschrift ist mit Ausnahme weniger Stellen ohne Schwierigkeit zu lesen. Die Runen sind sehr zierlich und klar von einer sicheren und geübten Hand eingeritzt und nur hier und da, besonders am oberen Rande, nachträglich dadurch undeutlicher geworden, dass die Oberfläche der Spange an jenen Stellen, sei es nun während des Gebrauches oder bei der Reinigung, ziemlich stark abgerieben worden ist[3]. Alle rühren offenbar von demselben Schreiber her: nicht nur die am Rande der oberen Platte entlang laufenden, auf je zwei Fussstrichen in sehr regelmässiger Weise angeordneten drei Reihen, sondern ebenso auch die drei einzelnen am rechten Rande des unteren Blattes stehenden Runen, welche mit derselben Schärfe und Feinheit wie die oberen gezogen sind und denselben Schriftcharakter wie diese tragen[4]. Nur die beiden Zeichen unterhalb der Nadelhülse sind so schwach und flüchtig hingekritzt, dass sie auf keinen Fall mit den übrigen auf gleiche Stufe gestellt werden dürfen.

In der mittlern Reihe, welche den zusammenhängendsten und insofern besten Platz gewährte, steht das runische Alphabet in seiner eigenthümlichen Anordnung: das nach den ersten 6 Buchstaben sogenannte FUÞARK. Es ist von links nach rechts zu lesen und enthält folgende 20 Zeichen:



Die Geltung derselben ist uns fast durchweg aus den anderweitigen Alphabeten und den sicher gedeuteten Inschriften bekannt. Unter den ersteren nehmen die zahlreichen angelsächsischen, welche zu jeder Rune ausser dem Namen auch den Lautwerth in lateinischer Transscription hinzufügen, den ersten Platz ein. Allerdings sind sie erst in Handschriften des neunten und der folgenden Jahrhunderte aufgezeichnet, aber sie führen doch alle auf ein und dieselbe Grundlage zurück[5], als deren getreuester Repräsentant das ags. Runenlied angesehen werden kann, welches zugleich das Wesen und die Bedeutung der einzelnen Runennamen immer in mehreren Versen erläutert[6]. Durchweg ist ein Haupttheil von 24 Runen vorhanden, dem in einem kleineren An-

[1] Run. Op. 265. [Vergl. Die Runenschrift S. 78: 'ich hoffe, dass diese Zeichnung in Bezug auf die Runen das Original so genau wie möglich auch in solchen Kleinigkeiten, wie dem gegenseitigen Längenverhältniss der Stäbe u. s. w. wiedergibt.' Wollte man die Sache so genau nehmen, so würden von den 42 Runen noch mehr als 20 zu verbessern sein.]

[2] Hoffentlich wird dieselbe nebst den übrigen Fundgegenständen aus Charnay dereinst einer öffentlichen Sammlung einverleibt werden und nicht das Schicksal der Sammlung von Felix Baudot theilen, welche April 1883 zu Beaune meistbietend versteigert wurde.

[3] Die Bemerkung Wimmers, Die Runenschrift S. 79: 'In Folge der Art, auf welche die Runen eingeritzt sind, stossen die Striche in vielen Fällen nicht völlig zusammen' (vgl. auch S. 78 unten), ist nicht zutreffend.]

[4] Da die Beschreibung Wimmers, Die Runenschrift S. 79 und 169, der diese 3 'kleinen' Runen einem anderen Schreiber zuweist, missverstanden werden könnte, so mag noch besonders hervorgehoben werden, dass auf seiner Abbildung die oberen Runen meist zu gross ausgefallen sind, während thatsächlich auch in dieser Hinsicht kein Unterschied zwischen den 3 unteren und den meisten oberen vorhanden ist.]

[5] Zur Runenlehre. Zwei Abhandlungen von R. v. Liliencron und K. Müllenhoff. Halle 1852. S. 8 ff.

[6] Die verlorene Handschrift vertritt der Druck bei Hickes, Thesaurus I, 835 ff. Die letzte Publication bei Grein-Wülcker, Bibliothek der ags. Poesie I², 331 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hange von wechselndem Bestande einige auf speciell ags. Lautverhältnissen beruhende Zeichen hinzugefügt sind. Dies durch ags. Elemente vermehrte Futhark überliefert bereits das älteste einschlägige Denkmal, das in der Themse gefundene Messer, welches man ungefähr dem Jahre 800 zuzuweisen pflegt[1].

Dass dieselbe Anordnung derselben 24 Zeichen auch im skandinavischen Norden Geltung hatte, beweist der schwedische Bracteat von Vadstena (Fig. 14), welcher mit geringfügigen Abweichungen und mit Ausnahme der mangelnden Raumes halber fortgelassenen letzten Rune die gleiche Reihenfolge innehält. Die Aufzeichnung beginnt unter dem oberen abgebrochenen Henkel und ist von rechts nach links zu lesen. Doch gehen dem Alphabete, welches in traditioneller Weise in drei Serien oder 'Geschlechter' zu 8 (resp. 7) Runen geordnet ist, bis zu dem einzelnen Punkte hin noch 8 ungedeutete Buchstaben (LUWATUWA) voraus. Die nordische Herkunft des Bracteaten wird nicht nur durch den Fundort, sondern auch durch die bildliche Darstellung zur Genüge verbürgt. Die Runen selber sind diejenigen der ältesten nordischen Inschriften, in denen sie, mit Ausnahme von zweien, mehr oder weniger häufig, jedenfalls aber sicher belegt sind.

Fig. 14.

Aus Mittel-Europa liefert die Spange von Charnay das einzige Runenfuthark aus alter Zeit. Und dieses ist seiner Anordnung wie dem Bestande nach nahezu identisch mit dem nordischen und der gemeinsamen Grundlage der angelsächsischen Alphabete, so dass wir es an der Hand der beiden letzteren Quellen gleichfalls als

F U Þ A R K G W H N I J : : Z S T B E M
5 10 15 20

transscribiren dürfen. Zur genaueren Feststellung der Ueberlieferung mögen die nachfolgenden Bemerkungen dienen.

2. Das Original des ᚱ, welches schlanker ist wie auf den Abbildungen von B. und W., reicht mit seinem Hauptstabe bis an den oberen Zeilenstrich heran, während der Nebenstrich den unteren leise durchschneidet. 3. Das sehr schmale und zierliche Seitendreieck steht schon bei B., noch mehr aber bei W. zu hoch, wodurch die Rune ein falsches Aussehen bekommt[2]. In Wirklichkeit reicht der Hauptstab ein gutes Stück über das Dreieck empor, fast ebenso hoch wie der Hauptstab des vorhergehenden Zeichens: der obere Lauf ist durch das Abreiben der Oberfläche zwar etwas schwächer, aber keineswegs undeutlich geworden. 4. Die beiden Seitenäste sind überaus fein gezogen und dicht aneinander gestellt. 5. Die Form des ᚴ ist schon bei B_1 nicht ganz richtig, bei B_2 und den davon abhängigen Publicationen von D. und St. aber vollends entstellt und zu einem gewöhnlichen römischen R gemacht. Bei W. wurde dieser Fehler beseitigt, der eigenthümlich schlanke Charakter der Rune indessen nicht erreicht: der obere Seitenstrich zweigt sich unter einem spitzeren Winkel ab, und der untere, bei dem die Nadel leise geschwankt hat, tritt mit seinem Fussende ganz dicht an den Hauptstrich heran. 6. Das ᚲ ist in der That sehr klein und zierlich, ebenso hat 9. das ᚾ eine besonders schlanke Form, welche bei D. und W. nicht entsprechend hervortritt. Von den kleinen Verbindungsstrichen ist nicht bloss der untere, sondern auch der obere zweifellos beabsichtigt, obwohl er den zweiten, rechten Hauptstab nicht unmittelbar berührt. In den nordischen Inschriften sind bei dieser Rune zwei Verbindungsstriche nirgend belegt, sehr häufig

---

[1] Wimmer aaO. Taf. III, 3.

[2] Damit findet auch die Bemerkung von Wimmer, Die Runenschrift S. 80, ihre Erledigung.]

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und überwiegend dagegen in den angelsächsischen Alphabeten und Inschriften: ein Umstand, den wir jedenfalls werden im Auge behalten müssen. 10. Der Querstrich des ᚾ, der nach unten rechts etwas schwächer verläuft, ist länger, der Hauptstab dagegen kürzer als bei B. und W. 12. Das ᛇ ist ein völlig geschlossenes und zusammenhängendes Zeichen, dessen Linien nirgend aussetzen. Die rechte Seite des mittleren Verbindungsstriches ist zwar nicht ganz so deutlich wie die linke, aber eine wirkliche Lücke, wie W. sie andeutet, ist nicht vorhanden. Aus deutschen Inschriften ist die Rune bis jetzt nicht nachzuweisen. Auf dem altdänischen Lanzenschafte von Kragehul[1] scheint sie jedoch ebenso wie in den Alphabeten die Geltung von J zu haben, und dem entsprechend ist ihr auf den Steinen von Istaby in Consequenz einer speciell nordischen Lautentwickelung[2] der Werth von A zuertheilt worden. Auffallend bleibt, dass sie an unserer Stelle die entgegengesetzte Richtung wie die genannten nordischen Zeichen hat, obwohl sie ebenso wie die letzteren in einer rechtsläufigen Buchstabenanordnung steht, während sie andererseits mit der im Uebrigen modificirten Form auf dem linksläufigen schwedischen Bracteaten in dieser Hinsicht genau übereinstimmt, so dass man vielleicht für das Futhark überhaupt eine linksläufige Vorlage wird voraussetzen dürfen. Die normale Richtung der übrigen Runen würde nicht dagegen sprechen, da die häufigere Verwendung derselben innerhalb eines feststehenden Schriftgebrauches nothwendig eine strengere Controle ausüben musste. Genau genommen würde auch die 13. Rune, welche ebenso gerichtet ist, wie auf dem schwedischen Bracteaten und umgekehrt als auf der rechtsläufigen Themsemesserinschrift, als eine linksläufige zu bezeichnen sein. Aber in diesem Falle bleibt doch zu berücksichtigen, dass das seiner Herkunft nach nicht hinreichend aufgeklärte Zeichen viel eher eine Variation zuliess, und dass in den ags. und deutschen Inschriften innerhalb der üblichen Schriftrichtung überall nur die vorliegende Form belegt ist, während in den ags. Alphabeten beide nebeneinander vorkommen[3]. Den Lautwerth der Rune pflegt man neuerdings vermuthungsweise als EU zu bezeichnen. Ob mit Recht, werden wir alsbald zu prüfen haben. 14. Die beiden Hauptstäbe des ᛣ, welche nicht so weit wie bei W. auseinanderstehen, convergiren etwas nach oben. Unten ist ihr Zusammenschluss mit den Verbindungsstrichen zwar nicht mehr ganz deutlich, aber doch noch, besonders auf der rechten Seite, zu erkennen. In zusammenhängenden deutschen und nordischen Inschriften kommt die Rune nicht vor; die in den Alphabeten an dieser Stelle aufgeführten Formen weichen trotz aller Verwandtschaft nicht unbeträchtlich von einer ab, aber alle werden mit P transscribirt: eine Geltung, welche der angels. Kamm von Whitby auch inschriftlich (HELIPÆ) belegt[4]. 15. Der obere Theil des ᛉ ist ziemlich abgerieben und besonders der Mittelstrich zwischen der Gabelung kaum zu erkennen. Sehr bemerkenswerth ist die doppelte Gabelung, während sonst nur eine, und zwar gewöhnlich an dem oberen, seltener an dem unteren Ende des Hauptstabes vorhanden zu sein pflegt. Wimmer hält die obere für die ursprüngliche, was indessen so lange noch wird fraglich bleiben müssen, bis die Herkunft und die Entstehung der Rune zur Evidenz erhoben ist. In zusammenhängenden deutschen Inschriften ist sie, abgesehen

[1] Stephens III, 133. Handbook S. 90. Ob die etwas modificirte Form auf dem Bracteaten von Skodborg (Stephens Nr. 67), welche mit derjenigen des schwedischen Bracteaten (Fig. 14) übereinstimmt, gleichfalls, wie Wimmer meint, ein J, oder wie Bugge vorzieht (Aarbøger 1878, 69) ein NG ist, lässt sich, so lange der Sinn der Inschrift unerschlossen bleibt, nicht entscheiden.

[2] Wimmer aaO. S. 110 f. [Die Runenschrift S. 121 f.]

[3] Ob das entsprechende Zeichen, welches auf dem schwedischen Steine von Krogstadt (Stephens III, 131. Handbook S. 14), einmal in links-, das andere Mal in rechtsläufiger Stellung für T vorkommt, in diesen Zusammenhang gehört, muss als sehr fraglich gelten.

[4] Stephens 3, 180. Handbook S. 119.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von den eine Sonderstellung einnehmenden westlichen Bracteaten, nicht nachzuweisen, und es ist sogar sehr zu bezweifeln, ob sie zur Zeit unserer Denkmäler überhaupt noch im lebendigen Gebrauche war. Ursprünglich ein weiches S (Z), bezeichnet sie im Norden das auslautende aus Z entstandene R. 16. Von den drei Strichen, aus denen sich das ᛊ zusammensetzt, ist nur der unterste, der in Wirklichkeit etwas steiler als auf unserer Abbildung gerichtet ist, vollkommen deutlich geblieben. Bei dem mittleren hat die Nadel zweimal eingesetzt. Das kürzere untere und der benachbarte Anfang des oberen Endes sind ziemlich scharf, während der weitere Verlauf des letzteren, sowie der ganze oberste Strich in einem sehr schwachen Schimmer hervortreten. Aus diesem Grunde wurde bei B_2 nur ein kleiner Theil des Zeichens abgebildet, den D. missverständlicher Weise mit dem folgenden (17.) zusammenfasste. Ihrem Vorbild, dem lateinischen S gegenüber würde die Rune streng genommen gleichfalls als eine linksläufige anzusehen sein, wie sie denn in der That mit den Formen des schwedischen Bracteaten und der linksläufigen Inschrift von Kowel genau übereinstimmt. Da aber beide Formen schon auf den ältesten nordischen Denkmälern ohne Unterscheidung verwendet werden, so sind auch an unserer Stelle keine weiteren Rückschlüsse gestattet. 17. Das ᛏ lässt sich mit Sicherheit als solches bestimmen, obwohl von dem Kopfende nur der untere Abschnitt des rechten Seitenstriches vollkommen deutlich geblieben ist. 18. Das untere Seitendreieck des ᛒ hat bei W. dem oberen gegenüber eine unproportionirte Grösse erhalten. Beide Dreiecke berühren sich auch nicht unmittelbar, sondern werden durch einen kleinen Zwischenraum von einander getrennt. Endlich reicht der unterste Seitenstrich nicht bis an den Hauptstab, sondern nur bis an den oberen Zeilenstrich heran. 19. Die beiden nach unten hin etwas convergirenden Verticalstriche des ᛗ sind des knapp werdenden Raumes halber sehr dicht aneinander gestellt, und die beiden oberen Verbindungslinien an der stark abgeriebenen Stelle zwar nicht gänzlich verschwunden, aber doch so schwer und fast nur ahnungsweise erkennbar, dass von einer Wiedergabe derselben abgesehen werden musste. 20. Bei dem letzten Zeichen kann man die sich durchkreuzenden Linien wenigstens noch so weit verfolgen, dass der Charakter der Rune als ᛗ sicher gestellt wird.

Damit bricht das Futhark ab, ohne das es ganz beendet wäre. Denn nach Ausweis der angels. Alphabete und des nordischen Bracteaten würden noch die 4 Runen ᛚ ᛝ ᛟ ᛞ d. i. L NG O D folgen müssen. Dass dieselben dem Schreiber keineswegs fremd waren, sondern lediglich der räumlichen Verhältnisse halber übergangen wurden, lehrt der Umstand, dass wenigstens zwei von ihnen, O und D, im weiteren Verlaufe der Inschrift thatsächlich vorkommen.

Zu Anfang der neuen Reihe, welche sich rechts an das Alphabet anschliesst, deuten 4 kleine Trennungsstriche den Beginn eines neuen Zusammenhanges an[1]. Ebensolche Striche wiederholen sich noch zwei Mal, hinter der 7. Rune derselben und hinter der 3. der gegenüberstehenden Zeile, in so regelmässiger Weise, dass sie unmöglich etwas Anderes als die Einschnitte zwischen den verschiedenen Worten anzeigen können. Der erste Buchstabe des rechten Randstreifens ist dasselbe, nur etwas breitere U wie dasjenige des Futhark (2). Von einem Querstrich durch den rechten Schenkel, wie B_2 ihn andeutet und D. in übertriebener Weise reproducirt, um eine Binderune zu erhalten, ist keine Spur vorhanden, höchstens von einer ganz leichten und sicher unbeabsichtigten Schramme. Auch die 2. Rune hat bei B_2 und D. ein verkehrtes Aussehen; sie ist ein reguläres ᚹ, dessen unterer Seitenstrich mit seinem oberen Ende ein Stück über den Ansatzpunkt des von oben kommenden hinausgreift. Bei W., der die richtige Form

[1 Danach ist auch Wimmer, Die Runenschrift S. 78 u. 164, der an dieser Stelle nur drei Trennungspunkte angibt, zu berichtigen. Der oberste Punkt ist allerdings etwas undeutlich geworden, aber doch mit Sicherheit zu erkennen.]

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von B1 wieder einsetzte, steht das Seitendreieck nur etwas zu hoch, und das ganze Zeichen ist, wie fast alle auf dieser Seite, zu lang geworden. Eine grössere Schwierigkeit liegt bei der 3. Rune vor. B. reproducirte dieselbe beide Mal als ᚴ, und erst nachträglich bezeichnete er sie W. gegenüber als ein sicheres ᚠ (Wimmer S. 266). Auf dem Original ist der obere Seitenstrich indess nicht annähernd so deutlich wie auf der Abbildung von W., im Gegentheil kostet es eine gewisse Anstrengung, um ihn überhaupt zu erfassen und von den in unmittelbarer Nähe befindlichen Zufälligkeiten, vor Allem einer mit demselben sich ganz nahe berührenden Schrunde zu unterscheiden. Trotzdem glaube auch ich die, man muss fast schon sagen, einstige Existenz des oberen Seitenstriches vertreten zu dürfen, wenn auch der ganze Lauf desselben nur bei besonders günstigem Lichte in einem zusammenhängenden Schimmer erkennbar wird. Allem Anschein nach war er dem unteren durchaus parallel, so dass an der bekannten Form des runischen F Nichts vermisst wird. Auf der Abbildung wagte ich jedoch nur dasjenige anzudeuten, was sich auch auf den sonst sehr scharfen Staniolabzügen ausgeprägt hat. Das folgende N hat eine ebenso normale Gestalt[1] wie die sich anschliessenden ᚦ, A, I und die hinter den Trennungspunkten stehenden I und D. Bei dem letzteren ist der Zusammenschluss der Linien auf der rechten Seite zwar etwas verwischt, aber keineswegs, wie Beauvois bei Wimmer S. 266 [vgl. Die Runenschrift S. 78] bemerkt, unterbrochen.

Die Runen des linken Randstreifens sind durchweg sehr deutlich. Die drei ersten sind die regulären Formen für D, A und N, denn der Umstand, dass der Querstrich des letzteren nicht von links oben nach rechts unten, sondern in umgekehrter Richtung gezogen ist, kommt kaum in Betracht, da ᚾ und ᚿ auch sonst in rechtsläufiger Schrift neben einander gebraucht werden. Sehr auffallend ist dagegen das erste, hinter den Trennungspunkten stehende Zeichen, welches nicht anders als ᚴ gelesen werden kann. Dasselbe kommt weder in dem Futhark noch in den älteren nordischen Inschriften vor, darf aber deshalb noch nicht mit Wimmer S. 266 als unbekannt angesehen werden. Denn genau dieselbe oder eine nahe verwandte Form ist schon in den ältesten angels. Alphabeten (des Themsemessers, des Runenliedes u. A.) und ebenso in den Inschriften[2] der reguläre Vertreter der K-Rune. Das Abecedarium Nordmannicum und die späteren nordischen Inschriften verwenden in gleicher Bedeutung das Zeichen ᚴ, welches auch auf einem deutschen Denkmal, der kleineren Nordendorfer Spange, wie wir sehen werden in der nämlichen Geltung vorkommt. Offenbar sind beide Formen neben einander bestehende Varianten, welche sich gegenseitig stützen und rechtfertigen. In unserem Falle dürfen wir aber um so weniger die identische angelsächsische Rune ausser Acht lassen, da wir schon einmal, bei dem ᚻ, einen näheren Zusammenhang mit der westdeutschen und angelsächsischen Schreibweise hervorzuheben hatten. Der Umstand, dass in dem Futhark selber das gewöhnliche ᚲ für K steht, wiegt nicht schwer, und würde, wenn dies überhaupt nöthig wäre, in leichter Weise durch die Annahme einer besonderen Vorlage erklärt werden können. Jedenfalls sind wir, so lange sich nicht ein anderer ebenso organischer Ausweg eröffnet, nicht berechtigt, in unserer Rune irgend etwas Anderes als eine Variante der K-Rune zu erblicken[3].

[1 Wenn der Querstrich auch nicht ganz so schräge läuft wie bei den übrigen N-Runen der Inschrift, so darf er andererseits doch auch nicht als beinahe wagerecht (Die Runenschrift S. 78) bezeichnet werden.]

[2] Vgl. die Inschriften von Whitby, Lancaster, Crowle, Bewcastle, Ruthwell etc.

[3 Neuerdings hält Wimmer, Die Runenschrift S. 80 f., es 'für überwiegend wahrscheinlich, dass ᚴ hier eine andere Form für das ursprüngliche ᛚ (= L) ist'. Indess fehlt hierfür jeglicher Anhalt, denn der Umstand, dass die Runen L und NG zufällig in dem Alphabete fehlen, kann unmöglich als ein solcher betrachtet werden. Da das runische ᛚ = L ein ausserordentlich festes ist und an den zahlreichen Stellen, an denen es vorkommt, nirgend eine ähnliche Variante aufweist, während das ᚴ = K etwa seit d. J. 800 sicher belegt ist, so wäre es unmethodisch, den durch die Ueberlieferung gewiesenen Weg zu verlassen, um dafür einen anderen, durch Nichts gewährleisteten, einzuschlagen.]

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die 4 letzten Runen I A N und O sind regulär, nur ist der Querstrich des N, der verhältnissmässig tief liegt, sehr weit nach rechts geführt, so dass sich das O erst in einem grösseren Abstande anschliessen konnte.

Dass die drei am unteren Rande stehenden Zeichen in der That von derselben festen und zierlichen Hand wie die oberen eingeritzt sind, beweist die vollständige Gleichartigkeit der Strichführung, für die das feine ᚨ in hohem Maasse characteristisch ist. Die beiden letzten Runen sind die üblichen I und A, während die erste schwerer zu bestimmen ist. Nur darf wohl als sicher gelten, dass sie mit der 13. Rune des Futhark identisch sein soll, was uns vorläufig auch genügen mag. Ob die Verlängerung des unteren Querstriches nach rechts hin über den Hauptstab hinaus wirklich beabsichtigt war, ist fraglich, da dieser Strich offenbar mit grösserem Kraftaufwande wie alle übrigen ausgeführt ist, und der Griffel möglicher Weise nur über sein eigentliches Ziel hinausgeglitten ist.

Endlich stehen auf der Mitte des Blattes unterhalb der Nadelhülse noch zwei etwas grössere Runen, welche im Gegensatz zu allen übrigen so schwach und oberflächlich geritzt sind, dass selbst auf den Staniolabzügen keine Spur von ihnen hervortrat[1]. Sie tragen deutlich einen anderen Schriftcharacter und rühren zweifellos von einer anderen Hand her. Das erste Zeichen könnte man für die bereits besprochene zweite Variante der K-Rune halten, während das zweite sich mit keiner einzigen deckt, weder mit dem runischen R noch dem U, den beiden einzigen, die überhaupt in Betracht kommen können. Die bisherigen Abbildungen, auch diejenigen von B. und W., geben von beiden ein falsches Bild, indem sie dieselben nicht nur zu kräftig, sondern auch zu gross und theilweise unrichtig darstellen.

Wo die Inschrift anfängt, ist nach äusseren Merkmalen nicht zu bestimmen, sondern lediglich von inneren Gründen abhängig zu machen. Für die Entscheidung hat man davon auszugehen, dass sie aus zwei verschiedenartigen Theilen besteht: dem Runenalphabete, welches den ganzen mittleren Streifen ausfüllt, und der eigentlichen Sinnesinschrift, welche in den beiden Seitenstreifen enthalten sein muss. Dass die letzteren zuerst beschrieben seien, ist sehr wenig glaublich, da man den unzusammenhängenden Platz, der alsbald dazu nöthigte, ein Wort in der Mitte zu trennen, und der sich schliesslich überhaupt als zu klein erwies, für diesen Zweck schwerlich erwählt haben würde, wenn der längere Mittelstreifen noch frei gewesen wäre, während umgekehrt das an und für sich zusammenhangslose Alphabet ohne Weiteres hätte unterbrochen werden können. Dass der linke Streifen nicht den Anfang bildet, darf überdies als sicher gelten, da sonst die hier begonnene Inschrift zweifellos in dem sich anschliessenden mittleren Streifen fortgeführt sein würde. Die einzig vernünftige Annahme bleibt vielmehr die, dass man zuerst den oberen Randstreifen mit dem Alphabet beschrieb, welches aus diesem Grunde auch den besten Platz bekam, dass man darauf gleich hinter demselben am rechten Rande fortfuhr, sodann auf die linke Seite hinüberging und, als auch diese nicht ganz ausreichte, sich schliesslich noch am unteren Rande einen Platz für die drei letzten Runen erwählte. Welcher Sinn aber kann in der sich so ergebenden Lesung

U ᚦ F N ᚦ A I ⁝ I D
D A N ⁝ K I A N O
ᛇ I A

enthalten sein?

[1] Auf Fig. 4 sind dieselben nach den von mir nach dem Original angefertigten Pausen ausgeführt, welche später bei dem Hin- und Herschicken leider verloren gegangen sind.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die bisherigen Deutungsversuche sind durchweg missglückt. Der Däne RAFN[1], den BAUDOT zu Rathe zog, verstand die linke (zweite) Reihe als 'Der Däne Kian besitzt es', was aus sprachlichen wie aus sachlichen Gründen gleich unzulässig ist. Die Auffassung von DIETRICH[2], der von der Lesung UNÞF[A]NÞAI IDDAN KIANO ausgehend, dieselbe mit 'Die Soldaten gingen tapfer voran' übersetzte, wurde nicht bloss von WACKERNAGEL[3] acceptirt, sondern auch später von Anderen wiederholt. UNÞFANÞAI als Nominativ Pluralis eines unbelegten Adjectivums neben dem häufig und allein belegten Nomen Substantivum fanþia, fanþio, resp. einem zu erschliessenden i-Stamm *fanþi-z 'Fussgänger, Krieger' ist schon bedenklich, IDDAN aber für goth. iddjedun (d. i. ijedun), ags. eodon eine blanke Unmöglichkeit. Ebenso ist das Adverbium KIANO unbedingt von der Hand zu weisen. Denn wenn dasselbe auch — was schon nicht zugegeben werden kann — in unorganischer Weise, wie im Weissenburger Dialect des neunten Jahrhunderts, für kiuno eingetreten wäre, so würde doch das letztere immer noch als eine grammatisch unerklärliche und unzulässige Bildung statt des regulären kōno 'kühn' verworfen werden müssen. Nicht besser ist die Erklärung von COSIJN[4], der seine Zuflucht zu einer weitgehenden Umstellung nahm, mit der er jeglicher Willkür Thür und Thor eröffnete. Seine Lesung ANÞF[U]NÞI (für das überlieferte UÞFNÞAI) DADIN (für IDDAN, = ahd. tatim) KOANI (für KIANO, ahd. kōni, später koani) 'Warnehmbar ist an den Thaten die Kühnheit' ist aber auch in grammatischer Hinsicht wenig zu empfehlen. Einen vorsichtigeren Weg beschritt WIMMER, der Angesichts der schwierigen Verhältnisse seinerseits auf eine Deutung verzichtete, dagegen die gelehrten Fachgenossen aufforderte, ihren Scharfsinn an der Inschrift zu üben [S. 79]. Hoffentlich wird der, wie ich denke, methodische Gang der nachfolgenden Erörterungen sich einigermassen bewähren.

Dass in UÞFNÞAI zwischen dem F und N nothwendig ein Vocal ergänzt werden muss, unterliegt keinem Zweifel, da sonst eine vollständig unsprechbare Lautgruppe entstünde. Ebenso ist klar, dass das Wort nur ein Compositum sein kann, das als solches in UÞ und F : NÞAI zu zerlegen ist.

Für UÞ- ist wohl nur eine einzige Erklärung möglich. Es kann kaum etwas Anderes als die Vorsatzpartikel u(n)þ- sein, welche dem angels. untrennbaren úð- 'fort, bis ans Ende' in dem deverbativen Substantivum úð-vita 'Schriftgelehrter, erfahrener Mann' (d. h. eigentlich Einer der die Dinge bis ans Ende, der sie auserforscht hat) und dem Adjectivum úð-genge 'fortgehend, entrinnend', sowie dem gothischen unþa- in unþa-þliuhan ἐκ-φεύγειν entspricht[5]. Im Angels. hat sich úþ- aus älterem unþa-, unþ- frühzeitig in regulärer Weise entwickelt, in Uebereinstimmung mit dem schon in den ältesten Originalurkunden nachweisbaren Ausfall des n vor tonlosen Spiranten[6]. Dieselbe Lautneigung ist im Nordischen, Friesischen und Niederdeutschen vorhanden, aber nicht im Fränkisch-Oberdeutschen, geschweige denn im Gothischen, also grade nicht in denjenigen Dialecten, an welche wir die Inschrift zunächst anzuknüpfen hätten. Somit muss die Erklärung in einer anderen Richtung gesucht werden, das heisst, sie kann nicht aus der germanischen, sondern nur aus der romanischen Sprechweise der betreffenden Landschaft erbracht werden. In der That ist der Ausfall des n vor s und den Dentalen, vor j und v, aber auch vor anderen Consonanten,

[1] Bei Baudot, Mémoire aaO. S. 176 ff.

[2] Haupts Zeitschrift XIII, 113 ff.

[3] Kleinere Schriften III, 382 ff.

[4] Taalkundige Bijdragen I (Harlem 1877), S. 273 ff.

[5] Jacob Grimm, Zu Andreas und Elene S. 126. Grein, Glossar II, 614. Ettmüller S. 71; vgl. Joh. Schmidt, Zeitschrift für vergl. Sprachforschung XXVI, 26.

[6] Vergl. Osfridi, Gudhardi bei Birch, Cartul. Saxon. I, Nr. 45 v. J. 679, oð, oþ Nr. 82 v. J. 693 u. s. w.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon im älteren Vulgärlatein vielfach zu beobachten. So wurde das lateinische mensa 'Tisch' in dem gothischen Lehnwort als mesa gefestigt. So hat Mercurius als Lokalgott des alten Vesontio (Besançon), der Hauptstadt der Sequaner, auf einem früher in dieser Stadt vorhandenen Votivstein und auf mehreren Monumenten (des dritten Jahrhunderts?) aus den Neckargegenden den Beinamen VESUCCIUS oder VISUCIUS, dem sich noch eine SANCTA VISUCIA anschliesst. Schon CHRIST hob richtig hervor[1], dass sich Vesuccius zu Vesuntium verhalte wie der Name der Triputienses zu Tripontium, Tripuntium. Weitere inschriftliche Beispiele, wie TRASITU, MOSTRAT, SECUDUS, MERETI, verzeichnen die vorhandenen reichhaltigen Sammlungen[2]. Aus dem ältesten merowingischen Kapitular (v. J. 511—588, BORETIUS I, 5) gehören hierher preserit und priserit für prehenserit, aus der Handschrift von Montpellier der Vita St. Vedasti Kap. II trassire u. A. m. Dass aber auch die deutschen Namen in älterer und späterer Zeit derselben Behandlung ausgesetzt waren, lehren mannigfache Schreibungen. Bei JORDANES wechseln die Formen Thorismud (für -mod) und Thorismund, wie anderswo umgekehrt Gensimundus neben Gesi-(Gaesi)mundus und Gensericus neben Gaisericus steht. Bei GREGORIUS finden wir neben Guthsuentham die Varianten Gunsuintham, Gunthsuentham[3] etc., in einer merowingischen Originalurkunde v. J. 769 Archesidane, Erchesidane für Erchansinda (neben lat. maso für manso, coiouis für coniugis)[4], unter den merowingischen Münzlegenden FATI neben FANTI[5]. In den späteren Verbrüderungslisten aus dem Umkreise von Charnay sind Formen wie Custantihus, Iliswit (für Hildiswinth), Asulfus[6] durchaus nicht ungewöhnlich, obwohl die reguläre deutsche Lautgebung noch während der fränkischen Zeit mit steigender Macht sich Geltung zu verschaffen wusste. Jedenfalls aber kann in diesem Zusammenhange die Schreibung UÞ- für UNÞ- keine Schwierigkeiten mehr bereiten.

Unsicherer ist der zweite Theil des Wortes, schon deshalb, weil wir nicht wissen, welcher Vocal in F:NÞAI zu ergänzen ist. Dass derselbe gerade an dieser Stelle fehlt, ist ein besonderes Missgeschick. Denn während wir sonst von vorn herein auf einen bestimmten Weg gewiesen sein würden, haben wir nunmehr verschiedene Möglichkeiten gegeneinander abzuwägen. Um zu einem sicheren Ergebniss zu gelangen, wird es nöthig, alle in Betracht kommenden Eventualitäten ins Auge zu fassen, und in so fern trifft es sich noch glücklich, dass es sehr wenige germanische Wortstämme gibt, welche mit f- anfangen und mit -nþ schliessen. Sie beschränken sich sogar auf die mit dem Verbum finþan mehr oder weniger eng zusammenhängende Sippe.

Die einfachste Lösung würde es sein, wenn wir in F:NÞAI eine Form des Verbums selber anerkennen dürften. In grammatischer Hinsicht wäre dies statthaft, da die 3. Sing. Opt. Praesentis auf gothischer wie auf altgermanischer Stufe finþai zu lauten hat. Ob diese Form hier aber wirklich vorliegt, kann nur der weitere Verlauf der Inschrift lehren. Die Bedeutung des Verbums ist in allen Dialecten nahezu dieselbe: goth. finþan übersetzt griech. *γιγνώσκειν*, ahd. findan lat. 'invenire, comperire, investigare'[7] etc., altsächs. angels. findan, altnord. finna sind gleichfalls 'antreffen, wahrnehmen, kennen lernen'. Mit der letzteren intellectuellen Bedeutung würde auch die Vorsatzpartikel eine sehr passende Verbindung eingehen, und u(n)þ-finþan sich mit angels.

[1] Kuhns Beiträge zur vergl. Sprachforschung VI, 407 ff.

[2] Corssen, Über Aussprache, Vocalismus und Betonung der lat. Sprache I, 251 ff., 256 ff. Schuchardt, Vocalismus des Vulgärlateins I, 184 ff. Seelmann, die Aussprache des Latein S. 283 ff., vgl. Diez, Gramm. d. roman. Sprachen[4] I, 219 ff. u. A.

[3] Hist. Franc. IV, 38. Wenn dafür V, 38 und IX, 1 Gogisuinta, Goisuinta, Goesinta eintreten, so sind dieselben ebenso zu beurtheilen wie Goinus für Gudinus bei Pardessus II, 366.

[4] Tardif aaO. Nr. 67.

[5] Bibliothèque de l'école des chartes XLII (1881) S. 295.

[6] Aus den Listen von Langres (Aug. 549, 34), Faremoutier (Burgundofara; Aug. 7, 2) und Charroux; (Aug. 347, 18).

[7] Graff, Ahd. Sprachschatz III, 529 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

úd-vita nahe berühren, da beide ein bis ans Ende reichendes, ein vollständiges erfassen und kennen lernen ausdrücken.

Zur Erwägung zu stellen sind ausserdem einige nominale Bildungen, denen noch ein älterer Sinn von finþan zu Grunde liegt, welcher dem Verbum selber frühzeitig abhanden gekommen ist. Zu finþan gehören ahd. fendeo, fendo 'pedes, pedestris' (vgl. fuoz-fendo 'pedissequus')[1] und 'phalanx, multitudo'[2], angels. féda 'pedes, acies', féde 'Gang, Schritt', und sie sichern, wie zuerst LOTTNER hervorhob[3], die sinnliche Bedeutung 'gehen, antreffen' als eine mit dem Stamm altverknüpfte, was durch das genau lautentsprechende altirische Verbum ét, *pent- 'gehen' noch weiter verbürgt wird[4]. Neben dem westgerm. Nomen Agentis *fanþio und vor demselben war aber noch ein i-Stamm *fanþi-z, fanþs in gleicher Bedeutung vorhanden, der als selbständiges Wort sowie als Compositionsglied in einer Reihe von Namen unmittelbar vorliegt. Der Name FANTI, FATI kehrt auf merowingischen Münzen mehrfach wieder[5], auf einer dalmatischen Inschrift steht FANTIS (im Genet.) als Vater des MANTUS[6], ebenso trägt ein weibliches Mancipium aus der Nähe von Metz in einer Urkunde v. J. 708 den Namen Fante[7], der entweder als Nominativ eines jā-Stammes, oder besser (wie ebendort Gaerelinde) als Ablativ von demselben Nominative Fanth oder Fant aufzufassen ist. Als zweites Compositionsglied vermag ich das Nomen nur in dem schon von DIETRICH aufgeführten angels. Aeþel-fand[8] nachzuweisen, während es als erstes Glied oder mit einem neuen Ableitungssuffixe versehen, mehrfach vorkommt, so in den Namen des Praeceptor de numero armigerorum FANDIGILS einer venetischen Inschrift des 4.—6. Jahrhunderts[9], des von GREGORIUS mehrfach erwähnten Fantinus[10], des Westgothen Fandila v. J. 653[11], der merowingischen FANTOALDO und FANTOLINO[12], sowie der Fantlindis des Polyptychon IRMINONIS[13]. Im Salzburger Verbrüderungsbuche kann Fanto als abgekürzte Namensform, Fendeo dagegen nur als ursprünglicher jan-Stamm in der Bedeutung 'pedes, pedisequus' gefasst werden[14].

Von *Fanþi-z, Fanþs würde F[A]NÞAI den regulären gothischen und altgermanischen Dativ vorstellen, und zwar nicht nur des weiblichen, sondern möglicher Weise auch des männlichen Geschlechtes, da die Masculina dieselbe Flexion gehabt haben werden wie die Feminina, ehe sie in die Analogie der a-Klasse übertraten. Die Bedeutung 'pedisequus' oder 'pedisequa' würde, wie schon die angeführten Belege darthun, für beide Geschlechter passen. Bedenklich ist nur die Verbindung des Nomens mit der Partikel unþ-; denn wenn auch der Umstand, dass die

[1] Graff III, 540.

[2] Althochd. Glossen I, 143, 37.

[3] Kuhns Zeitschrift V, 398 f. XI, 189.

[4] Windisch in Kuhns Beiträgen VIII, 3. — Vielleicht darf auch an altslav. pęta 'Ferse' (Miklosich, Etym. Wörterbuch 239) erinnert werden.

[5] Bibliothèque de l'école des chartes aaO.

[6] CIL. III, 2 Nr. 1816. — Der letztere Wortstamm ist als erstes und zweites Compositionsglied in germanischen Namen nicht ungewöhnlich. Zu den Belegen bei Förstemann I, 905 f. II, 1050 vgl. noch Manduinus aus dem Reichenauer Verbrüderungsbuch 668, 24. Ueber gallisches Mandu- vergl. Glück, Die keltischen Namen bei Caesar S. 132 ff.

[7] Pardessus II, 278.

[8] Kemble, Cod. diplom. VI, 155.

[9] CIL. V, 2 Nr. 8747. Die Chronologie nach S. 1175.

[10] Gregorii Magni Epistolae IV, 45. VIII, 23. IX, 55 etc. (Migne Sp. 718. 924 etc.)

[11] Mansi, Conc. X, S. 1223.

[12] Bibliothèque de l'école des chartes aaO. S. 295. Der Stammauslaut wird ebenso zu beurtheilen sein wie in den gleichfalls merowingischen Chugo-, Ructo-, Leudo- und anderen i-Stämmen.

[13] Polyptychon Irminonis S. 37.

[14] Karajan aaO. S. 18, 11 und 40, 46 der Handschrift.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

letztere in germanischen Namen sonst nicht nachzuweisen ist, bei ihrer ausserordentlichen Seltenheit nicht schwer ins Gewicht fällt, so wird doch die durch sie entstehende Sinnesveränderung eine auffallende und wenig passende: 'Einer' oder 'Eine die (der) ganz fort, bis ans Ende hin geht' ist nicht bloss für ein Mädchen, sondern auch für einen Knaben ein unnatürlicher Rufname.

Eine bessere Nuance würde die Vorsetzpartikel in einem andern Falle schaffen. Zu finþan gehört weiter noch fundian (althochd. fundjan und fundon, angels. fundian, altsächs. fundon)[1] 'gehen, streben', obwohl es schwerlich direct von ihm abgeleitet ist, da sonst im Germanischen die von starken Verbis hergenommenen schwachen die starke Stammstufe, also in der Regel den Vocal des Singul. Präsentis aufzuweisen pflegen[2]. Die wenigen Ausnahmen, welche Jacobi S. 146 anführt, sind wohl in anderer Weise zu erklären und zunächst auf das theils vorhandene, theils zu erschliessende Verbalabstractum zurückzuführen, dem die schwächste Vocalstufe in regulärer Weise zukam[3]. So werden althochd. rizjan, rizzon nicht von rîzan (goth. wreitan), sondern von riz (goth. writs), guzjan nicht von giuzan, sondern von guz, ruzjan, ruzzon nicht von hriutan oder hrutan, sondern von hruz (vgl. althochd. hroz), und ebenso wohl fundjan, fundon nicht von finþan, sondern von funþs, fund 'das Gehen, der Gang' abgeleitet sein[4]. An Stelle des letzteren treffen wir in den Keronischen Glossen das Substantivum thana-fundhi (danafundi Pa. Ra), welches 'exodus, exitus vel egressus' übersetzt und durch 'uzkanc' und 'thanafart' variirt wird[5], ferner das Simplex funthi 'prumptuaria, cellaria'[6], das zwar eine abweichende, aber mit dem ursprünglichen Sinn leicht zu vereinende Bedeutung zeigt. Ursprünglich muss dasselbe (vgl. goth. gaggs '*das Gehen, der Gang') das Gehen, Aufsuchen, und alsdann einen Platz den man aufzusuchen pflegt, eine Art 'suffugium hiemis et receptaculum frugibus' (Germ. 16), einen unterirdischen Raum bezeichnet haben, wo die Vorräthe sich befanden. Wird doch 'promptuaria' auch durch 'kellera' übersetzt[7]. Von diesen Substantivis ist -fundhi sicher ein weiblicher ī-Stamm, der entweder von fundjan neu gebildet oder eher noch durch die Analogie von dingî, leitî, muohî etc. hervorgerufen ist, während der Pluralis funthi formell ebenso gut auf den Singularis funth zurückgeführt werden kann. Die in althochd. funthi, thanafundhi wie in fundjan thematische dentale Spirans, an deren Stelle wir entsprechend dem Angels. und Alts. und dem nordischen Abstractum fundr 'Begegnung' vielmehr die Media erwarten würden, wird durch den Einfluss der starkformigen Tempora von finthan hinreichend erklärt.

Dies Verbalabstractum funþs 'das Gehen, der Gang' könnte möglicher Weise auch an unserer Stelle vorliegen, sei es nun als Masculinum oder (wie angels. wyrd, althochd. kuri, goth. vrohs, vens) als Femininum der i-Declination. Der Bedeutung nach würde sich das Substantivum u(n)þ-funþs (Dat. unþ-funþai) von thana-fundhi nur dadurch unterscheiden, dass es 'der Fortgang, der Gang bis ans Ende' wäre, also vermuthlich eine ähnliche Umschreibung des Todes wie lat. exitus und excessus, oder wie althochd. fart und hinafart, alts. farth und ût-farth, altn. út-ferd. Der in dieser Bezeichnung vorwaltende Zusammenhang mit dem Sprachgebrauch der altchristlichen Grab-

[1] Graff, Ahd. Sprachschatz III, 539. Grein, Glossar I, 357. Ettmüller S. 350.

[2] Theodor Jacobi, Beiträge zur deutschen Grammatik S. 141 ff.

[3] v. Bahder, Die Verbalabstracta in den germ. Sprachen S. 25 ff.

[4] Auch huljan wird wohl zu *hulja, ahd. hulla gehören, welches letztere neben helan steht wie goth. vipja 'Kranz' neben veipan 'kränzen'.

[5] Althochd. Glossen I, 136. 137, 12—14.

[6] Ebenda I, 233, 9f.

[7] AaO. und Glossae Lipsianae 178.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steine Galliens, auf denen das Abscheiden der Verstorbenen ganz regulär durch RECESSIT, DECESSIT, TRANSIIT ausgedrückt wird[1], wäre gleichfalls zu beachten.

In dieser Weise wechselt der Sinn von UÞF:NÞAI je nachdem wir in demselben ein I, A oder U ergänzen. Weitere Eventualitäten wüsste ich nicht namhaft zu machen.

Das zweite Wort IDDAN, dass sich aus der Aneinanderfügung beider Reihen unmittelbar ergibt, lässt glücklicher Weise nur eine einzige Erklärung zu: es muss ein Eigenname sein, der in dieser Form auch bereits früh nachweisbar ist. Den ältesten Beleg finde ich in einer merowingischen Originalurkunde v. J. 690, in welcher ein filius genetricae Iddane seiner Gattin Chramnetrude, der Kirche des heiligen Dionysius zu Paris u. A. seine Besitzthümer vermacht[2]. Später sind die weiblichen Namensformen Idda, Itda, Itta, Ida, Ita, die Vorläufer unserer 'Ida', nicht ungewöhnlich[3], während ich für männliche Personen gleich alte Belege nicht beizubringen vermag. Aber dies ist sicherlich nur Zufall, da Iddo in etwas späterer Zeit mehrfach vorkommt[4], nicht nur in dieser abgekürzten Form, sondern auch als erstes Glied von Zusammensetzungen, wie in dem Namen des angels. Iddi (für Iddini, Iddo-wini) v. J. 690[5] und des in den alten Listen von Gorze (Diözese Metz) aufgeführten Iddofredo[6]. Seinen eigentlichen Grund hat das mehr vereinzelte Auftreten von Iddo, Idda aber darin, dass es keine etymologisch berechtigten, sondern lediglich auf romanischer Schreibweise beruhenden Formen sind, in denen das anlautende H ebenso abgefallen ist, wie in ILDEBOLDUS, ILDELO, ILPERICUS für Hilde-, Hilpe- etc.[7]. Für Hidda, Hiddo, Hittilo, Hittuni, Hittiwar bringt Förstemann mannigfache Belege, und hochdeutsche Hitta und Hitto sind in den Verbrüderungsbüchern von St. Gallen in Reichenau sehr zahlreich vertreten[8].

Die Herkunft der letzteren Formen lässt sich nun unmittelbar aufhellen. Denn Hidda ist als eine Nebenform von Hilda[9] und hochd. Hitta als die Abkürzung von Hildiberga[10] ausdrücklich überliefert. Dieselbe Entstehung ist jedenfalls auch für die meisten übrigen Namen vorauszusetzen, selbst in Fällen, wo Itta, Ida (Gemahlin Pipins I) neben Itaberga steht[11], da ein Zusammenhang mit altnord. iþ- 'studium, negotium' wohl nur ausnahmsweise anzunehmen ist. Die Assimilation des l an den nachfolgenden Konsonanten ist ein besonders in den Kosenamen schon in alter Zeit vielfach nachweisbarer Vorgang. So steht Baddo i. J. 625 für Baldo[12], Abbo, Woffo, angels. Offa für Albo, Wolfo u. A. m.[13] und in zusammengesetzten burgundischen Namen Abbuenus in einer Urkunde v. J. 663[14] aus der Gegend von Dijon für Albwinus, Abbildis aus Faremoutier (Burgundofara)[15] für Albhildis etc.

[1] Le Blant, Inscriptions chrétiennes II, S. X f.
[2] Tardif Nr. 26.
[3] Förstemann I, 771.
[4] Förstemann II, 896. Lib. Confr. Fab. 127, 21. 147, 3. Diplom Otto I. vom 23. XII. 967.
[5] Birch, Cartularium Saxonicum I, S. 108.
[6] Lib. Confr. Aug. 260, 35.
[7] Le Blant Nr. 379. 207 etc.
[8] Vergl. den Index von Piper S. 463.
[9] Förstemann I, 661. Stark S. 21.
[10] Hitta siue Hildiberga bei Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen Nr. 81.
[11] Stark S. 19.
[12] Tardif Nr. 4. Gregorius, Hist. VIII, 44.
[13] Stark S. 21 f.
[14] Pardessus II, 132.
[15] Lib. Confr. Aug. 7, 12.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Geschlecht von IDDAN lässt sich nicht ohne Weiteres bestimmen, doch spricht alle Wahrscheinlichkeit für das Masculinum. Von dem Femininum würde auf altgermanischer Stufe kein einziger Kasus passen, man müsste denn schon eine ähnliche Abschwächung der ursprünglich vollen Endungen voraussetzen, wie sie im Angelsächsischen stattgefunden hat, wo bereits gegen Ende des siebenten Jahrhunderts im Genetiv und Dativ -an für älteres -ōn eingetreten ist[1]. In unserem Falle ist diese Annahme aber etwas unwahrscheinlich, da die Endung von UÞF:NÞAI, man mag dasselbe erklären wie man will, eine sehr alterthümliche bleibt. Von dem Masculinum Idda, Iddo würde dagegen nicht nur der Accusativ dem gothischen Paradigma entsprechen, sondern auch der Genetiv und Dativ vom altgermanischen Standpunkte aus sich rechtfertigen lassen: die letzteren würden in dem auf dem schwedischen Runenstein von Tanum überlieferten Genetiv oder Dativ ÞRAWINGAN, sowie den späteren altnordischen, angelsächsischen und altfriesischen Endungen (-a, -an) eine Anknüpfung, oder, wenn das A des Suffixes -AN überhaupt nur einen schwachen Vocal anzeigt, in den mannigfach belegbaren althochdeutschen und altsächsischen -an[2] für das reguläre *-en, -in eine ausreichende Stütze finden. Da nun der Accusativ durch den Sinn in jeder Weise ausgeschlossen zu sein scheint, während der Dativ und besonders der Genetiv eher eine Anwendung zulassen, so werden wir zuvörderst auch an diese zu denken haben.

Das nunmehr in derselben Reihe folgende KIANO ist dasjenige Wort, welches wohl am meisten das Gefühl der Hoffnungslosigkeit aller Deutungsversuche erweckt hat, da es sich in dieser Form an keinen einzigen bekannten Stamm anlehnen lässt. Trotzdem kann es nicht sinnlos hingeschrieben sein, sondern muss nothwendig etwas bedeuten, deswegen darf man mit Sicherheit statuiren, dass es in seinem ersten Theile durch eine besondere Lautgebung wenigstens scheinbar entstellt worden ist. Die Beachtung der üblichen Unregelmässigkeiten hilft uns allerdings nicht weiter. Denn wenn das anlautende K auch nach romanischer Schreibweise für germanisches H stehen könnte, wie in Cadulphus, Caribertus[3] etc., und wenn man selbst zugeben wollte, dass zwischen den beiden Vocalen, wie dies später öfters vorkommt, ein W ausgefallen wäre, so würde KI[W]ANO als Gen. Plur. eines dem angels. hīwan 'familiares', althochd. hiun 'Braut-, Eheleute' entsprechenden Substantivums zwar der Form nach denkbar, aber dem Sinne nach unverwendbar sein.

Somit kann in KIANO die Lautgruppe IA, auf welche sich die ganze Schwierigkeit reducirt, weder stammhaft, noch durch den Ausfall eines Konsonanten entstanden sein, und es bleibt die einzige vernünftige Annahme, dass das I an dieser Stelle kein etymologisch berechtigter Laut ist, sondern sich aus dem Charakter des vorhergehenden K in secundärer Weise entwickelt hat. Es beruht dies auf der sogenannten Palatalisirung, oder richtiger der Verschiebung der gutturalen Artikulationsstelle nach der dentalen hin[4], welche in verschiedenen Sprachen und Dialecten mit der Nothwendigkeit und der weiten Verbreitung eines Lautgesetzes gewirkt hat, am meisten und durchgreifendsten im Romanischen, wo jedes anlautende k und g vor a, e und i umgewandelt worden ist. Den letzteren Sprachzweig, in dessen Bereich unsere Inschrift durch ihre Fundstelle gehört, werden wir auch vor Allem ins Auge zu fassen haben. Im Rhätoromanischen geht die Lautgruppe ca-

---

[1] To there stænenan brycge v. J. 681 (Birch Nr. 61), of þara smalan ác v. J. 693 (Nr. 82) etc.

[2] Kuhns Zeitschrift XVI, 337. Ahd. Sprachschatz II, 961 f. Dm. X, 14. 16, XI, 39. Paul und Braune, Beiträge IV, 360 f. 409. Althof, Grammatik altsächs. Eigennamen S. 84, Socin, Die althochd. Sprache im Elsass vor Otfrid, in Martins und Wiegands Strassburger Studien I, 254.

[3] Pardessus II, S. 69 (v. J. 642). 262 (v. J. 704) etc.

[4] Vgl. neuerdings bes. Lenz, Zur Physiologie und Geschichte der Palatalen (woselbst auch die ältere physiologische Litteratur) in Kuhns Zeitschrift XXIX, 1 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz regulär über cia- in chia- und cha- über[1], im Altfranzösischen ist eine solche Zwischenstufe zwischen ca- und cha-, che-, chie- (vgl. canis-chien etc.) nicht oder doch nur ausnahmsweise[2] nachzuweisen, aber im Prinzip lassen sich gegen dieselbe (mit Ausnahme der Picardie und der Normandie) keine gerechtfertigten Bedenken erheben. Nun trifft es sich eigenthümlich, dass in der romanischen Schweiz thatsächlich ein Name vorkommt, der sich mit KIANO vollständig zu decken scheint. Um 820 machen ein Cianus et uxor Valencia eine Schenkung im Vorarlbergischen[3], einen rhätischen Schreiber Cianus lernen wir um 858 (865) kennen[4]. In dem Verbrüderungsbuch von Pfäffers bei Chur ist von einer Hand, welche der Herausgeber um 865 ansetzt, ein Cianus presb. unter den Wohlthätern des Klosters eingetragen, ihm schliesst sich ebendaselbst ein Cianus aus späterer Zeit, sowie eine weibliche Ciana an[5]. Aber auch in diesen Fällen wird der Name Cianus, den ich durch keinen sonstigen gallischen oder romanischen Beleg zu stützen weiss[6], schwerlich ursprünglich, sondern erst aus dem üblichen und weit verbreiteten Canus etc. entstanden sein. Ein CANAVILUS ist in alter Zeit aus der Gegend von Augsburg nachzuweisen[7], ein Mann gallischer Abkunft, der Sohn des Brittanniers Warocus, heisst bei Gregorius bald Canao, bald Chanao[8]; einen anderen CANAUS finden wir schon in älterer Zeit unter den belgischen Töpfernamen[9]; auch die DEA CANA[10] u. A. werden hierher gehören. In der Umgegend von Charnay ist der Stamm besonders in Ortsnamen nicht ungewöhnlich. Das castrum Turonicum, welches Venantius Fortunatus Cano, Gregorius Cainon[11] nennt, ist das heutige Chinon. In der Nähe von Chalons s. S. ist die Cananis uilla zu suchen, welche in einer von 676 datirten, aber vermuthlich im neunten Jahrhundert gefälschten Urkunde als die ältere Form des späteren Chenevelle[12] auftritt. In einer Urkunde v. J. 664, deren Echtheit in allen wesentlichen Theilen nicht angezweifelt ist, wird eine Ortschaft 'in Canauis' erwähnt[13], welche in einer späteren Urkunde v. J. 734, — und dies ist zugleich der älteste Beleg für die gänzlich vollzogene Lautumwandlung, den ich aus dem romanischen Gebiete beizubringen vermag, — Cheneuas[14] genannt wird: es ist das heutige Chenôves bei Dijon[15]; ein anderes Chenôves liegt im Departement Saône et Loire südwestlich von Chalons s. S. Weitere Belege aus entfernteren Gegenden mag der in einer nordischen Quelle erwähnte Kanaskogr aus Schottland vertreten[16]. Indem ich nun weder darauf eingehe, die Formen Can- und

---

[1] Diez, Grammatik I[4], 248. Ascoli, Corsi di Glottolog. I, 43. 203.

[2] Vgl. Ciagna neben Cagna in dem Cartulaire de l'abbaye de Léries S. 35 (11. Jhdt.); Ciampingaham im Polypt. Sith. S. 404 (9. Jhdt.) bei Lille gehört schon einem anderen Sprachgebiete an.

[3] Wartmann, Urkundenbnch der Abtei St. Gallen Nr. 267.

[4] Ebenda Nr. 458.

[5] Lib. Confrat. Fab. 11, 5. 62, 14. 140, 16.

[6] Die in zwei angels. Originalurkunden v. J. 774 sich wiederholende Unterschrift Signum Ciani, Signum Cian (Birch I, Nr. 213. 214) wird schwerlich in diesen Zusammenhang gehören, sondern die speciell angels. Umgestaltung eines anderen Wortstammes enthalten.

[7] CIL. III, 5802.

[8] Hist. Franc. X, 9 (S. 417) und IV, 4 (S. 143 f.).

[9] Bonner Jahrbücher IX, 28.

[10] Ebenda L, 174.

[11] Hist. Franc. V, 17 (S. 208). X, 31 (S. 444).

[12] Pardessus II, 174, vgl. Garnier, Chartes des Communes en Bourgogne (1877) III, 544.

[13] Pardessus II, 135.

[14] Ebenda S. 366.

[15] Garnier aaO. III, 432 f.

[16] Fornaldar sǫgur III, 351.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Canaw- zu sondern, noch die etymologischen Zusammenhänge zu erörtern[1], begnüge ich mich damit, zu konstatiren, dass von der ersteren Stammform unter Anwendung germanischer Flexionsweise allenfalls auch ein Franke resp. eine Burgundin (oder Gothin) Cano, KIANO hergeleitet werden könnte.

Trotzdem ist diese Combination aus mehrfachen Gründen von der Hand zu weisen. Schwierigkeiten macht schon die Chronologie. Denn die Umwandlung von lat. ka- zu franz. che-, chie- pflegt man um das achte Jahrhundert herum anzusetzen, wozu auch die angeführten urkundlichen Belege aufs Beste stimmen. Vor dem Jahre 734 wüsste ich in der That kein einziges entscheidendes Beispiel namhaft zu machen, da Schreibungen wie Gregors Chanao oder Caino höchstens als erste Symptome betrachtet werden könnten. Dass aber unsere Inschrift dem achten Jahrhundert angehört, ist einigermassen unwahrscheinlich. Ferner würde man für die Uebergangsform kia- aus dem französischen Gebiete doch gerne noch einen anderen sicheren Beleg als positive Stütze aufzuweisen haben. Es kommt hinzu, dass der Sinn in jedem Falle ein ungenügender bleibt. Denn UÞF[I]NÞAI IDDAN KIANO 'Es möge Kiano den Idda vollständig kennen lernen' oder 'bis ans Ende hin aufsuchen' ist unpassend und einfach von der Hand zu weisen. UÞF[A]NÞAI IDDAN KIANO 'Der Uthfanthis, dem Idda [weihte die Spange] Kiano' ist gleichfalls wenig zu empfehlen, sowohl wegen des Namens Uth-fanthis, als wegen der doppelten Widmung, bei der man allenfalls freilich an ein Ehepaar denken könnte. Erträglicher wäre UÞF[U]NÞAI IDDAN KIANO 'Dem Hingange des Idda [weihte die Spange] Kiano', obwohl die Wendung eine sehr abstracte bleibt, und man nicht begreift, weshalb in diesem Zusammenhange dem Runenalphabete ein so bevorzugter Platz vor der Inschrift angewiesen wurde. Endlich wird der Umstand, dass das noch unerläuterte, von derselben Hand geschriebene Wort ᛊᛁᚨ zu keiner dieser Interpretationen passt, gegen dieselben als ein letztes entscheidendes Moment ins Gewicht fallen müssen.

Wenn somit KIANO keine andere Lautgebung für Kano, Cheno ist, so muss sich dasselbe noch in anderer Weise erklären.

Gehen wir auf sprachgeschichtlichem Wege zurück, so können wir die Spuren einer ähnlichen Umwandlung des k vor anderen Vocalen schon in älterer Zeit beobachten, sogar vor u und o, wo dieselbe später wenigstens im Französischen nicht durchgedrungen ist. In dem auch in anderer Hinsicht so werthvollen Testamentum Erminethrudis v. J. 700 finden wir die Schreibung Ciuncioleno[2], welche nur für Cuntsoleno, althochd. Chunzelin stehen kann. Dieser Name ist die Koseform eines wahrscheinlich mit Kuni- zusammengesetzten Kompositums und ebenso fortgebildet wie Beccelinus, Becelinus (= Berthelmus, Berchtoldus) und Roscelinus (= Rodulfus)[3], oder wie Rocculane (= *Rod-thrud, -burg oder ähnlich) im Testamente. Neben Ciuncioleno finden wir in derselben Urkunde Ciuccirane[4] (vgl. ebenda Coccione), ein Name, dessen Stamm dem althochd. Chuzzo, Chuzo entsprechen muss, und der schon bei Gregor in der Form Ciucilo belegt ist[5]. Wenn diese Schreibungen auch sehr vereinzelt sind, so bezeugen sie doch die veränderte Aussprache des k (als kj, tj, ts) für Nordfrankreich schon in älterer Zeit und lehren uns, dass damals noch Lautumwandlungen hervortreten konnten, welche später in der sich regulirenden Schriftsprache keine allgemeine Gültigkeit erlangten. Den frühesten Beleg für die Palatalisirung des k vor o liefert

[1] Stockes, Beiträge zur vergl. Sprachforschung VIII, 318 f. verweist auf altir. can 'Junges'. Man darf auch an altind. kanjā 'Junges Mädchen' sowie für einzelne Ortsnamen an lat. cannaba, cannabis erinnern.

[2] Pardessus II, 258, Tardif S. 34.

[3] Stark, Kosenamen S. 94.

[4] Pardessus und Tardif aaO.

[5] Histor. Franc. V, 18, S. 215, 19.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohl eine lateinische Inschrift aus Noricum, in der sich das im Romanischen verlorene Wort coniux als CEONIUX[1] darstellt.

Ihren eigentlichen Sitz und Ausgangspunkt hat die gesammte Bewegung aber naturgemäss dort, wo auf die Gutturalis einer der hellen Vocale e oder i folgte. Hier hat sie am frühsten und vollständigsten gewirkt, und den weitesten Weg, bis zum harten s hin, zurückgelegt. Für den Inlaut zwischen Vocalen hat man bereits einen Beleg aus dem Ende des sechsten Jahrhunderts beigebracht[2], im Anlaute, wo die Inficirung des k vielleicht nicht so rasche Fortschritte machte, ist sie ihrer Entstehung nach gleichwohl nicht jünger. Aber die Bezeichnung ist in den wenigen Fällen, welche uns überhaupt einen Einblick gewähren, noch eine andere wie bei CEONIUX, den merowingischen Ciuncioleno etc., da KE- und GE- hier nicht, wie u. A. im Angelsächsischen und mehrfach im Altsächsischen[3], durch KIE-, GIE-, sondern speciell vor N und M durch KEA-, CIA- und GIA- wiedergegeben wird. Der Name Centullus lautet auf einer südgallischen Münze (im Gen.) KAIANTOΛOY[4], auf einem norischen Steine aus Cilli CIANTULLUS[5], der Name Gemellius gleichfalls in Noricum GIAMILLIUS, CIAMILLIUS[6], Gematus auf einer niederländischen Topfscherbe GIAMAT[US][7], auf einem badischen Grabsteine christlicher Zeit GIAMATUS neben GIMATUS[8]. Diese Belege werden sicherlich noch zu vervollständigen sein, aber sie genügen, um die Bezeichnungsweise aus den verschiedensten galloromanischen Gegenden sicher zu stellen. Ihnen würde hinsichtlich der Erweichung des Anlautes auch KIANO = KENO, k$_i$eno angereiht werden dürfen, wenn sich sonst für die Ansetzung desselben ein genügender Anhalt darböte.

Um aber noch eine bessere Gewähr für das Schicksal der ursprünglichen Gutturalen innerhalb des burgundisch-romanischen Dialectes zu erhalten, wird es nützlich sein, noch das Patois dieser Gegend kurz ins Auge zu fassen. Contejean bietet dafür in seinem Glossar von Montbéliard, das auch für die ganze Côte d'Or noch Gültigkeit beansprucht, ein ausreichendes und zuverlässiges Material. Aus demselben erhellt, dass die Umwandlung des k grade in dieser Gegend in grossem Umfange und mit ausserordentlicher Konsequenz durchgeführt worden ist. Sie ist nicht nur vor e, i und den damit zusammengesetzten Lauten, ebenso wie sonst im Französischen, bis zum s [c] hin vorgeschritten, sondern sie hat, obwohl mit geringerer Stärke, auch vor den halbhellen Vocalen und dem u Platz gegriffen. 'Devant ai, u, ain, un' bemerkt Contejean 'cette lettre [c] se prononce à peu près comme ti, en formant une seule syllabe avec la voyelle .. qui suit. C'est donc une lettre moullée, dans laquelle l'articulation ajoutée à l'i ressemble plutôt au t qu'au k. Ainsi caisse [fr. casse, lat. capsa], écu, cubrai (primevère), tchécun (chacun) se prononcent: tiaisse, étiu, tiubrai, tchétiun'[9]. Nur vor a, o, ou, an, on ist der k-Laut bewahrt. Der burgundische Dialect geht aber noch einen weiteren Schritt über das Gemeinfranzösische hinaus, indem er auch q vor

---

[1] CIL. III, 5078. — Die These von Lenz aaO. S. 43 (vgl. 46): 'Finden wir dagegen eine Entwickelung des k vor einem o oder u, so müssen wir als höchst wahrscheinlich oder sicher annehmen, dass an Stelle des o, u früher einmal ein i, e oder höchstens a gestanden hat' kann mithin keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen.

[2] Romania XIII, 485.

[3] Im Monacensis des Heliand: antkiennien und antkiendun, in der Freckenhorster Heberolle: kieso, kiesas, kietelkapa, kietelaren, Kiedeningthorpa, in den Merseburger Glossen: kielurithi (25).

[4] Revue Celtique I, 296 (nach Lelewel, Type gaulois IX, 54, den ich hier nicht habe einsehen können).

[5] CIL. III, 5191.

[6] CIL. III, 5499. 5335.

[7] Bonner Jahrbücher IX, 29.

[8] Ebenda S. 75.

[9] Contejean, Glossaire du Patois de Montbéliard. Montbéliard 1876, S. 22 f. Ueber dieselbe Behandlung des k vor (o und) u in anderen Dialecten vgl. Joret, Du C dans les langues Romanes (Paris 1874) S. 176 f. 212.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hellen und halbhellen Vocalen sowie vor u grade so wie k behandelt: 'Q (ou qu) devant ai, eu, é, i, u, in, et souvent devant e muet, devient une consonne mouillée, et s'énonce exactement de même que le c (dur) en pareille circonstance, c'est-à-dire avec le son de ti: qué (quel), queri (chercher), quiu (qui), coquin (coquin), queusenie (cuisinier) se prononcent : tié, tieri, tiu, cotyin, tieusenie'[1]. Die letztere Aussprache hat höchstens auf den ersten Blick etwas Auffallendes, in Wirklichkeit knüpft sie unmittelbar an das Vulgärlatein an, welches Q und C vielfach als gleichwerthig verwendet, so in den Schreibungen CIS (für quis), HUIVSCE (-que), CESQVET (quiescit), RECIEVIT (requievit) etc.[2]. Treffend bemerkt darum Ascoli[3]: 'Die Lautverbindungen QVE, QVI verloren in einigen Wörtern schon seit einer sehr frühen Periode des Vulgärlateins ihr V; die gutturale Explosiva, die auf diese Weise mit dem Palatallaut in unmittelbare Berührung kam, verwandelte sich mit der Zeit in eine palatale Explosiva, ebenso wie es in den ursprünglichen Lautfolgen KE, KI der Fall war'. Dieser Lautwandel ist im Gemeinromanischen allerdings nur in wenigen Worten, wie in quinque und laqueus, durchgedrungen, welche durch die Mittelstufe kinque [vgl. die inschriftlichen CINCTIUS, CINQUE, CINQVAGINTA], lakeo etc. in allen Mundarten zu ćinque, laććo etc. wurden. Aber da die besonderen Gründe (Dissimilation etc.), welche denselben eine allgemeine Geltung verschafften, natürlich erst wirksam werden konnten, nachdem zuvor bereits Unsicherheit eingerissen war, ob cinque, quince etc. zu sprechen sei, so beweisen auch sie die principielle Zulässigkeit der in Rede stehenden Articulation. In welchem Umfange die einzelnen Volksdialecte dieselbe Aussprache voraussetzen, bleibt zu untersuchen. Für das alte Ostfranzösische und Nordburgundische werden wir sie jedenfalls anzuerkennen haben, so dass KIANO innerhalb dieser Dialecte ebenso gut für KENO wie für QENO genommen werden kann. Mit dem letzteren erhalten wir aber allein einen wirklich brauchbaren und zufriedenstellenden Sinn: denn während KENO überhaupt Nichts bedeutet, ist QENO (goth. qino, althochd. quena, chena, chona) 'Gattin' ein gemeingermanisches Wort, welches allen Anforderungen genügen wird. Dasselbe lautete schon ursprünglich mit einer Palatalis (vgl. altslav. žena etc.)[4] an, aber ob diese sich bis in die romanische Zeit hinein erhielt, ist zweifelhaft, und wir dürfen es um so mehr dahingestellt sein lassen, als wir dieser Anknüpfung durchaus nicht bedürfen. Vom Standpunkte der Runenschrift wäre übrigens zwischen KIANO und QIANO kein Unterschied zu statuiren: da in dem Alphabete kein Zeichen für Q vorhanden war, so konnte das letztere gar nicht anders als durch K wiedergegeben werden.

In grammatischer Hinsicht bliebe somit nur noch zu erörtern, weshalb das germ. qeno, kᵢeno nicht als KIENO, sondern als KIANO fixirt worden ist. Dass sich wurzelhaftes e nach Palatalen und vor n, m nicht bloss in geschlossener, sondern auch in offener, vortoniger Silbe sehr früh als a darstellen konnte, haben wir gesehen. Das e muss sich in dieser Lage mit dem hellen a so nahe berührt haben, dass das letztere ohne Weiteres für das erstere eintreten konnte. Aber auch in der Tonsilbe ist der Uebergang von e zu a im Altfranzösischen besonders vor n vielfach zu belegen[5]. In unserem Falle dürfte jedoch noch ein anderes Moment als das wesent-

[1] AaO. S. 23, vgl. Joret S. 212. Ein entsprechender Vorgang wiederholt sich auch in den später herübergenommenen Fremdworten, so dass 'König' als 'Tiainnic' gesprochen wird u. A. m. (Contejean S. 29).

[2] Seelmann, S. 351.

[3] Sprachwissenschaftliche Briefe, übers. von Güterbock, Leipzig 1887, S. 13 Anm.

[4] Zeitschrift für vergl. Sprachforschung XXV, 129.

[5] Vgl. franz. glaner (mlt. glenare), banne (benna), dans, revancher etc. Diez[4] I, 417. In den Strassburger Eiden ist 'non los tanit' (deutsch: forbrihchit) sicher überliefert. Diez setzte tänit = lat. tĕnet, was der Sinn jedenfalls ausserordentlich begünstigt. Die neueren Herausgeber nehmen indessen auch an dem bewahrten Vocal der Endung Anstoss und suchen in verschiedener Weise zu emendiren.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichste in Betracht kommen: die verschiedene Articulation beider Laute im Germanischen und im Romanischen. 'Die stetige Hellheit des a-Lautes', sagt STORM mit Recht, 'bildet einen der Hauptunterschiede zwischen dem romanischen und dem germanischen Lautsystem', und die Neigung, das a noch mehr zu erhellen, d. h. es durch ä (ai) oder e zu ersetzen, hat zu weitgreifenden Umgestaltungen geführt. Sie mag verschiedene Ursachen und wird, je nach den Umständen, ein sehr verschiedenes Alter haben, aber nach palatalem k und vor n muss sie bereits um das Jahr 600 vorhanden gewesen sein, da sich GREGORS Cainone, Cainon etc. (Chinon) für älteres Cano (S. 62) nur unter dieser Voraussetzung verstehen lässt. Ebenso muss der Wurzelvocal von lat. canem etc., der sich später zu ie diphthongirte, nothwendig schon in früher Zeit eine Erhellung erfahren haben. Im Nordburgundischen speciell hat dieser Vorgang eine grosse Ausdehnung und sogar einen generellen Charakter angenommen, so dass ein kurzes a im Patois überhaupt nicht mehr vorhanden, sondern in allen hergehörigen Fällen zu ai geworden ist, welches CONTEJEAN dem Vocale von 'lait' gleichsetzt. Er bemerkt Seite 15: 'L'a bref n'existe pas en patois. Il est remplacé tantôt par ai, tantôt par o bref: bairbe (barbe), aissez (assez)' etc.; vgl. auch DIEZ[4] I, 417. Wenn nun das germanische e, wie angenommen werden darf, ein dem a näher stehendes e^a war, so konnte der Unterschied zwischen ihm und dem aus hellem a neu entstehenden romanischen ai (oder e) nur ein minimaler sein, und vom romanischen Standpunkte aus verschlug es wenig, ob man den Laut durch a, ai oder e wiederzugeben für gut fand. Im Patois sind denn auch das alte a und e in den verschiedensten Lagen einfach zusammengefallen, so in daivoi (devoir), tairrêtre (terrestre), tchaissie, tchessie, (chasser) u. A. m. Unter solchen Umständen aber wird die Lautgebung KIANO für (qe^ano) k_ie^ano, $k_i$aino nur ein neues Zeugniss für die bereits an jedem Worte nachgewiesene, stark romanisch beeinflusste Sprech- und Schreibegewöhnung des Autors unserer Inschrift.

Der Sinn, den wir auf diese Weise erhalten, ist ein unmittelbar einleuchtender. UÞ-F[I]NÞAI IDDAN K(Q)IANO 'Es möge herausfinden (vollständig kennen lernen) die Gattin des Idda' liefert einen tadellosen Satz, der direct an das vorhergehende Alphabet anknüpft und mit einem Male die sonst auffallende Thatsache erklärt, weshalb dem letzteren ein so bevorzugter Platz eingeräumt worden ist. Denn dies Alphabet, an dem die Gattin des Idda vermuthlich schreiben und lesen lernen sollte, bildete eben den eigentlichen Zweck und Gegenstand der Inschrift, an den sich der Wunsch des Lehrmeisters in passender und natürlicher Weise anschloss.

Hiermit ist die Inschrift indessen nicht abgeschlossen, denn die drei am rechten unteren Rande von derselben Hand eingeritzten Runen ᛇᛁᚨ gehören, wie schon oben bemerkt, zweifellos noch dazu. Eine sichere Deutung derselben lässt sich aber nur erbringen, wenn es gelingt, den Lautwerth des ersten Zeichens in zuverlässiger Weise zu bestimmen, was ohne einige weiter ausholende Bemerkungen nicht möglich ist.

Die herrschende Ansicht dürfte diejenige von LUDWIG WIMMER[1] sein, welcher sich dafür entschied, dass die Rune ursprünglich den Laut eu habe ausdrücken sollen, während MÜLLENHOFF[2]

[1] Runeskriftens Oprindelse S. 120, vgl. auch Bugge, Tidskrift VIII, 168. [In der neuen Bearbeitung seines Werkes vermuthet Wimmer, dass die Rune von Anfang an gar nicht als Lautzeichen gebraucht worden, sondern nur zu dem Zweck erfunden und in das Alphabet eingesetzt sei, damit alle 3 'Geschlechter' ihre 8 Zeichen erhielten. Abgesehen davon, dass an eine solche Neuschöpfung ohne jeglichen historischen und sprachlichen Anhalt schwer zu glauben ist, und dass das Vorkommen der Rune in 3 deutschen und 3 angels. Inschriften ziemlich deutlich dagegen spricht, ist diese Annahme doch nur ein Notbehelf, welcher mit dem Nachweise der wirklichen Bedeutung des Zeichens überflüssig wird.]

[2] Zur Runenlehre, S. 60.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

i. J. 1852 in einer zwar nicht von Irrthümern freien, aber durchaus methodischen Argumentation begründet hatte, dass sie 'als Zeichen für die getrübten Vocale überhaupt' und als eine ursprüngliche Modification des I-Zeichens aufzufassen sei. Die letztere Annahme bedarf, glaube ich, nur einer geringen Präcisirung, um wieder in ihr gutes Recht eingesetzt werden zu können.

Da der Diphthong eu im Altgermanischen ebenso ein wirklicher Doppellaut war wie ai und au, so ist es von vorn herein wenig wahrscheinlich, dass man gerade für ihn ein besonderes Zeichen zu schaffen für nöthig fand. Weiter kann der Umstand, dass die angels. Umschreibungen der Rune bald den Werth von eo, bald denjenigen von i zuertheilen, unmöglich auf den alten Diphthong deuten, der sich im angels. Dialect niemals mit i berührt, sondern nur auf ĭ oder ĕ, aus denen in der angels. Sprachentwickelung die Kürze eo (io) durch sogenannte Brechung entstanden ist. Auch die Uebertragung, welche in den handschriftlichen Alphabeten offenbar mit dem Namen der Rune vor sich gegangen ist, wird erst recht begreiflich, wenn wir von dem Werthe ĕ oder ĭ ausgehen. In den Alphabeten heisst die Rune 'eoh', und dies wird in dem Liede erläutert als 'ein aussen unebener Baum, hart, im Boden fest, ein Hüter des Feuers, mit Wurzeln unterflochten, eine Wonne im Odel'. Ein Baumname könnte eoh aber nur sein, wenn es mit angels. îw, eow, altnord. ýr, goth. *eiws 'Eibe, Bogen' identisch wäre. Dies lässt sich auch nicht schlechtweg leugnen, ist aber sehr wenig wahrscheinlich, da dann grade nur in dem Runennamen der unorganische Uebergang von *eo, eow zu eoh eingetreten sein würde. Jedenfalls begreift man leichter, wie die Rune zu ihrer Namensform gekommen ist, wenn man in Betracht zieht, dass auch eine andere, nämlich die gewöhnliche E-Rune den Namen eh, eoh 'Pferd' und zwar in berechtigter Weise führte. Wenn beide Zeichen im späteren Angelsächsischen denselben oder doch einen ganz nahe verwandten Laut ausdrückten, so konnte der häufigere Name eoh wohl auf den seltener verwendeten der eow-Rune übertragen werden oder doch in einer solchen Weise auf ihn einwirken, dass eine vollständige Angleichung stattfand[1].

Jedenfalls weisen die handschriftlichen Alphabete einzig und allein darauf hin, dass die Rune einen Laut bezeichnete, der mit e und i nähere Berührungspunkte aufwies. Da nun das europäische und altgermanische e in der Regel ein offenes (e^a) war, so werden wir zunächst an das geschlossene und helle, dem ĭ näher stehende ę zu denken haben. Nur in diesem Falle würde die Rune eine wirkliche Berechtigung gebabt haben, da sie so am wenigsten eine Doublette wäre, sondern ursprünglich einen eigenen, im Alphabet sonst unvertretenen Laut ausdrücken würde. Die sprachliche Herkunft desselben mag in den einzelnen Fällen eine sehr verschiedene gewesen sein, in erster Linie aber wird man an diejenigen altgermanischen e-Vocale zu denken haben, welche nicht als solche bewahrt sind, sondern in den einzelnen Dialecten entweder als i oder in schwankender Weise als e und i bezeichnet werden. Wenn die Rune in der Salzburger Handschrift nicht mehr vorhanden ist, so beruht dies offenbar auf der Thatsache, dass alle ę im Gothischen bereits zu i geworden waren, während das alte e^a in eyz, *ehwaz noch seinen Vertreter bewahrt[1].

Den Ausschlag müssen endlich die Inschriften selber geben. Die nordischen liefern leider keinerlei Beweismaterial, da die Rune hier — wohl im Zusammenhang mit sprachlichen Vorgängen — frühzeitig aufgegeben ist[2]. Die deutschen aber bestätigen, wie wir im Einzelnen verfolgen werden,

---

[1 Munch bei Wimmer[2] S. 271.]

[2] Der Stein von Krogstad, auf dem die Rune zweimal nach S für T eingemeisselt ist, kann hier schwerlich in Betracht kommen.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsere Annahme durchaus. Und auf denselben Weg führen die wenigen, wohl schon etwas späteren angelsächsischen Belege. In dem Namen G᛬SELHEARD aus Dover[1] hat das Zeichen die Geltung von i (oder y); in ÄLME᛬TTIG des Ruthwellkreuzes kann es nimmer, wie Wimmer vermuthet, für H stehen, da die Lautgruppe HT eben schon in der Assimilation TT vorliegt, sondern wiederum nur für ę oder i, dem Umlautsvocal von a, so dass älmeęttig, älmeittig als die reguläre Zwischenstufe zwischen älmeahtig und älmehtig, -mihtig anzusehen sein wird. Und ein anderer Werth kann auch auf dem Steine von Thornhill[2], und wo das Zeichen sonst noch in späterer Zeit vorkommt, schwerlich gesucht werden.

Auf der Spange von Charnay aber lässt sich ᛇᚨ durch die obige Annahme allein in befriedigender Weise erklären: und zwar muss ĘIA gothischem iia d. h. ija entsprechen und entweder der Accusativ Singularis Feminini oder der Accus. Plur. Neut. des geschlechtlichen Pronomens der dritten Person sein, dessen Stamm sich in den schwachen Casus als i (Nom. is, ita = lat. is, id), in den starken dagegen als ei oder ij (eis, ija etc.) darstellt. In beiden Fällen würde ĘIA, dessen mittlerer Vocal keinen reinen j-Charakter zu haben braucht, noch etwas ursprünglicher als die gothische Form sein, aber der letzteren genau zu Grunde liegen, und somit als die alterthümlichste germanische betrachtet werden dürfen.

Der Construction nach bildet ĘIA das Object zu UÞ-F[I]NÞAI und muss auf das dem Satze vorausgehende Runenalphabet zurückbezogen werden[3]. Wenn es der Accus. Sing. ist, so wird runa 'die Runenschrift' als das dem Sinne nach vorschwebende Substantivum zu ergänzen sein. Ist es aber Neutr. Plur., so liefern die einzelnen Runennamen, als deren Repräsentanten die Zeichen dastehen, einen ebenso passenden Anhalt für das collectivisch gesetzte Pronomen[4]. Auf alle Fälle aber werden wir nunmehr den Satz

UÞF[I]NÞAI IDDAN K(Q)IANO ĘIA

welcher auf die alphabetisch angeordneten Runen folgt, als: 'Es möge die Gattin des Idda sie herausfinden (vollständig erfassen)' übersetzen, und darin, das ĘIA nur auf diese Weise einen wirklichen Sinn und Zusammenhang erhält, noch eine letzte Bestätigung der ganzen Deutung finden dürfen. Die ungrade Wortstellung muss innerhalb des Wunschsatzes als die reguläre germanische betrachtet werden, sie findet im Heliand, Vers 1536. 2564 und sonst genaue Parallelen[5].

Es erübrigt noch, die beiden letzten unterhalb der Nadelhülse von einer anderen, weniger kräftigen und sicheren Hand eingeritzten Zeichen zu besprechen. Dass dieselben Runen sein sollen, ist zwar unverkennbar, aber ebenso auch, dass die Form derselben nur annähernd getroffen worden ist. Die erste könnte allerdings eine neue Variante der K-Rune sein, da indess die zweite sicherlich verkehrt ist, so möchte ich in beiden nur den missglückten Versuch erblicken, den Anfang des obigen Alphabetes nachzuschreiben. Dabei wurde der obere Seitenstrich des ᚠ vergessen und dem Seitenstrich des ᚱ eine Umbiegung beigelegt, welche ihm in Wirklichkeit nicht zukam. Beide Runen liefern somit wohl nur ein Zeugniss dafür, dass die Gattin des Idda es noch zu keiner

---

[1] Stephens, Handbook S. 141.

[2] Ebenda S. 149.

[3] Vgl. Löbe, Ulfilas II, 2, 183: 'Das Pronomen der dritten Person is.. bezieht sich auf das Object des Satzes oder auf einen ausser dem Satze genannten Gegenstand'.

[4] Grimm, Deutsche Grammatik IV, 279 ff.

[5] John Ries, Die Stellung von Subject und Prädicatsverbum im Heliand. Quellen und Forschungen XLI, S. 58 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grossen Fertigkeit gebracht hatte, als sie es unternahm, hier den Anfang des ihrem Studium empfohlenen Alphabetes nachzuritzen.

In sprachlicher Hinsicht stehen alle Worte der Inschrift auf gleicher Stufe und werden, soweit sie vom Romanischen unbeeinflusst geblieben sind, an Alterthümlichkeit von der Sprache der gothischen Bibelübersetzung nicht übertroffen. UÞ- würde auch im Gothischen unþ- (für *unþa) lauten dürfen, da der Endvocal in den Verbalcompositionen regulär zu fehlen pflegt, ebenso entspricht F[I]NÞAI genau dem gothischen Paradigma und liefert zugleich einen urkundlichen Beleg dafür, dass das Suffix in der That ein Diphthong und nicht, wie SCHERER früher annahm, der Repräsentant eines kurzen e war. Für IDDAN müssten wir im Gothischen allerdings Hildins oder Hiddins erwarten, aber das auslautende s ist nicht bloss im Westgermanischen, sondern bereits auch in den ältesten nordischen Inschriften abgefallen, und die scheinbar vollere Endung -AN wird in Wirklichkeit wohl ebenso wie das westgermanische -an nur eine andere Bezeichnung des schwachen -en (-in) sein. In KIANO steht die Endung -O auf gothischer Stufe, während sie im Westgermanischen zu derselben Zeit zweifellos schon -a gelautet haben würde; die Wurzelsilbe dagegen, welche auf älterem ke^{a}n-, qe^{a}n- beruht, ist noch etwas alterthümlicher als diejenige des goth. qino und zeigt, dass im Burgundischen der Weg zum vocalischen Extrem hin nicht in gleicher Weise wie im Gothischen durchmessen worden ist. Dasselbe ist bei dem Pronomen E̩IA = goth. ija der Fall, welches im Uebrigen wiederum auf einen dem gothischen nahe stehenden Dialect hinweist, da der Pronominalstamm i-s in den westgermanischen Dialecten überhaupt nicht vorhanden ist. Somit kann an der burgundischen Herkunft der Inschrift wohl kein Zweifel mehr obwalten.

Andererseits ist fast in jedem Worte der Einfluss romanischer Sprechweise zu erkennen. Schreibungen wie UÞ- für UNÞ-[1] und IDDAN für HIDDAN sind auf dem gesammten romanischen Gebiete mannigfach zu belegen. Nur KIANO für QENO nimmt in sofern eine Sonderstellung ein, als sich in ihm lediglich ein speciell ostfranzösisches Lautgesetz wiederspiegelt, dem zu Folge das anlautende Q vor EN (AIN) ebenso palatalisirt worden ist, wie dies bei k vor ain und un der Fall und an mehreren Beispielen seit alter Zeit nachzuweisen ist. Auch die Endung von IDDAN für HIDDEN könnte auf romanischem Einfluss beruhen, da ein ähnliches Schwanken zwischen e und a schon in den Strassburger Eiden (vgl. fradre neben fradra) vorkommt; bei F[I]NÞAI wird dies dagegen schwerlich anzunehmen sein, da das -AI genau zu der germanischen Endung stimmt, während es im Romanischen kaum eine ausreichende Stütze findet.

Diese weitgehende Umgestaltung der sonst alterthümlichen germanischen Sprachformen, welche nothwendig schon ein längeres Zusammenleben beider Nationen zur Voraussetzung hat, ermöglicht uns in Gemeinschaft mit den historischen Verhältnissen auch wohl eine ungefähre Zeitbestimmung. Im Jahre 443 wurden die Burgunden in die Sabaudia aufgenommen, und nicht viel später dürften sie sich in der Gegend von Charnay zwischen den ältern romanisch-keltischen Bewohnern niedergelassen haben, so dass diejenigen Bedingungen, auf denen die Lautgebung unserer Inschrift beruht, wohl im sechsten Jahrhundert am vollständigsten vorhanden gewesen sein dürften.

[1] Den S. 57 angeführten Belegen mag aus den merowingischen Originaldiplomen hier noch der Name Tusone-valle v. J. 696 und Tosonisvallem v. J. 832 (bei Tardif Nr. 37 und 123) neben Thunsonevalle v. J. 697 (Nr. 38) angereiht werden.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

V.

DIE SPANGE VON OSTHOFEN.

Die Hälfte der scheibenförmigen Fibula, welche Taf. II, Fig. 5 abgebildet ist, wurde im Jahre 1854 in Osthofen, einer alten, schon im neunten Jahrhundert nachweisbaren Ortschaft nördlich von Worms (jetzt Bahnstation zwischen Worms und Mainz), wie es heisst, beim Bau eines Hauses gefunden und dem Mainzer Centralmuseum übergeben. Die andere Hälfte der Fibula scheint nicht entdeckt oder doch alsbald verloren gegangen zu sein. Genauere Fundangaben liegen leider nicht vor, doch werden im Journal des Mainzer Museums als gleichfalls aus Osthofen, aber wohl zu verschiedenen Zeiten abgeliefert, erwähnt: eine Schnalle, eine Riemenzunge, einige Thongefässe mit merkwürdigen stempelartigen Eindrücken, ein Glasbecher und ein eiserner Sporn[1]. Lindenschmit bezeichnet die Fundstätte als 'Fränkische Gräber von Osthofen', und zu dem Typus der Reihengräber stimmen die angeführten Gegenstände in archäologischer Hinsicht auch durchaus, obwohl sich ihnen im Uebrigen keine specielleren Alterskriterien entnehmen lassen.

Die Spange[2] ist aus zwei übereinandergelegten Metallplatten zusammengesetzt, welche durch eine dünne, in den Resten noch erkennbare Holzlage von einander getrennt und in der Mitte durch einen Stift, aussen durch eine gemeinsame Randeinfassung zusammengehalten werden. Auf der vorderen Seite ist die Füllung des kreisförmigen Mittelfeldes, welche vermuthlich aus farbigem Glasfluss bestand, herausgebrochen, während der grössere Theil der erhöhten, dieselbe umschliessenden dünnen Leiste noch vorhanden ist. Um dies Mittelfeld herum läuft ein breiter, bandartiger Streifen aus dünnem vergoldetem Bronzeblech, in welches mittels Stempelprägung ein in regelmässiger Weise sich wiederholendes barbarisches Ornament — Laubwerk und Ringe, in denen phantastische Vögel zu schreiten scheinen — hineingetrieben ist. Nach aussen hin folgt zunächst eine perlenschnurartige Verzierung, sodann der mit eingravirten Zickzacklinien ornamentirte Randstreifen. Von der zweiten, hinteren Platte, welche die Inschrift trägt, ist leider noch mehr abgesplittert und verloren gegangen als von der vorderen. Ausserdem ist die Oberfläche derselben nicht nur an manchen Stellen durch Oxydation beschädigt, sondern auch durch Löcher, Schrammen und Flecken mannigfacher Art in beklagenswerthester Weise entstellt. Wie sehr dadurch die Inschrift gelitten hat, lässt unsere Abbildung ungefähr erkennen. Das Verdienst, die Runen unter den Rost entdeckt zu haben, nachdem die Spange schon Jahre lang im Mainzer Museum gelegen, gebührt Herrn Director Lindenschmit.

Auf der ersten Abbildung der Inschrift, welche Stephens[3] nach den Lesungen von Bendixen vorlegte, finden wir allerdings eine ganze Reihe von Buchstaben mehr als auf allen späteren, so dass man vermuthen könnte, dieselben seien früher noch sichtbar gewesen und erst im Laufe der Zeit unkenntlich geworden. Dass dem jedoch nicht so ist, lehrt der Umstand, dass die betreffenden Runen nicht nur an solchen Stellen stehen, wo die ursprüngliche Oberfläche ganz oder theilweise

[1] Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit I, 7, 7 Nr. 13. I, 4, 5 Nr. 2. 3. 5. 8. II, 10, 5 Nr. 7.

[2] Vgl. das Blatt des Photograph. Albums der Berliner Ausstellung, auf dem die Vorderseiten der Runenspangen dargestellt sind.

[3] The Old-Northern Runic Monuments II, 585, vgl. III, 59 und Handbook S. 111. Worauf die Angabe von Stephens zurückzuführen ist, dass die Inschrift von Morlot entdeckt sei, habe ich nicht ergründen können.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fortgefressen ist, sondern auch dort, wo ein wirkliches Loch, das nicht erst später hineingekommen sein kann, durch die ganze Platte hindurchgeht. Da überdies vollkommen deutliche Runen verkehrt wiedergegeben sind, so kann die ganze Publication nicht viel Vertrauen beanspruchen. Besser sind die Lesungen von DIETRICH[1] und LINDENSCHMIT[2]. Ich selber habe die schwer zu bewältigende Inschrift im Laufe der Jahre fünf Mal aufs Eingehendste untersucht. Die Abbildung musste auf Grund einer im Herbst 1880 angefertigten Zeichnung hergestellt werden, da eine mechanische Reproduction irgend welcher Art leider vollständig unmöglich war. Im Sommer 1883 habe ich die Schriftzüge aufs Neue Wochen lang in aller Ruhe und bei den verschiedensten Beleuchtungen geprüft, habe später meine Beobachtungen wiederholt controlirt, und auch jetzt (Herbst 1887) liegt mir durch die Güte des Herrn LINDENSCHMIT das Original zu einer letzten Nachvergleichung vor.

Die besser erhaltenen Theile der Inschrift zeigen, dass dieselbe mit einer spitzen Nadel in durchaus festen und sicheren Zügen in die gelbe Messingoberfläche eingeritzt war. Sie geht von links nach rechts und wird oben von einer, unten von zwei Kreislinien als Zeilenstrichen begrenzt. Sie endet unmittelbar vor einer kleinen aufgesetzten Platte, welche als Widerlager für die nicht mehr vorhandene Nadel diente. Ebenso scheinen sich vor dem Anfang der Inschrift die Umrisse einer entsprechenden viereckigen Platte durch einen schärferen Rand und eine andere Färbung auf dem Metalle abzuheben, während in dem Loch, welches vom Rande aus zwischen die Kreislinien hineingreift, der eine zur Befestigung dienende Nagel gesessen haben dürfte. Von hier bis zu der ersten Rune hin war jedenfalls noch ein kleiner unbeschriebener Raum, welcher andeutet, dass an dieser Stelle ein neues Wort, wo nicht die ganze Inschrift begann.

Die beiden ersten Buchstaben, G und O, sind vollkommen intact. Dann aber folgt eine bis auf wenige Reste vernichtete Stelle, wo die Platte von einem scharfen Gegenstand bis auf die Holzfütterung hin durchbohrt und in der Umgebung des so entstandenen Loches noch stark lädirt und durch Rostfrass zerstört worden ist. Vor dieser Verletzung ist fast Nichts mehr zu erkennen, nur glaube ich hart am Rande derselben, etwa von der Mitte des Zwischenraumes bis an die erste der unteren Kreislinien heran, die Hälfte eines Verticalstriches nicht ganz undeutlich zu bemerken, mit der vielleicht eine unmittelbar unter der oberen Kreislinie vorhandene minimale Spur zusammengehangen haben könnte. Auf der anderen Seite des runden Loches könnte gleichfalls hart am oberen Rande desselben, vor dem schräg in die Höhe führenden Sprunge, ein winziger strichartiger Ansatz entdeckt werden, aber eine wirkliche Ergänzung erhalten wir dadurch nicht. Ob in dem Loche eine Rune mit zwei verticalen Stäben, also ein ᚺ oder ᛗ, oder zwei Runen mit je einem Hauptstab verloren gegangen sind, lässt sich mithin nicht feststellen. Gleich hinter der zerstörten Stelle hat jedenfalls ein Verticalstrich gestanden, dessen untere Hälfte scharf hervortritt, während die obere grade nur noch erkennbar geblieben ist. Die Richtung desselben ist auf unserer Abbildung in so fern nicht ganz correct wiedergegeben, als die Linie hier in ihrem oberen Lauf etwas zu weit nach links abweicht, während sie in Wirklichkeit mit dem Hauptstabe der nächsten ᚠ durchaus parallel läuft. Dass dieselbe noch einen oder zwei Seitenstriche gehabt hat, ist möglich, aber erkennen lässt sich von ihnen Nichts. Alsdann folgt ein etwas grösserer Zwischenraum, als wie er sonst zwischen zwei Runen stattfindet, der aller Wahrscheinlichkeit nach einen Einschnitt zwischen zwei Worten andeuten sollte.

Die nächsten fünf Zeichen sind mit Sicherheit als FURAD zu lesen. Denn da das zweite von ihnen ein U sein muss, so kann das dritte eben nur ein R sein, das sich seiner Form nach

[1] Zeitschrift für deutsches Alterthum XIV (1869), 86 ff.

[2] Die Alterthümer etc. II (1870). 2, Taf. 6, 4, vgl. Handbuch I, Taf. XXI, 9.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überdies mit dem auf der Spange von Charnay überlieferten sehr nahe berührt. Bei Dietrich hat die Rune ein verkehrtes Aussehen erhalten, woran wahrscheinlich eine dieselbe im Bogen durchziehende Metallverletzung Schuld geworden ist. Auch was Stephens an dem A als dritten Beistrich verzeichnet, wird wohl zu einer in längerem Zuge nach unten verlaufenden Schramme gehören. Die rechte Seite des D steht schon in einer neuen Verletzung, ist aber noch deutlich zu erkennen. An der unmittelbar folgenden Stelle ist die Oberfläche des Metalles auf einem Raum, den zwei Runen eingenommen haben dürften, nicht nur stark vom Rost angefressen, sondern auch von einer solchen Menge kleiner Schrammen und Risse bedeckt, dass es schwer hält, die vorliegenden Spuren auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Absolut sicher ist zunächst noch der ganze Lauf einer dem zweiten Hauptstabe des ᛗ parallelen Linie, aber ob sonst Etwas, und was zu derselben weiter gehörte, lässt sich nicht mehr entscheiden: schwerlich war es ein zweiter Verticalstrich, eher ein oberer Seitenast; am unteren Ende des Stabes sind zwar mehrere Ritze und Schrammen bemerkbar, aber keine von ihnen dürfte zu einem beabsichtigten Striche gehört haben, auch nicht die auf unserer Abbildung angedeutete Spur, welche auf dem Original den Stamm nicht unmittelbar an seinem innerhalb einer Verletzung stehenden Endpunkte, sondern bereits etwas höher durchschneidet. Hinter diesem Zeichen fällt am meisten ein verhältnissmässig scharfer und tief herabreichender Querstrich ins Auge, welcher auf der rechten Seite die obere der beiden Kreislinien berührt, während er auf der linken ungefähr in Dreiviertelhöhe des Zwischenraumes aufzuhören scheint. In verticaler Richtung wird diese Linie von mehreren schwer definirbaren Ritzen durchschnitten, von denen die beiden noch einigermassen controlirbaren, so gut es anging, auf unserer Abbildung fixirt wurden. Die erste von ihnen habe ich lange für den Rest eines Runenstabes gehalten, bis es mir wahrscheinlich wurde, dass sie überhaupt nicht einheitlich ist, sondern sich aus zwei verschiedenartigen Theilen, einem unteren Risse und einer denselben nicht genau aufnehmenden oberen Schrunde zusammensetzt. Die zweite angedeutete Spur ist noch unsicherer wie die erste und scheint überdies nach oben hin schräger zu verlaufen, so dass sie schwerlich eine Berücksichtigung verdient. Ausserdem stehen sich beide so nahe, dass höchstens die eine von ihnen als beabsichtigt würde gelten können. Dietrich verzeichnet an dieser Stelle ein reguläres ᚾ, welches so jedenfalls nicht dasteht, während die Abbildung von Stephens mit einer längeren schrägen und einer (unserer ersten entsprechenden) verticalen Linie der Wirklichkeit näher bleibt. Da nun aber der schräge Strich für den Balken eines ᚾ sehr lang ist und zu weit nach unten herabreicht, und der Hauptstrich, falls derselbe überhaupt einheitlich sein sollte, auch zu weit nach links steht, so wird man nothwendig noch die eine dieser beiden Spuren, welche sich gegenseitig ausschliessen, als eine spätere Zufälligkeit betrachten müssen, wofür, wie gesagt, bei der verticalen auch ein äusserer Anhalt vorliegt. War aber die schräge Linie wirklich beabsichtigt, so kann sie kaum zu einem ᚲ, dagegen in einfacher Weise zu einem regulären und den Raum gut ausfüllenden ᛟ vervollständigt werden, von dem man bei angestrengter Beobachtung auch noch weitere Reste wiederzuerkennen meinen könnte. Doch ist die Stelle zu sehr verdorben, als dass sich ein weiteres Eingehen verlohnte.

Die folgende Rune ist unbeschädigt geblieben: sie unterscheidet sich von dem vorhergehenden D lediglich durch die Nuance, dass die beiden Verbindungsstriche nicht ganz bis an die Fussenden der Hauptstäbe herabgeführt sind, sondern die letzteren schon etwas höher treffen. Diese Unregelmässigkeit ist aber höchstens auf der rechten Seite bemerkenswerth und auch hier so geringfügig, dass sie auf keinen Fall ausreicht, das Zeichen anstatt zu einem ᛗ zu einem ᛘ zu machen. Von der nächsten Rune hat nur der verticale Hauptstab seine volle Schärfe behalten; der feine von der Spitze sich abzweigende Seitenast ist sehr verblasst, aber zur Noth noch mit

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blossem Auge zu erfassen; ob zu demselben noch ein Parallelstrich vorhanden war, lässt sich nicht mehr entscheiden. Wahrscheinlich war die Rune ein ᛚ, ᚨ oder ᛗ, alle sonstigen Möglichkeiten scheinen mir schon ferner zu liegen. Von der folgenden sind grade nur einige letzte Reste zurückgeblieben, welche zu einer verticalen Linie gehört haben müssen, die wie es scheint, von dem oberen bis an den unteren Kreisbogen heranreichte und auch auf unserer Abbildung angedeutet, aber um eine Kleinigkeit zu weit nach rechts gerückt ist. Für einen Seitenstrich wäre grade noch Platz vorhanden, ob ein solcher aber dagestanden hat oder nicht, lässt sich absolut nicht mehr ergründen.

Im weiteren Verlaufe ist die Inschrift nicht nur durch Rostfrass, sondern auch durch Falten entstellt, in die sich das Metall gleich beim Walzen geworfen haben muss. Trotzdem können fast alle Runen mit Sicherheit entziffert werden. Auf ein sehr beschädigtes, aber zweifelloses O folgt ein ebenso unverkennbares F. Von den Seitenästen desselben, durch die ein schwerer Riss hindurchgeht, berührt der untere leise den nächsten Verticalstrich, ohne dass auf diese Weise eine Binderune FU, wie Dietrich sie ansetzt, geschaffen würde. Der an das F sich anschliessende Verticalstrich ist vollkommen deutlich, obwohl er innerhalb einer schweren Verletzung steht: er bildet als solcher ein reguläres I, und man könnte höchstens erwägen, ob er nicht ursprünglich noch einen später uncontrolirbar gewordenen Zusatz gehabt hat, der den Charakter des Zeichens veränderte. Der ganzen Constellation nach könnte dabei nur an ein ᚨ (A) gedacht werden, obwohl von den Seitenästen keine irgendwie sicheren Spuren zurückgeblieben sind. Und wenn es wirklich dagestanden haben sollte, müsste seine Form auch in so fern eine unregelmässige gewesen sein, als sich der obere Seitenast nicht unmittelbar von der Spitze, sondern etwas tiefer abgezweigt hätte, wo die sich weiter nach unten hinziehende Verletzung beginnt. Die drei letzten Runen sind wieder mit Sicherheit als LEG zu identificiren. Nur hat das ᚷ (G) des knapp werdenden Raumes halber einen sehr beengten Platz in der Ecke vor der aufgesetzten Platte und in Folge dessen auch eine kleinere Form erhalten. Wenn Dietrich demselben auf der linken Seite noch einen Längsstrich gibt, so hat ihn wohl eine lange, von oben herabkommende Schramme irre geführt, thatsächlich hat das Zeichen niemals einen solchen gehabt, ebenso wenig berührt es sich oben mit dem vorhergehenden ᛗ, so dass es einzig und allein als G aufgefasst werden kann. Neuerdings (1887) ist diese kleine Rune auf dem Original nahezu für das Auge verdeckt, weil die losgelöste Platte inzwischen neu befestigt und dabei etwas in die Höhe gerückt worden ist.

Damit ist die Inschrift zu Ende. Unter der Platte stehen, wie schon Lindenschmit festgestellt hat, keine weiteren Runen. Der Umstand aber, dass die letzte in so nothdürftiger Weise untergebracht wurde, mag wohl darauf deuten, dass mit ihr in der That ein gewisser Abschluss, sei es nun eines Wortes oder Satzes erreicht worden ist.

Die Frage, ob irgendwo innerhalb der Inschrift ähnliche Interpunctionszeichen vorhanden waren wie auf der Spange von Charnay, kann höchstens an einer Stelle entschieden werden. Auf Zufälligkeiten beruhende, punktartig kleine Löcher sind auf der Metalloberfläche vielfach zu bemerken, aber nur in dem grösseren Zwischenraume vor FURAD stehen vier solcher Pünktchen in regelmässiger Weise übereinander und machen einen so beabsichtigten Eindruck, dass man sie wohl als Trennungszeichen wird anerkennen müssen. Im Uebrigen ist die ganze Inschrift leider dermassen beschädigt, dass sich nirgend mehr ein sicheres Urtheil gewinnen lässt. Zweifellos ist nur, dass zwischen FURAD keine solchen Zeichen stehen, und ebenso wenig hinter dem zweiten D (12).

Somit gewinnen wir, wenn wir uns nur an die deutlichen Runen halten, folgende Lesung:

G O : : F U R A D : : D : : O F I (oder A?) L E G

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Doppelpunkte repräsentiren jedesmal den Platz einer Rune, nur ist die Möglichkeit vorhanden, dass an der 3. und 4. Stelle nicht zwei, sondern drei Runen gestanden haben. Ausserdem lassen sich einige andere Zeichen wenigstens annähernd bestimmen. Das 10. war am ehesten ein ᛚ = L, neben dem allenfalls noch I, A, W, E in Betracht kommen könnten, das 13. gleichfalls ein L, A oder möglicherweise ein E, das 11. schien uns einen gewissen Anhalt für die Reconstruction eines ᛟ = O zu bieten. Von den übrigen sind nur einzelne, obwohl nicht ganz unwesentliche Bruchstücke zu erkennen. Mithin werden wir die obige Lesung noch zu

$$\mathrm{GO::}\overset{5}{\mathrm{F}}\mathrm{URAD}\begin{bmatrix}\overset{10}{\mathrm{L}} & : \\ \mathrm{I} & \mathrm{O?} \\ \mathrm{A?} & \\ \mathrm{W?} & \\ \mathrm{E?} & \end{bmatrix}\mathrm{D}\begin{bmatrix}\mathrm{L} \\ \mathrm{A} \\ \mathrm{E}\end{bmatrix}\mathrm{:}\overset{15}{\mathrm{O}}\,\mathrm{FILE}\,\overset{20}{\mathrm{G}}\quad(\mathrm{A?})$$

ergänzen dürfen. Dietrichs Entzifferung GO[DE] FURA DIN DI[NG]O FULED erweist sich theilweise als unrichtig, und seine Uebersetzung: 'Mit gutem Dinge [sei] deine Lebensfahrt gefüllt' ist aus Gründen der Wortstellung und Grammatik gleich bedenklich. Es fragt sich, ob von der etwas gesicherteren Ueberlieferung noch ein wissenschaftlicher Ertrag zu erhoffen ist.

Dass das erste Wort in GO:: enthalten sein muss, lehrt das dahinter stattfindende Spatium sowie die sehr wahrscheinlich vorhandenen Interpunctionszeichen. Das Wort bestand aus vier, möglicherweise auch aus fünf Runen. Und zwar muss, da es im älteren Germanischen keine mit O anfangenden Diphthonge gibt, die dritte von ihnen ein Consonant gewesen sein, der allem Anschein nach mit einem verticalen Hauptstabe begann. In dem letzten Buchstaben dürfte man dann wiederum einen Vocal zu suchen haben, wobei aus paläographischen Gründen nur A, E oder I in Betracht kommen könnten. So verengern sich die Möglichkeiten beträchtlich, und GOMA oder GODE resp. GODA[N?] wäre ungefähr die nächstliegende Ergänzung. GOMA dürfte allerdings nicht dem goth. guma *ἀνήρ*, althochd. alts. gumo, gomo 'Mann' gleichgesetzt werden, sondern würde als die verkürzte Form eines weiblichen Eigennamens wie Gomadrud, Gomahild anzusehen sein. GODA resp. GODE liesse mannigfache Beziehungen zu: beide könnten der Dat. Sing. von god 'Gott' sein, der auch auf dem angels. Kamm von Whitby angerufen wird, oder eine Casusform von gōd 'gut', GODA endlich ein abgekürzter mit Gōd- zusammengesetzter Eigenname. Eine weitere Aufklärung könnten höchstens die nachfolgenden Worte erbringen.

Aber schon die Abgrenzung des zweiten macht erhebliche Schwierigkeiten. Mit FUR ist schwerlich etwas anzufangen. Denn dieses könnte nur die Präposition 'für' sein, deren reguläre altgermanische Form indessen nicht fur, sondern for (fora) und furi lautete[1]. Das verkürzte fur ist im älteren Hochdeutsch und Sächsisch so vereinzelt und unregelmässig, dass man es an unserer Stelle kaum wird verwerthen dürfen. Ebenso wenig lässt sich ein passendes mit fur- komponirtes Verbum oder Nomen ausfindig machen.

Noch grössere Bedenken erregt das von Dietrich bevorzugte FURA, welches er dem althochd. fōra, fuora 'profectio, sustentatio, apparatus escarum' gleichsetzte. Allerdings ist ū für ursprüngliches ō nicht nur in der ältesten Sprache des Niederrheins (vgl. Cruptorix, HLUDENA, auch Ruma wird hierher gehören), sondern ebenso im späteren Fränkischen und Oberdeutschen nachzuweisen und speciell für fura aus den Keronischen Glossen (212, 30) direct zu belegen. Aber es fragt sich doch sehr, ob zwischen diesen Bezeichnungsweisen beider Perioden ein wirklicher Zusammenhang vorwaltet. Derselbe wird sogar höchst zweifelhaft, wenn wir beobachten, dass in

[1] Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XXVI, 30 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den zahlreichen merowingischen Namen altes ō immer als solches wiedergegeben wird. Die ältesten Belege des neuen ū für ō, welche ich gefunden, treten zu Anfang des achten Jahrhunderts gleichzeitig mit den ersten Symptomen der Diphthongirung von ō zu ua, uo (Cruccus, Udalbertus v. J. 706 u. f. im Weissenburger Codex Tradit. neben Chroacus, Muoduni etc.) auf, wodurch sie in einen ganz anderen sprachlichen Zusammenhang gerückt werden. Und wenn wirklich aus der Zwischenzeit, der unsere Spange aller Wahrscheinlichkeit nach angehört, ein oder der andere Beleg vorhanden sein sollte, so würde derselbe doch nicht im Stande sein, die Unregelmässigkeit jener Lautgebung erheblich zu vermindern.

Wenn aber weder mit FUR noch mit FURA etwas Rechtes anzufangen ist, so muss schon, wenn nicht das ganze zweite Wort, so doch die vollständige Stammform desselben in FURAD enthalten sein. Dieses erweckt keinerlei grammatische Bedenken, da FURAD eben nur eine andere Lautgebung für FURD sein würde. Die Entfaltung des svarabhaktischen Vocales in der Nähe von r ist sehr gewöhnlich, seltener allerdings vor nachfolgender Dentalis, aber auch in dieser Stellung mehrfach zu belegen, so in den St. Gall chen Namen Isanharat, Rekinharat v. J. 788, aus den Keronischen Glossen in: fona erathu (für erthu, Althochd. Gl. I, 269, 18), und sonst in uuared (Denkmäler LXXXVIII, 17), garat u. A.[1]. Für den Anlaut Þr- liefert der Name ÞURUÞHILD der Friedberger Spange einen weiteren Beleg. FURD aber entspricht genau dem germanischen Verbalabstractum *fordi-z oder (unter dem Einfluss des i der Ableitungssilbe) *furdi-z, welches sich im Westgermanischen nach dem Wirken der Auslautsgesetze als ford, furd, hochd. furt darstellt. Im Gothischen ist das Simplex nicht belegt, wohl aber das Compositum ga-faurds, welches Marcus XVI, 55, 15. 15, 1 *συνέδριον* übersetzt und ein Synonymum von ga-qumþs (Matth. V, 22) ist, welches seiner etymologischen Bedeutung nach das Zusammen-kommen oder den Ort der Zusammenkunft bezeichnet. Das althochd. furt ist sowohl als Simplex wie als zweiter Theil von Ortsnamen, gleich dem angels. -ford, niederd. -ford, -furd, obschon nur in der Bedeutung von 'vadum, Furt' nachzuweisen[2]. Aber der allgemeinere Sinn 'Bahn, Weg' ist noch in späterer Zeit nicht ganz verschollen, vgl. Parzival 68, 12: 'er muoz suochen furt hinderm ors ûfme grieze' etc.[3], oder bei Luther 'dis leben ist ein furt gen himel in jenes leben' und Frank Sprichw. I, 29: '.. von dem furt der natur aufs färest abwiche'[4]. In der That muss das männliche Abstractum furd, welches zu dem Verbum faran 'sich fortbewegen, fahren' gehört, aber wohl nicht unmittelbar von diesem, sondern von einem zu erschliessenden feran, far etc. abgeleitet ist[5], ursprünglich 'das sich vorwärts bewegen, die Fahrt, der Weg' bedeutet haben, was auch an unserer Stelle einzig und allein denkbar ist.

Die nächstfolgende Rune könnte nur, wenn sie ein I oder E̊ wäre, noch zu demselben Worte gehört haben, doch darf der Nominativ oder Accusativ Singularis FURAD zum Mindesten als ebenso wahrscheinlich gelten, wie eine der Pluralformen. Das dritte Wort aus den spärlichen Buchstabenresten zu reconstruiren, ist eine Unmöglichkeit; die letzteren werden im günstigsten Falle nur der Conjectur einen werthvollen Anhalt zu bieten im Stande sein.

Unsere weitere Aufmerksamkeit wird sich hauptsächlich dem lesbaren Schlusse zuwenden. Wenn die Inschrift vollständig ist, so kann hier als letztes Wort wohl nur FILEG (oder FALEG?)

---

[1] Quellen und Forschungen III, 114. Braune, Althochd. Grammatik S. 53.

[2] Graff, Althochd. Sprachschatz III, 586. Leo, Rectitudines 82, Förstemann II, 598 ff. etc.

[3] Mittelhochdeutsches Wörterbuch III, 448.

[4] Deutsches Wörterbuch IV, 1, 899.

[5] So das Deutsche Wörterbuch, Weigand, Amelung (Zeitschrift für deutsches Alterthum XVIII, 191) u. A. (vgl. QF. XXXII, 152 und Anzeiger für deutsches Alterth. VI, 128), während Paul, Beiträge VI, 123 und v. Bahder S. 65 directe Ableitung von faran befürworten.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

abgetheilt werden, welches in dem Verbum *felhan einen nahe liegenden Anhalt findet. Und auch wenn sie unvollständig ist, lässt sich kaum eine andere Möglichkeit denken. Das gothische filhan übersetzt *κρύπτειν, θάπτειν* (vgl. af- ga- us-filhan und die Substantiva ga-filh, us-filh *ἐνταφιασμός, ταφή*, filigri *σπήλαιον*), ana-filhan *παραδιδόναι*, das Substantivum ana-filh *παράδοσις*; altnordisch fela ist 'verbergen, anvertrauen, unter Jemandes Schutz stellen', angels. feolan 'recondere, subire', ät- be-feolan 'concedere, committere, insistere', altfries. bi-fella 'anbefehlen, überlassen, bestatten', altsächs. bi-felhan 'übergeben, anvertrauen, empfehlen', althochd. felhan, ga-felhan 'condere, componere', bi-felhan 'mandare, commendare, committere'. 'Uebergeben', entweder einer Person oder speciell der Erde (daher 'begraben'), 'Etwas in Jemandes Schutz stellen', durch die That oder das Wort, dürfen wir mithin als die Grundbedeutung des Verbums ansehen. Da nun das Substantivum filh an unserer Stelle schwerlich eine Verwerthung gestattet, so werden wir zunächst an eine Verbalform zu denken haben, als welche sowohl FILEG wie FALEG aufgefasst werden könnten. In beiden Fällen müsste das E als svarabhaktischer Vocal gelten, der sich in diesem Worte durchaus regulär entwickelt hat, und zwar würde die helle Färbung desselben, welche auch im goth. filigri (vgl. Lucas 19, 46: du filegrja þiube) vorliegt, bei hellem Vocal der Wurzelsilbe besonders natürlich erscheinen. Das auslautende G würde man nicht als eine ungenaue Schreibung für H ansehen und aus einer mehr spirantischen Aussprache des fränk. g erklären dürfen, vielmehr wäre an das durch den grammatischen Wechsel entstandene Schwanken zwischen g und h, welches im Althochdeutschen in verschiedener Weise geregelt ist und z. B. auch die Formen farsuuilgit (Pa. Gl. K. I, 38, 12. 108, 7) und uarsuuilhit (Muspilli 53) neben einander bestehen liess, zu erinnern. In -felhan ist später das h allerdings ganz fest geworden, doch stehen demselben im Gothischen noch filigri und fulgins 'verborgen' und weiterhin die stammverwandten altnord. fialgr 'absconditus', althochd. falgian, felgan 'vindicare', altsächs. felgian 'beilegen, anheften' gegenüber.

FILEG wäre danach die zweite Pers. Sing. Imperativi = althochd. -uilih, -uilah 'commenda, vertraue an, befiehl, stelle anheim', wozu alsdann noch ein Dativ gehören müsste, den man passend in GO[DA oder -DE] 'Gott' wiedererkennen könnte. Denn dass dem einfachen Verbum ursprünglich dieselbe Bedeutung wie den Zusammensetzungen mit ana- oder bi- innewohnte, braucht nicht bezweifelt zu werden. Das accusativische Object zu FILEG könnte recht gut in FURAD enthalten sein, da ein symbolisches übergeben und anempfehlen bereits zu der alten Begriffssphäre des Verbums gehört[1]. Nur würde die Wendung eine unvollständige bleiben, so lange nicht das allgemeine FURAD 'Weg, Bahn' eine genauere Bestimmung erhielte, welche nothwendiger Weise die unmittelbar folgenden, nur zum geringen Theil erkennbaren sechs Runen erbracht haben müssten. In der That lassen sich dieselben zu einem Worte ergänzen, welches sich genau mit sämmtlichen Buchstabenresten deckt und den Sinn zu einem hinreichend präcisen gestaltet, nämlich zu ᛚᛟᛞᚨᚱᛟ = LODARO, dem richtigen von FURAD abhängigen Genetiv Pluralis von LODAR, althochd. lotar, welches ursprünglich wohl eine adjectivische Bildung war, aber bereits früh als substantivisches Neutrum nachzuweisen ist. Da dies Wort, soweit ich sehe, die einzige Ergänzung ist, welche sich mit FILEG vereinbaren lässt, so werden wir uns einer Berücksichtigung desselben nicht entziehen können.

In den Keronischen Glossen wird lat. 'cassa' mit 'lotara' übersetzt und durch 'uana, inania', deutsch 'unpidarpi, italida' erläutert. Dieselbe Bedeutung 'eitel, nichtig' liegt ebendort in sub-

[1] Goth. ana-filhan ist *συνιστάναι*, vgl. auch Graff III, 501 ff. und das altnord. Simplex in der Hervararsaga Kap. 11, Sigurdarkv. III, 4.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stantivischer Wendung vor, wenn 'labefactus' durch 'zi lotare kitan' übersetzt und durch 'ad nihilus redactus', althochd. 'zi niuuihti kiuuorfan' paraphrasirt wird[1]. Notker, der lat. 'uana loquuntur' durch 'loter chosont' wiedergiebt, bedient sich des Substantivums loter, um den Gegensatz zur 'Tugend' (angels. dugud), zu demjenigen 'was taugt und wirklichen Werth hat' auszudrücken (mit lotere, nals mit tugede; umbe loter, nals umbe tuged). Auf die speciellere Begriffssphäre werden wir aber erst dort geführt, wo es sich um die Bezeichnung heidnisch-abergläubischer Gebräuche im Gegensatz zum Christenthume handelt. In den alten Glossen des Junius wird 'fascinacio' durch 'purdi loteres' übersetzt[2], dessen speciellerer Sinn fraglich sein kann. Durchsichtiger ist eine andere, durch mehrere Bibelglossare sich fortpflanzende Verbindung. In dem Wiener Codex Nr. 1761 steht: 'Nenias. uanitates uel mendacia seu mortiferos cantus. F(rancice) lotirspracha'[3], in dem St. Galler Nr. 295 aus dem 9. Jahrhundert (und dem Stuttgarter 218): 'Nenias. id est uanitates vel mortiferos cantus . seu spani . siue lotherspracha . quia neni spani uocitantur'[4]. Hieraus dürfen wir folgern, dass spani, lotirspracha und weiterhin auch sisua als synonyme Benennungen für 'neniae' galten und in allgemeinerer Weise als 'uanitates' und 'mendacia', in speciellerer als 'mortiferi cantus' umschrieben werden konnten. Spani ist wörtlich 'das Locken, die Lockung', und etwas Aehnliches wird auch wohl unter der 'Lottersprache', angels. lodrung zu verstehen sein, d. h. es wird in diesem Zusammenhange ebenso wenig wie sisua Lob- oder Klagelieder anzeigen, die dem Todten gespendet wurden, sondern eher mit dem 'sacrilegium super defunctos i. e. dadsisas' des Indiculus superstitionum identisch sein und wirkliche 'mortiferi cantus' bezeichnen, d. i. Zaubersprüche und Beschwörungen von der Art der althochd. helliruna und dohot-(dōt)runa, dem valgalldr, dem 'Todtenzauberspruch' vergleichbar, den Odin nach der Vegtamskv. 4 vor der Wohnung der Hel sprach, mit dem er sie zwang, aus tiefem Schlafe sich zu erheben und ihm über den nächsten Sterbefall unter den Göttern Rede zu stehen. Der Zusammenhang mit Zauberei ist übrigens noch in dem mittelhochd. loterholz, welches zur Zeit des Hans Sachs die Spruchsprecher (oder Lotterbuben) trugen, lebendig geblieben.

Grammatisch ist lodar eine Bildung wie lungar (zu lingan), wacchar u. A., d. h. es wird ebenso wie althochd. sumar-lota 'uirgulta, palmites i. e. qui una aestate creverunt' zu germ. liudan 'sprossen, wachsen' gehören und aus der Bedeutung 'jung wachsend, sprossend' eine Bezeichnung für dasjenige geworden sein, was noch schwach und hinfällig, nicht fest und kräftig

---

[1] Althochd. Glossen I, 70, 17—19. 205, 18. 19, vgl. Graff II, 203 ff.

[2] Althochdeutsche Glossen I, 560, 11.

[3] Ebenda I, 299, 4 vgl. 300, 28.

[4] An den letzten Satz, der bei Steinmeyer-Sievers S. 299 fehlt (vgl. Hattemer I, 224), wird als ein neues selbständiges Glossem zu 'Nenias' ein sehr merkwürdiger Excurs geknüpft. Es heisst daselbst weiter: 'uel aliter hiberia bestia dicitur et solet in tumulis morare ac significat mortalitatem uocemque simillimam ueterane matri'. Diese Angabe beruht theilweise sicherlich auf einer aus dem volksthümlichen Aberglauben geschöpften Kunde, theilweise auf einem ausgesuchten Missverständniss. Der Glossator merkte offenbar nicht, dass das vorhergehende spani ein deutsches Wort (vgl. altd. spanan, spanjan 'allicere, locken, herbeilocken', ahd. ga-spanst 'illecebrae, Gespenst') und ein Synonymum von lotarspracha war. Dasselbe entstammt allerdings, wie das Fehlen des Umlautes erweist, einer älteren Quelle, aber dies hätte ihn noch nicht zu veranlassen brauchen, daraus eine spanische oder 'hiberische Bestie' zu machen. Der Volksglaube meinte sicherlich einen einheimischen, durch seinen schauerlichen Ruf einen nahen Sterbefall ankündigenden Vogel, der gerne auf Friedhöfen weilte, vielleicht die Eule (vgl. die griechische *στρίγξ ἐπιθύμβιος*) oder die wilde Holztaube (vgl. die goth. hraiwadubo 'Leichentaube' und ahd. holzmovum = ululae, Ahd. Gl. I, 589, 28), der im heutigen Aberglauben vielfach dieselbe Rolle wie dem Uhu zuertheilt wird. Überdies weist die 'uox simillima ueterane matri' deutlich auf einen der volksthümlichen Namen dieses Wesens wie 'Klagemuhme, Klagemutter' oder bloss 'Wehklage' (Mythologie [4] II, 950) hin. Durch dies Missverständniss von spani wird weiter auch klar, wieso die Glosse einer anderen Handschriftensippe zu demselben Verse der Genesis dazu kommen konnte, sogar von 'spanischen Zauberreden' zu fabeln, vgl. Ahd. Glossen I, 304, 12: 'Hiberas nenias, spaniskiu giposi . uel lotarspraha; spanisciu giposi sisuva'.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und deshalb nichtig und eitel ist. Vom antiheidnischen, christlichen Standpunkte aus geprägt, ist das Wort gleichwohl kein harter und feindlicher, sondern ein nachsichtiger und versöhnlicher Ausdruck für heidnisches Wesen. So konnte man wohl im Gegensatz zu dem im Christenthum liegenden Heil das noch mannigfach in heidnischen Gebräuchen befangene weltliche Leben und Treiben, denn Beides liegt in FURAD, eine Fahrt, einen Weg der Hinfälligkeit und Nichtigkeit nennen und denselben dem Schutze Gottes anempfehlen. Mit dem Sinne 'Deo iter uanitatum commenda' oder zu Deutsch 'Den Weg der (irdischen) Hinfälligkeit stelle in Gottes Schutz' liesse sich recht wohl auskommen, und einen anderen wüsste ich mit dem Imperativ FILEG nicht in Zusammenhang zu bringen. Der geistliche Inhalt braucht nicht zu befremden. Alle Worte fügen sich in grammatischer und syntactischer Hinsicht einfach und befriedigend. Auch der Genetiv Pluralis des Abstractums anstatt des uns geläufigeren Singularis, ist durchaus dem alten Sprachgebrauche gemäss.

Sollte indessen FALEG dagestanden haben, so wäre allenfalls auch diese Form als die 1. oder 3. Person Singularis Präteriti desselben Verbums = althochd. -ualach, -falh erklärbar. Hinsichtlich der Bedeutung könnte an den nordischen Stein von Björketorp erinnert werden mit seinem GINARUNAR . . FALAH 'Zauber(?)-Runen barg ich' und der sich daran anschliessenden Verwünschung. Aber ich weiss nicht, ob GO[DAN] FURAD . . . . . FALEG 'Gute Fahrt barg ich für . .' wirklich einen erträglichen Sinn gibt, obwohl ein in die Lücke passender weiblicher Eigenname vielleicht noch ausfindig zu machen wäre. Auch ahd. falgian (Graff III, 499 f.) würde in Betracht kommen können für den Fall, dass der Schluss der Inschrift verstümmelt ist.

Nachdem diese Möglichkeiten erörtert sind, auf welche die Ueberlieferung uns zunächst führt, dürfen wir es getrost der Zukunft überlassen, ob sie noch nach irgend einer Seite hin eine wirkliche Entscheidung herbeizuführen im Stande ist.

VI.

DIE SPANGE VON FREILAUBERSHEIM.

Verhältnissmässig gut erhalten ist die Inschrift einer zweiten rheinhessischen Gewandnadel, welche zu Freilaubersheim, etwa eine Meile südöstlich von Kreuznach im Nahegau gefunden wurde[1]. Bei Gelegenheit von Erdarbeiten kam daselbst auf dem Pfarracker eine Anzahl von Waffen und Schmuckgegenständen zu Tage, welche den Pfarrer Kamp bewogen, auf seinem und dem benachbarten Grundstücke mit Unterstützung des Vereins für rheinische Geschichte und Alterthümer und unter Leitung des Herrn Director Lindenschmit während der Jahre 1872/73 und 1876 umfassende Nachgrabungen zu veranstalten. Es ergab sich, dass man es mit einem regelmässigen kleinen Friedhof zu thun habe, der sich 'von einem Hügel gegen die Kirche und Landstrasse hin in südöstlicher Richtung herabzog' und aus zwei Schichten bestand, einer oberen und einer noch älteren unteren. Die untere Schicht umfasste 10 Brandgräber mit Beigaben aus Stein und Thierknochen nebst einem dazu gehörigen 'Brennofen', die obere 21 Reihengräber von dem üblichen Typus. Die letz-

[1] Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts und Alterthumsvereine 1874, S. 21 f., 1876, S. 99. Eine zusammenfassende Beschreibung ist nicht erschienen.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teren lagen $1^1/_2$—3 Meter tief unter dem Boden, waren durch aufgehäuftes Gestein gesichert und theilweise 'mit Trümmern von Römerbauten eingestampft', trotzdem aber mehrfach durch Grabraub älterer Zeiten zerstört. Doch enthielt noch die Hälfte von ihnen zahlreiche Beigaben, so dass annähernd 200 Gegenstände aufgelesen werden konnten. An verschiedenen Gräbern standen Steinsäulen, z. Th. von erheblicher Dimension (eine derselben wog 42 Centner), von denen einige mit den übrigen Funden dem Mainzer Centralmuseum übergeben worden sind.

Die Taf. II, Fig. 6 abgebildete Spange lag, wie Lindenschmit berichtet[1], neben einem weiblichen Skelette. Ausser ihr wurden demselben Grabe enthoben: eine zweite gleichartige Silberspange ohne Inschrift, zwei kleinere rosettenförmige, mit Almandinen besetzte Gewandnadeln aus vergoldetem Silber, eine Halskette von Perlen aus Glasfluss, bunt gefärbtem Thon und Bernstein, ein grosser Spindelstein von geschliffenem Bergkrystall, ein kleines Beschlägstück mit zwei Ringchen, zwei Schuhschnällchen aus Erz, eine grössere Schnalle aus Eisen, ferner ein Trinkbecher aus Glas und ein Thongefäss, — die Beigaben einer zweifelsohne im Leben angesehenen fränkischen Frau. Eine wohlhabende und von der gewerblichen Kunst nicht unberührte Bevölkerung führen uns auch die übrigen Fundstücke vor Augen[2]. Ihrem archäologischen Charakter nach stehen dieselben den in Charnay entdeckten sehr nahe, nur fehlen die für das alte Burgund charakteristischen Stücke, vor Allem die schön gemusterten und mit Silber tauchirten Schnallen und Eisengeräthe. Dass alle erhaltenen Reste der unmittelbar nach der Völkerwanderung beginnenden Culturperiode angehören, darf wohl als sicher gelten. Von specielleren chronologischen Anhaltspunkten sind nur wenige vorhanden. In Betracht kommen zunächst zwei gleichartige, in einem Kindergrabe gefundene Bracteaten, deren einer bei Lindenschmit abgebildet ist[3]. Derselbe gehört schon zu den verwilderten Vertretern seiner Gattung und wird deshalb ungefähr gleichaltrig sein mit den hannoverisch-meklenburgischen und den späteren nordischen Bracteaten, mit denen er sich in Bezug auf die Technik näher berührt. Ebenso wie auf den sonst abweichenden aus Landegge in Hannover[4] und manchen nordischen sind auch hier die einzelnen Körpertheile in sehr zerstückelter und unkenntlicher Weise wiedergegeben. Auch die Darstellung, welche uns einen Kopf im Profil nebst zwei Armen zeigt, von denen die Hand des einen den abgespreizten Daumen vor die Nase oder den Mund hält, während der andere nach hinten über den Kopf zurückgebogen ist, findet vielleicht eine weitere Anknüpfung. Die auf dem Haupte sitzende Zackenkrone scheint wenigstens in Deutschland noch nicht nachgewiesen zu sein. Von den Münzen war die eine durch Oxydation bereits vollständig aufgelöst, die andere wird als 'ein Kleinerz aus der letzten römischen Kaiserzeit' bezeichnet, während die dritte, allein wichtige, der Aufschrift D(ominus) N(oster) BADUILLA zu Folge von dem Ostgothenkönig Totila (541—552) geprägt worden ist. Danach mag die Benutzungszeit des kleinen Friedhofes wohl in die zweite Hälfte des sechsten und in das siebente Jahrhundert zu verlegen sein.

Die auf der Rückseite der Spange von Lindenschmit entdeckte Inschrift wurde zuerst von Rieger[5] publicirt, dem sich Lindenschmit[6] fast in allen Punkten anschloss, während Stephens[7] auf Grund eigener Nachprüfungen einzelne Irrthümer, besonders in Betreff der letzten undeutlicheren

---

[1] Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit III, im Text zu Heft 4, Taf. 6.

[2] AaO. III, 4, 6 und 10, 6 Nr. 10. Vgl. Katalog der Berliner Ausstellung S. 213 f.

[3] AaO. III, 4, 6 Nr. 5.

[4] Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1860, Taf. I, 7. II, 8.

[5] Zeitschrift für deutsche Philologie V (1874) S. 375 ff.

[6] AaO. III, 4, 6 Nr. 1b.

[7] The old northern Runic monuments III (1884) S. 109 ff. Handbook S. 70.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Runen berichtigen konnte. Ich selber habe das Original wiederholt untersucht und danach gestrebt, die Abbildung demselben so nahe wie möglich zu bringen, so dass ich mich bei der Beschreibung werde kürzer fassen dürfen.

Die Inschrift besteht aus zwei Reihen, einer oberen und einer unteren, welche beide von links nach rechts laufen und in der Mitte durch Zeilenstriche getrennt sind. Alle Runen waren ursprünglich, soweit nicht äussere Umstände hemmend entgegenwirkten, scharf und deutlich eingeritzt. Die obere Zeile hat bereits Rieger richtig als

B O S O ¦ W R A E T R U N A ¦ ¦

gelesen. Das erste Wort ist als solches durch eine am Schluss desselben angebrachte Interpunction gekennzeichnet, welche aus zwei übereinander gestellten Strichen besteht. Was bei Rieger und Lindenschmit wie ein zwischen ihnen angebrachter Punkt aussieht, ist in Wirklichkeit eines von den im Metall mehrfach vorhandenen Löchern, das sich überdies nicht zwischen, sondern rechts seitwärts von den Strichen befindet. Die 6. Rune weicht von denjenigen Formen des R, welche wir bisher antrafen, in stärkerer Weise ab und nähert sich mehr dem uncialen römischen R, von dem sie sich wesentlich nur dadurch unterscheidet, dass bei ihr ebenso wenig wie bei den früher besprochenen Zeichen, eine Berührung zwischen der mittleren Einbiegung der Seitenstriche und dem Hauptstabe vorhanden ist. Dieselbe Form kehrt an 10. Stelle wieder, wo das obere Seitenstück nur mehr abgerundet und nicht so eckig ist, wie die bisherigen Abbildungen es darstellen. Vor der letzteren Rune, mit der ein neues Wort beginnt, fehlt das Interpunctionszeichen, offenbar wegen des bereits sich geltend machenden Raummangels, der weiterhin auch veranlasste, dass die letzten Runen sehr nahe an einander gerückt werden mussten. Doch kann bei RUNA insofern ein neues Einsetzen beobachtet werden, als die durch den Raum geforderte tiefere Grundlinienstellung der Striche erst bei ihm durchgeführt worden ist. Obwohl die Oberfläche der Spange an dieser Stelle stark abgerieben ist, kann man das ganze Wort noch deutlich erkennen. Bei dem ᛏ (12) haben sich Rieger und Lindenschmit, wie ich glaube, durch einen Metallschimmer leiten lassen, den kleinen Querstrich, der mir auf dem Original noch wahrnehmbar erscheint, in umgekehrter Richtung anzubringen; auch Stephens schloss sich hierin seinen Vorgängern an, obwohl er sich darauf beschränkte, nur die eine (rechte) Hälfte des Querstriches zu reproduciren[1]. Hinter der 13. Rune ist der eine Interpunctionsstrich unmittelbar über dem oberen Seitenast des ᚨ ziemlich deutlich, der untere dagegen nur mit grosser Mühe aufzufinden. Ausserdem war offenbar noch ein letzter, zusammenhängender Verticalstrich dazu bestimmt, die ganze obere Reihe auf dieser Seite einzurahmen und abzuschliessen. Denn die Striche, welche die bisherigen Herausgeber noch hinter demselben verzeichnen und für Runen halten, bin ich nicht im Stande zu entdecken, dagegen überzeugt, dass an dieser Stelle niemals Buchstaben gestanden haben können. Den Raum zu beschreiben, verhinderte schon der schwere und sicherlich alte Riss, welcher gleich hinter dem Einrahmungsstriche beginnt und tief in das Metall einschneidet.

Die Entzifferung der unteren Reihe ist mit grösseren Schwierigkeiten verküpft, weil die Zeichen allem Anschein nach schon während des Gebrauches der Spange flacher geworden und theilweise nahezu fortgerieben sind. Die beiden ersten unmittelbar unter der Nadelhülse stehenden waren überdies wohl von vorn herein des behinderten Raumes halber nicht durchweg gleich fest

---

[1] [Mag man die Deutlichkeit des Querstriches auch verschieden beurtheilen, so findet die Vermuthung, welche Wimmer, Die Runenschrift S. 106 f. daran knüpft, in der Ueberlieferung dennoch keinen Anhalt.]

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und sicher eingeritzt. Am schärfsten ist die erste verticale Linie, welche oben noch in einer bogenförmigen Verlängerung unter dem Widerlager hinzieht, um so, wie es scheint, zugleich einen Anschluss an die mittleren Zeilenstriche herzustellen. Schwächer und ungleichmässiger sind die Seitenstriche, welche sich von den zufälligen, durch die Gewandnadel selber hervorgebrachten Ritzen nicht allzu sehr unterscheiden. Doch glaube ich, dass nicht nur der obere, sondern auch der mit ihm zusammentreffende untere Seitenast, welche zusammen ein reguläres runisches ᚦ (Þ) ergeben, als beabsichtigt werden gelten müssen, eine Annahme, welche alle früheren Herausgeber theilen. Auch die beiden Schenkelstriche des folgenden ᚲ (K) sind nicht gleichmässig scharf gezogen. Hinter demselben ist noch ein oberer Interpunctionsstrich, den Rieger fälschlich für eine Rune hielt, äusserst schwach erkennbar, während der dazugehörige untere völlig verschwunden ist.

Die folgenden Buchstaben haben wieder einen festeren Charakter, nur sind einzelne Striche nahezu fortgerieben. Die Gestalt des ᚺ ist etwas ungewöhnlich, aber bestimmt zu erkennen. Man könnte schwanken, ob es ein D oder M sei, wenn nicht die angelsächsischen Inschriften dieselbe Verlängerung der Hauptstäbe über die oberen und unteren Ansatzpunkte der Verbindungsstriche hinaus bisher ausschliesslich bei der D-Rune aufwiesen[1]. Das folgende ᚨ (A), welches ebenso tief wie alle übrigen Zeichen herabreicht, ist fast erloschen, aber dennoch sicher; die 5. Rune wird man nicht für ein ᚦ, sondern wie schon Stephens annahm, nur für ein ᚦ (Þ) halten dürfen, da der untere Seitenstrich bei günstigem Lichte noch ziemlich deutlich hervorschimmert. Bei dem folgenden ᛇ (6) ist der Hauptstrich gleichfalls nahezu verschwunden, während die Seitenstriche schärfer geblieben sind und der untere durch eine im Metall liegende Zufälligkeit sogar noch ein verlängertes Aussehen erhalten hat. Wegen der Bedeutung der Rune kann auf das bei der Spange von Charnay (S. 66 f.) Bemerkte verwiesen werden. Den Beschluss dieses Wortes machen ein regelmässiges N und A, hinter dem wiederum zwei Interpunctionsstriche angebracht sind.

Die Runen des letzten Wortes sind nicht mehr alle zu entziffern. Sicher ist das erste G und das unmittelbar folgende, etwas tiefer stehende O. Dann kommt ein einzelner Verticalstrich, der aber schwerlich ein blosses ᛁ war, sondern noch durch einen einzelnen Seitenstrich, sei es nun zu einem ᛋ oder ᚴ, zu vervollständigen sein wird. Unsere Abbildung, welche das auf dem Original am meisten Hervortretende reproduciren sollte, scheint die letztere Möglichkeit zu befürworten. Die nächste Rune gestattet dagegen, wie auch Stephens anerkannte, nur eine einzige Ergänzung: zu demselben ᚺ, welches uns schon an der dritten Stelle der unteren Reihe entgegentrat. Das aller Wahrscheinlichkeit nach letzte Zeichen ist durch einen dicken Fleck und eine im Metall liegende Anschwellung unleserlich geworden. Zwar scheinen auf und neben der Anschwellung noch einige Kritze vorhanden zu sein, welche vielleicht zu der Rune gehörten, aber zu einer sicheren Ergänzung führen sie nicht. Ich habe an ein ᚨ gedacht, und dieses scheint auch die Zeichnung von Stephens zu empfehlen, doch ist dies eben nur eine vielleicht nicht unbegründete Muthmassung. Zum Schluss bemerke ich noch einen oder zwei sehr schwache Verticalstriche, von denen der letzte die Inschrift wohl ebenso einrahmen sollte, wie dies bei der oberen Zeile der Fall ist, während der vorhergehende als ein Interpunctionszeichen aufzufassen sein wird.

Somit dürfen wir die untere Reihe als

ᚦᚲ'ᚺᚨᚦᛇᛋᚴ¦ᚷᛟ:ᚺ:ᛁ

ÞK'DAÞ̣NA¦GO:D:ᛁ

[1] In den Inschriften von Ruthwell, Whitby, Lancaster, Hartlepool, Bewcastle, Falstone, Dover, Thornhill.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

transscribiren, indem wir für die 6. Rune, ebenso wie auf der Spange von Charnay, den auch hier einzig möglichen Lautwerth e^i resp. i einsetzen.

Die Uebersetzung der oberen Reihe BOSO WRAET RUNA als 'Boso ritzte die Rune (die Runen)' hat von vorn herein keine Schwierigkeiten gemacht.

BOSO ist die vielfach nachweisbare, abgekürzte Form eines zusammengesetzten Eigennamens wie Boso-gast, Boso-chind etc. Bei den fränkischen und oberdeutschen Stämmen ist dieselbe seit alter Zeit eingebürgert. Gregorius Turon. nennt drei verschiedene Boso, Venantius Fortunatus einen Boso referendarius, Theophylactus VI, 3, 6 einen fränkischen Gesandten *Βόσος*; ein anderer merowingischer Boso kommt in einer im Allgemeinen unverdächtigen Urkunde v. J. 615[1], ein weiterer i. J. 662 vor[2], denen sich Bosolenus, Boso, Bositto v. J. (662.) 690. 691[3] und viele Andere anschliessen. Aus Niederdeutschland können wir den Namen naturgemäss erst später nachweisen: wie geläufig derselbe aber in Westfalen war, lehrt der Umstand, dass allein die Freckenhorster Heberolle nicht weniger als fünf oder sechs Träger desselben Namens aufführt[4], denen sich in den Urkunden noch manche andere anreihen. In den angelsächsischen Urkunden ist Bosa seit dem Ende des 7. Jhdts. mannigfach zu belegen[5], ebenso erwähnt die Sachsenchronik zum Jahre 678 einen Bosa, Bischof von Deira, und Beda neben Bosa, Bosel eine Ortschaft Bosanhamm. Bei den Westgothen taucht der Name dagegen erst zu einer Zeit auf, wo bereits eine starke Durchsetzung derselben mit fränkischen Elementen stattgefunden hat[6]. Auch im Norden ist Bosi verhältnissmässig selten, aber dennoch sicher zu belegen.

Die Länge der Wurzelsilbe wird durch die Doppelschreibung Booso der Feuchtwanger Verbrüderungsliste[7], sowie durch die althochd. Diphthongirungen Buoso, Buaso etc.[8] erwiesen. Dieses ō muss auch bereits in die germanische Zeit zurückreichen und kann nicht erst im Althochd. aus *au monophthongirt sein, wie angls. Bosa, altn. Bosi lehren. Damit wird zugleich der etymologische Zusammenhang des Namens fest begründet: er muss zu althochd. gi-posi, gi-puosi 'neniae'[9], dem Abstractum bosa, welches einmal 'neniae', sonst 'ineptas' oder 'nugas' übersetzt[10], sowie zu dem abgeleiteten Verbum boson (thu bosos 'nugaris, deliras' Cod. Bern. 257[11]) gehören, denen sich weiterhin noch ahd. gibosare und bosilinc 'nugator'[12] anschliessen. Der ursprüngliche Sinn der Wurzelsilbe ist aber natürlich nicht nach Massgabe der letzteren verblassten Uebersetzungen, sondern an der Hand der alten Bibelglossen zu bestimmen, in denen giposi und bosa synonym mit sisua und lotirspracha steht, sodass BOSO weder ein Thor noch ein Possenreisser und Schwätzer ist, sondern ein Beschwörer oder Besprecher, ein der geheimnissvollen Zauberformeln kundiger Mann. Und diese Annahme wird noch weiter bestätigt, wenn wir sehen, dass das Verbum basan, bōs, welches Boso und gi-puosi etc. zur Voraussetzung haben, in den sinnverwandten altslav.

---

[1] Pardessus Nr. 230.

[2] Ebenda Nr. 345.

[3] Nr. 347. 412 etc.

[4] Heyne, Kl. altniedd. Denkmäler VI, Z. 146. 208. 213. 444. 456. 567.

[5] Birch I, 101 ff.

[6] Bosolenus v. J. 773, Hist. de Languedoc II, 42, Boso v. J. 834.

[7] Liber Confraternitatum Aug. 129, 12.

[8] Förstemann I, 277 f.

[9] Ahd. Glossen I, 304, 12—15. 310, 46 und Gl. Sal. bei Graff III, 217.

[10] Ahd. Gl. I, 777, 2. II, 500, 59. 528, 15.

[11] Ebenda II, 361, 43; vgl. auch das niederdeutsche basen 'unsinnig reden, handeln' (Grimm Wb. I, 1148, Mnd. Wb. I, 156).

[12] Ebenda I, 633, 41; — vgl. Graff III, 216 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

basnь 'fabula, incantatio', serb. basma 'Zauberspruch', kleinruss. basńa 'Klatsch' etc. nebst den dazugehörigen Verbis altslav. bajati, bają 'fabulari, incantare, mederi', bulg. baja 'Zaubersprüche hersagen, dadurch heilen' etc.[1] und der ganzen übrigen Sippe seine weitere sprachliche Anknüpfung findet[2].

Zwischen dem BOSO unserer Inschrift und dem rheinhessischen Fundort der Spange meinten Schneider[3] und Rieger noch eine besondere Beziehung aufdecken zu können, indem sie seinen Namen mit dem etwa eine Stunde von Freilaubersheim entfernten Dorf Bosenheim in Verbindung brachten. In der That könnte Bosenheim sehr gut auf ein altdeutsches Bosinhaim zurückgeführt werden und BOSO sich dazu ähnlich verhalten, wie die im Prolog zur Lex Salica aufgeführten Bodogastis, Salegastis und Widogastis zu ihren Heimatsorten Bodocham, Salcham und Widocham. Indessen ist nicht Bosinhaim, sondern Basinheim die einzig sicher bezeugte Namensform dieser Ortschaft aus älterer Zeit (in den Jahren 1125 und 1148)[4], so dass wir uns mit einer etwas entfernteren Verwandtschaft werden begnügen müssen. Wie es sich mit dem Bosenberg verhält, in dessen Nähe Bosenheim liegt[5], lässt sich nicht mehr entscheiden: er kann gleichfalls ein Basinberg, könnte aber auch — ebenso wie der i. J. 853 aus dem Luxemburgischen nachweisbare Wald Buosinesberch[6] — ein Bosinberg oder Bosinesberg gewesen sein. Dagegen sind unter den Ortsnamen des Wormsgaues im 8. und 9. Jahrhundert Bosinesheim und Buosanheimero marca sicher belegt[7], so dass der Name auch so noch einen starken localen Anhalt behält. Die Endung von BOSO ist diejenige des fränkischen Nominativ-Sing. Masc., welcher sich von dem ober- und niederdeutschen nicht unterscheidet, während er im Friesischen, Angelsächsichen und Nordischen vielmehr Bosa gelautet haben würde.

Die grammatische Bestimmung von WRAET unterliegt gleichfalls keinem Zweifel: es kann nur die 3. Sing. Praet. von dem Verbum wrītan 'reissen, schlitzen' sein, welches als technische Benennung für die älteste Art des Runenschreibens mannigfach bezeugt ist. Auf altgermanischer und gothischer Stufe würde die Form wrait, auf angels. wrāt, auf altsächs. wrēt, auf fränkisch-oberdeutscher (wraiz) reiz zu lauten haben. Der Stand der Consonanten ist in sofern bemerkenswerth, als er zwei chronologische Anhaltspunkte darbietet. Zunächst macht das im Anlaut erhaltene W wahrscheinlich, das die Inschrift älter als das Jahr 750 ist, denn um diese Zeit ist im Rheinfränkischen, an das wir uns zunächst zu halten haben, das w vor r bis auf wenige Nachzügler fortgefallen[8]. Auf ein noch höheres Alter deutet das auslautende T, welches die Inschrift überhaupt als eine vorhochdeutsche kennzeichnet. In den Weissenburger Urkunden ist auf germa-

---

[1] Miklosich, Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen S. 5.

[2] Von dem Verbum '*basan' ist auch ahd. basa 'amita', nhd. 'Base' schwerlich zu trennen: die Base wird also weder ein indog. Verwandtschaftsname noch nach Bugges Erklärung (Paul u. Braune XIII, 175 f.), welche auch Kluge für die neue Ausgabe seines etym. Wörterbuches verwerthet, aus *bádurswésō 'Vater-Schwester' entstellt sein. Vielmehr haftet ihrem Namen, der sie als eine Besprecherin, Erzählerin und weiterhin auch Schwätzerin charakterisirt, schon ursprünglich diejenige Nuance an, welche wir noch heute empfinden und die in den volksthümlichen Frau Basen-gesprächen, Klatsch-basen etc. zu Tage tritt. Dass diese Rolle im Gegensatz zur 'Muhme' der Schwester des Vaters zuertheilt wurde, wird sich wohl daraus erklären, dass die letztere eben häufiger als die Schwester der Mutter in dem väterlichen Hause zurückblieb.

[3] Correspondenzblatt 1874, S. 22.

[4] Beyer, Mittelrheinisches Urkundenbuch I, S. 511 und 612.

[5] Bädekers Rheinlande 1886, auf der Karte nach S. 222.

[6] Beyer I, S. 89.

[7] Förstemann II, 308 f.

[8] Denkmäler S. IX, vgl. Kögel, Beiträge IX, 323 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nischem Sprachgebiete (zu dem der Saargau nur in bedingter Weise gerechnet werden kann) schon von Anfang an, d. h. vom Jahre 695 ab, kein t für hochd. z mehr nachzuweisen, und ebensowenig ist dies in den Lorscher Urkunden der Fall. In Thüringen ist zwischen 704 und 716 das t allerdings noch bewahrt[1], aber dieses Gebiet liegt dem Niederdeutschen auch bereits ein gutes Theil benachbarter. Vor dem Jahre 695 vermag ich aus dem siebenten Jhdt. keinen einschlägigen Beleg namhaft zu machen, da die Urkunde Nr. 342 (v. J. 661) bei Pardessus mit 'Strazburgensis' keine Verwerthung gestattet. Gregor von Tours sagt 'Strateburgus urbs' (391, 5) und 'Argentoratum quod nunc Stradeburgum vocant' (433, 20), ebenso wie die späteren Autoren. Aber dieser Name ist überhaupt kein rechter Beleg, da er noch zu einer Zeit, wo die Verschiebung sicherlich schon eingetreten war, gelegentlich als Stratoburga[2] ruhig weiter geführt wird. Dass unsere Inschrift nicht nach dem siebenten Jhdt. abgefasst sein kann, dürfen wir mithin der Form WRAET wohl mit Sicherheit entnehmen.

Während so die Consonanten genau dem vorhochdeutschen Lautstande entsprechen, fordert der Diphthong AE, an dessen Stelle wir vielmehr AI erwarten, noch eine besondere Erklärung. Eine andere Schreibung für ē dürfen wir in demselben schwerlich suchen, da ein solches in den entsprechenden Fällen im Fränkischen niemals vorhanden gewesen ist. An eine sächsische Herkunft der Inschrift würde aber nur im äussersten Notfalle zu denken sein. Thatsächlich bedürfen wir indessen keiner auswärtigen Anlehnung, wenn wir nur im Auge behalten, dass das altgermanische ai, ebenso wie lat. ai und ae, kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Laut war, dessen beide Elemente gesondert ausgesprochen wurden, und von denen das zweite, weniger betonte, im älteren Westgermanischen mehrfach einen weniger festen Charakter bewährte. Denn wenn man auch die römischen Schreibungen wie Caesia silva (althochd. Heisi-wald), Bojohaemum etc. noch in eine besondere Tradition rücken mag (Zeuss-Ebel S. 30), was bei germ. kaisar für lat. Caesar schon weniger angeht, so wird jene Aussprache doch durch den Gang der späteren Sprachentwicklung und mannigfache Schreibungen hinreichend erwiesen. Die angels. und friesische Monophthongirung von ai zu ā kann nur auf einem Verstummen des zweiten nachklingenden Elementes und gleichzeitiger Dehnung des ersten beruhen. Derselbe Vorgang lässt sich in mehr oder minder umfänglicher Weise auch aus anderen Dialecten nachweisen. Im Salfränkischen, in dem später ei die reguläre Form des Diphthonges wurde, ist in den Handschriften der Lex Salica ein buntes Spiel der Vocale zu beobachten, so dass für goth. haims, althochd. heim die ganze Skala: haim, haym, haem, haam, ham und heim, heym neben einander zu belegen ist. Ebenso stehen in den merowingischen Urkunden des 6. bis 8. Jhdts. neben den üblichen Formen mit ai solche mit ae und a: so in dem öfter belegten Namen Vulfolaecus für Vulfolaicus, Cadolacus für Cadolaicus, Gaelsinda, Galsuenda, Gaeleramnus für Gailsinda etc., Chaeno neben Chaino und Chagno[3]. In den ältesten Weissenburger Urkunden, welche dem Fundort unserer Spange schon mehr benachbart sind, sind nicht nur die Schreibungen ag für aj (hagmi = haimi, stagni = staini, -hagdis für haidis), sondern auch die monophthongischen ā für ai (Hamericus, Alolachus etc.) zu beachten[4], denen sich in etwas späterer Zeit, wo das a_i bereits zu e_i geworden ist, hier und in anderen Gegenden noch mannigfache ē für reguläres ei anschliessen. Braune will die letzteren auf Schreifehler und orthographische Nachlässigkeiten zurückführen, aber dafür sind sie doch allzu zahlreich. In Wirklichkeit können

---

[1] Denkm. S. IX.

[2] Formulae ed. Zeumer S. 419, 14.

[3] Tardif Nr. 34. 38. 78. 25. 32, Gregorius IV, 28 etc., vgl. auch Diez, Rom. Gram. [4] I, 429.

[4] Socin S. 226, vgl. Müllenhoff, Zeitschrift für deutsches Alterthum XII, 299.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir dieselben mit dem älteren ā für ai und dem niederd. und fries. ē für ei in eine Reihe stellen und für sie alle eine ähnliche Aussprache des Diphthongs voraussetzen, wie sie für die heutigen südfränkischen und oberdeutschen Volksdialecte mehrfach bezeugt ist. So bemerkt Lienhart[1] über die Mundart des mittleren Zornthales: 'Die Diphthonge sind als Doppellaute erhalten; sie werden nicht monophthongirt wie im Neuhochdeutschen. Zu beachten ist dabei, dass durchweg der erste Vocal die Präponderanz über den zweiten hat, dass die Mundart also nur fallende Diphthonge besitzt'. Etwas Aehnliches habe ich in sehr klarer Weise in einer abgelegeneren Gegend des Berner Oberlandes beobachtet, wo das e von ei (z. B. in Hé¡menschwand) vollkommen für sich articulirt und das eine kürzere Dauer beanspruchende i, wenn auch in reiner Articulation, nachgezogen wurde. Dasselbe war bei ou = neuhochd. au der Fall, so dass der Staufen vielmehr Stó$_u$fe gesprochen wurde u. A. m. In dem ganzen Gebiete von der Nahe bis zur Fulda ist im Laufe der Zeit der Zug zur Monophthongirung durchgedrungen, so dass sich hochd. ei hier durchweg als ā darstellt (wass, haam, klaaner = weiss, heim, kleiner). Welchen Weg die letztere Entwickelung genommen hat, lässt sich freilich bei dem fast gänzlichen Mangel an den die eigentliche Volkssprache repräsentirende Quellen ebensowenig feststellen, als wann die entscheidende Wendung eintrat. Uns mag es genügen, dass das WRAET unserer Inschrift, dem Rieger noch das raet = rait des Hildebrandsliedes (Vers 22) zur Seite stellt, in der vulgären Aussprache eine genügende Erklärung findet. Denn dass das zweite nachklingende Element des noch durch keine Schriftsprache gefestigten Diphthonges nicht nur als i, sondern leicht auch als e aufgefasst werden konnte, wird man wohl nach dem Bemerkten ohne Bedenken zugeben. Damit schwindet zugleich der einzige Anhalt, der Wimmer dazu veranlassen konnte, die Insc[illegible]ift ungeachtet ihres fränkischen Fundortes für eine niederdeutsche zu erklären.

Bei RUNA kann man zweifeln, ob man es mit Rieger für den Accusativ Singularis oder mit Wimmer für den Accusativ Pluralis von dem Fem. runa halten soll. Der Form nach ist Beides gleich möglich. Im letzteren Falle hätte man zu übersetzen: 'Boso ritzte die Runen (die Runenzeichen)' und könnte auf ähnliche nordische Wendungen verweisen, im ersteren: 'Boso ritzte die Rune (die Schrift, Inschrift)' und dürfte auf analoge angelsächsische Wendungen Bezug nehmen, so auf den Spruch: Ræd sceal mon secgan, rune writan, leoþ gesingan 'Rath soll der Mann sagen, Rune ritzen, Lied singen'[2] oder auf Daniel 741: þät he him bocstafas arædde and arehte, hvät seo run bude 'dass er ihm die Buchstaben entzifferte und auseinandersetzte, was die Schrift (die Rune) entböte'. Und dies scheint mir im Ganzen doch das Empfehlenswerthere zu sein. Was die Inschrift aussagt oder 'entbietet', könnte aber nur die untere, noch unentzifferte Reihe ergeben.

Dass die Lesung und Deutung derselben von Rieger: [LINDI] ÞKID ANSNA GOSÞU 'Von der Huld der Ansen gedeckt gehst du' z. Th. schon durch die Ueberlieferung ausgeschlossen ist, wurde bemerkt. Dagegen dürfen wir die Lesung ÞK DAÞ̣NA GO : D : wohl in allen Einzelheiten als gesichert betrachten und die Deutung dieser Worte mit grösserem Vertrauen in Angriff nehmen.

Wie das in seinen Resten noch erkennbare Interpunctionszeichen erweist, muss das erste Wort in ÞK enthalten sein, welches demnach nur zu Þ[I]K = goth. Þik, althochd. dih 'dich' ergänzt werden kann. Dasselbe steht ebenso wie WRAET auf vorhochdeutscher Lautstufe.

Das zweite Wort liegt ebenso sicher in ᚺᚨᚦᛇᚾᚨ vor, welches gar nicht anders als DAÞ̣NA transscribirt werden kann. Dieses muss nothwendig ein weiblicher Eigenname (= hoch-

[1] Jahrbuch des Vogesenklubs II, 116.

[2] Exeterhandschrift 139 (Grein-Wülcker I, S. 349).

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutsch Tadena) sein, der von einem Masculinum Daþo (ahd. Tado) resp. einem Femininum Daþa (ahd. Tada) ebenso gebildet ist wie die merowingischen Baudenus, -inus, Gailenus, Godinus, Chunsina, GUNDENUS, LEUDENUS etc. von Baudo, Gailo, Godo etc. In der That ist der Name Tado etc. zwar nicht häufig, aber doch sicher nachzuweisen, vgl. FÖRSTEMANN I, 1143 ff., das Reichenauer Verbrüderungsbuch 59, 18. 73, 3 und sonstige Quellen, sodass wir es nur noch mit der Erklärung des Stammes selber zu thun haben.

Da Tado als die abgekürzte Form von Tadelbertus v. J. 1053 urkundlich bezeugt ist[1], so haben wir von dem Stamme daþ-l-, hochd. tadel- auszugehen. Dieser ist in Namen auch sonst nicht unbelegt, wie Datlefreda und Dadalcar im Polypt. IRMINONIS erhärten, während Tadila etc. (vgl. ausser FÖRSTEMANN I, 1145 auch Lib. Conf. Fab. 121, 10) ebenso gut eine blosse Ableitung von Daþo, Tado sein kann. Der etymologische Zusammenhang desselben mit dem mittelhochd. tadel, neuhochd. 'Tadel' liegt auf der Hand und ist unbedenklich anzunehmen, obwohl das Substantivum im Althochdeutschen ebensowenig wie in den übrigen altgermanischen Dialecten zu belegen ist. Aber, da es kein Fremdwort ist, kann es dem Deutschen gleichwohl von Anfang an nicht gefehlt haben, was durch die Eigennamen nunmehr ausdrücklich bestätigt wird. Für die Bedeutung und die Vorgeschichte des Wortes bieten wenigstens die keltischen Dialecte noch eine weitere Anknüpfung dar, denn im Kymrischen ist das lautentsprechende datl, dadl 'contio, sermo, disputatio', dadleu 'contendere, disputare', im Irischen dāl 'curia, forum'[2]. Danach werden wir für das deutsche daþl-, tadel 'Urtheil, Gericht' als die älteste Bedeutung anzusetzen haben, welche auch in den alten Namen allein gemeint und erst in späterer Zeit auf diejenige des verwerfenden, ungünstigen Urtheils eingeengt sein kann. Ob im Deutschen neben dem fortgebildeten daþ-l, tadel- noch der einfache Stamm daþ- vorhanden war, lässt sich nicht bestimmt entscheiden, doch dürften Namen wie Datebertus aus St. Germain und die gleichfalls romanischen Datbertus, Datramnus nebst den elsässischen Tadpertus v. J. 784[3] eher dafür als dagegen sprechen.

So ist DAÞ̣NA dem Stamme wie der Ableitung nach eine klare und reguläre Bildung. Ebenso entspricht die Endung genau denjenigen Formen, welche wir schon in der vor- oder frühhochdeutschen Periode für den ganzen Singularis mit Ausnahme des Dativs anzusetzen haben.

Es bleibt noch das lezte Wort GO : D : zu bestimmen, in dem nothwendig das Verbum des Satzes enthalten sein muss. Für die Ergänzung desselben ist ein sehr geringer Spielraum vorhanden. Da der Diphthong OI durch sich selber ausgeschlossen ist, so kann man die Ueberlieferung schwerlich anders als zu ᚷᛟᚾᚻᚨ oder ᚷᛟᛚᚻᚨ vervollständigen. GONDA würde das Präteritum von althochd. -ginnan, hochd. 'be-ginnen' sein, welches entweder in der letzteren, oder in der ursprünglicheren Bedeutung 'schneiden' vorliegen müsste. Aber gibt 'Dich hat Dathena geschnitten' oder 'unternommen (zu schreiben)' wirklich einen Sinn? Da die Spange selber unmöglich gemeint sein kann, so müsste schon die kaum erst angefangene zweite Hälfte der Inschrift mit 'dich' angeredet worden sein und weiterhin vorausgesetzt werden, dass Boso die obere und Dathena die untere Zeile eingeritzt habe, wofür mir in dem Schriftcharakter jeder Anhalt zu fehlen scheint.

Schicklicher ohne Zweifel ist GOLDA, die 3. Sing. Praet. von gōljan 'grüssen, sich grüssend an Jemand wenden'. Im Gothischen bezeichnet das Verbum in Verbindung mit dem Accusativ in formelhafter Weise jedes schriftliche oder mündliche Begrüssen, griech. *ἀσπάζεσθαι*, ebenso

[1] Stark S. 171 nach Mabillon, De re dipl. S. 240: 'Tadelbertus qui et Tado, notarius sacri palatii apud Ticinum'.

[2] Zeuss-Ebel S. 17. 148 und 1052, vgl. Stokes in Bezzenbergers Beiträgen XI, 141.

[3] Schöpflin, Als. Dipl. Nr. 60, Socin S. 202.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie das Substantivum goleins den 'Gruss', ἀσπασμός. Von dieser Bedeutung, welche durch den etymologischen Zusammenhang mit galan, gōl 'laut' oder 'feierlich sprechen' als die ursprüngliche erwiesen wird, hat sich das altn. gœla 'erfreuen, trösten' schon etwas weiter entfernt[1]. Im Westgermanischen ist das Verbum nicht zu belegen, sondern wird durch das nicht ganz identische grotjan 'grüssen', welches zugleich ein feindliches Begrüssen ausdrückt, ersetzt. Indessen hat man bei dem nahen Zusammenhang mit dem gemeingerm. galan, althochd. urguol 'insignis'[2], schwerlich ein Recht, zu bezweifeln, dass golian ein gemeingermanisches Wort war, welches im Westgermanischen erst im Laufe der Zeit verdrängt worden ist.

Die ganze Inschrift

BOSO WRAET RUNA | Þ[I]K DAÞẸNA G O[L] D[A] |

das heisst: 'Boso ritzte die Rune. Dich, Dathena, begrüsste er' lässt in Bezug auf Ausdruck und Sinn kaum etwas zu wünschen übrig. Das Präteritum GOLDA wurde durch das vorhergehende WRAET gefordert, und die besondere Ausdrücklichkeit, mit der Dathena angeredet wird, eignet sich grade für eine Begrüssung vortrefflich. Und vor Allem macht nun der zweite Satz die Inschrift erst vollständig, indem er den Inhalt und Zweck derselben ausspricht und angibt, weshalb Boso die Rune eingeritzt hat. Der moderne Schreiber freilich würde anstatt der alterthümlichen Parataxe sich der Hypotaxe bedient haben: 'Boso ritzte die Rüne, um Dich, Dathena, [damit] zu begrüssen' oder 'als eine Begrüssung für Dich, Dathena', aber gerade die starrere, coordinirte Ausdrucksweise ist in der altgermanischen Syntax festbegründet und ihr vor Allem gemäss, so dass unserer Deutung hieraus nur noch eine weitere Bestätigung erwächst.

Ueber den sprachlichen Stand der einzelnen Wortformen ist kaum etwas hinzuzufügen. Der Vocalismus steht genau auf frühhochd. Stufe, welche sich von der althochd. nicht unterscheidet und knüpft höchstens mit seinem WRAET etwas näher als die volksmässige Aussprache an. Der Consonantismus lässt noch nicht die ersten Anfänge der zweiten Lautverschiebung erkennen. Deshalb kann die Inschrift, welche Boso (wohl mit der Spange) der Dathena widmete, nicht mehr im achten, sondern wird im siebenten oder in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts verfasst sein, was ja auch zu der vorgefundenen Goldmünze des Totila aufs Beste passt.

VII.

DIE GROESSERE SPANGE VON NORDENDORF.

Im Juli 1843 stiessen die Arbeiter beim Bau der Eisenbahn von Augsburg nach Donauwörth in der Nähe von Nordendorf, in ostnordöstlicher Richtung von der Ortschaft, wo die Fluren 'Mittelgewand' und 'An der Frauengewand' zusammengrenzen, auf menschliche Gebeine und mannigfache Schmuckgegenstände. Dies veranlasste den Bauingenieur Clemens Feigele, planmässige Nach-

[1] Cleasby S. 222, vgl. norwegisch gola 'schmeicheln, scherzen', Aasen S. 235; schweizerisch gole 'schäkern' wird zu mhd. gellen gestellt (Idiotikon II, 214).

[2] Graff IV, 183 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grabungen zu veranstalten, welche alsbald ergaben, dass man ein sehr ansehnliches Gräberfeld vor sich hatte, dessen symmetrisch angeordnete Reihen dieselbe Richtung wie die von Süden nach Norden ziehende Bahnlinie innehielten. Mit Unterstützung des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg, dem sich später die königlich bayrische Akademie der Wissenschaften anschloss, wurden im Herbst 1843 und Frühling 1844 im Ganzen 366 auf etwa 20 Reihen vertheilte Gräber geöffnet, in denen 151 Männer, 186 Frauen, 25 Kinder und 4 Pferde bestattet waren. Die zahlreichen Beigaben wurden zwischen dem Maximiliansmuseum in Augsburg und dem Nationalmuseum in München vertheilt.

Die von Feigele geführten Ausgrabungsprotokolle sind leider nicht wieder aufgefunden, doch lagen sie noch dem Regierungsdirektor Dr. von Raiser vor, der sie in seinen Berichten über die Nordendorfer Grabstätte leider mit vielen Fehlern in den Zahlenangaben zum Abdruck brachte[1]. Auch der erste nach Augsburg gekommene Situationsplan Feigeles von 1843 scheint nicht mehr vorhanden zu sein, während der Gesammtplan von 1844 im königl. Antiquarium zu München aufbewahrt wird. In den Jahren 1854 und 1855 unternahm sodann der in Nordendorf angesessene Regierungsregistrator Joseph Sedlmaier im Auftrage der königl. bayrischen Akademie der Wissenschaften neue Ausgrabungen, durch welche sich die Gesammtzahl der Gräber auf 443 erhöhte. Dass damit ein definitiver Abschluss gewonnen sei, möchte man indessen nach dem Aussehen des Situationsplanes, den Ohlenschlager nach den Aufnahmen von Feigele und Sedlmaier zusammenstellte, fast bezweifeln[2].

Der streng nach den Himmelsrichtungen orientirte Friedhof hatte von Süden nach Norden eine Ausdehnung von 520, von Osten nach Westen (an der breitesten Stelle) etwa von 180 Fuss. Die einzelnen Reihen, etwa 30 an der Zahl, liefen in sehr graden und regelmässigen Zügen von Süden nach Norden. Innerhalb derselben war jedes Grab von dem anderen durch einen Zwischenraum getrennt, nur die Gräber für die Pferde lagen jedesmal hart neben denjenigen ihrer Herren. Durchweg herrschte Leichenbestattung, nur in einem Grabe stand eine Urne mit verbrannten Gebeinen. Der Kopf der Bestatteten war mit einer Ausnahme nach Westen, das Fussende nach Osten gekehrt. Besonders beachtet wurde 'die Menge von Kohlen und ihrer Brandplätze in und neben den Gräbern, welche zahlreicher in Weiber- als in Männergräbern angetroffen wurden, besonders häufig aber in jenen Gräbern, aus welchen man die reichsten Schmuckgegenstände erhob'[3]. Eine am Südende des Grabfeldes befindliche ovale Stelle, welche sich durch eine compactere, mit Kohlen und Asche gemischte Erdmasse auszeichnete und von Osten nach Westen etwa 60, von Süden nach Norden etwa 30 Fuss messen mochte, hielt Feigele für einen Libationsplatz[4].

Über die Geschichte des Grabfeldes lässt sich den vorhandenen Aufzeichnungen wenig entnehmen. Doch mag erwähnt werden, dass sich in dem mittleren Abschnitt, der vielleicht als der älteste gelten darf, das einzige Brandgrab, ferner die meisten besonders reich ausgestatteten Gräber mit den vielen Kohlen und dem üblen Verwesungsgeruch sowie vier von den fünf Pferdegräbern befanden. Für unseren Zweck bleibt die Frage allerdings gleichgiltig, so lange wir nicht wissen, wo die Spange gelegen hat. Wenn nicht die Originalprotokolle Feigeles hierüber noch

---

[1] R. v. Reiser, Die uralte Grabstätte bey Nordendorf. Achter und neunter Jahresbericht des historischen Vereins für den Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg für die Jahre 1842 und 1843 (Augsburg 1844), S. 14 — 68 und Taf. III. Zehnter und elfter Jahresbericht für die Jahre 1844 und 1845 (Augsburg 1846), S. 1—47 und Tafel I—III.

[2] Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns IV (München 1881), Taf. 7 und S. 130 f.

[3] Achter und neunter Bericht S. 24 und 37 Anm. 53.

[4] Zehnter und elfter Bericht S. 4, vgl. die Abbildung in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns Taf. 7.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genauere Angaben enthalten, lässt sich nur feststellen, dass sie im Herbst 1843, also in der Nähe des Bahndammes gefunden sein muss, da sie schon im ersten Bericht abgebildet worden ist.

Klarer ist die allgemeine Chronologie des Grabfeldes. Der Periode der römischen Herrschaft kann dasselbe nicht mehr angehören, denn sonst würden sich hier, unweit von Augsburg und nahe bei dem Kastell Drusomagus, sicherlich einige unzweideutige römische Zeugnisse gefunden haben. Thatsächlich sind von solchen aber nur die Münzen vorhanden, welche nicht mehr als gleichzeitige Urkunden gelten können. Dies geht schon daraus hervor, dass sie nur der älteren und mittleren Kaiserzeit angehören, während die übrigen Fundgegenstände zum grossen Theil den ausgeprägten Charakter der merowingischen Periode zur Schau tragen. Unter den 45 Exemplaren, welche Feigele erwähnt, sind die meisten Kaiser von Augustus bis Valentinianus (— 375) und Valens (— 378), aber keiner der späteren nachzuweisen[1]. Ebenso ist bei der Fortführung der Ausgrabungen, wie mir Herr Ohlenschlager mittheilte, keine jüngere Münze als von Gratianus (— 383) zum Vorschein gekommen. Wie wenig sie alle schliesslich noch Geldes Werth besassen, lehrt deutlich der Umstand, dass ein grosser Theil derselben durchlöchert war, um zum Schmucke an einer Schnur befestigt zu werden. Selbst die Münze des Valens hing als Berloque an dem Amulet eines Kindes.

Dies Aufhören der Münzen mit dem Ende des vierten Jahrhunderts hat sicherlich in der Landesgeschichte seinen besonderen Grund. Denn ganz derselbe Vorgang wie in Nordendorf wiederholt sich in dem benachbarten Drusomagus (Druisheim), aus dessen Umgebung an 500 römische Münzen abgeliefert worden sind[2]. Diese beginnen mit einigen Konsulardenaren und durchlaufen eine lange Reihe der Kaiser, unter denen die Constantine mit 150 Exemplaren vertreten sind. Auch von Valentinianus und Valens sind noch 22, von Gratianus 7, von Theodosius dagegen nur ein einziges Exemplar vorhanden. In längerem Abstande folgen alsdann noch zwei Goldstücke des Byzantiners Leo (— 474), welche ganz vereinzelt dastehen und wohl schon durch neue historische Verhältnisse hergetragen worden sind. Jedenfalls hören die zusammenhängenden Zeugnisse für die Anwesenheit der Römer auch hier mit dem Ende des vierten Jahrhunderts auf. Um diese Zeit, wo die Plünderungszüge der Alamannen immer bedrohlicher wurden, müssen die Römer ihre Besatzungen aus den gefährdeten Plätzen der Raetia secunda herausgezogen haben, wenn sie das Land nominell auch nicht aufgaben. Aber alle späteren Versuche, die Provinz von den Barbarenhorden zu säubern, wie der Zug des Generid im Jahre 408, blieben ohne nachhaltige Wirkung. Das wehrlose Land wurde der Schauplatz sich immer erneuernder Völkerbewegungen, welche die noch vorhandene Kultur auf das geringste Maass herunterdrücken mussten. Eine Wendung zum Besseren trat erst ein, als Theodorich zu Anfang des sechsten Jahrhunderts die von Chlodwig aufs Haupt geschlagenen Alamannen hierher berief und sie unter seinem Schutze, zugleich als die feste Grenzwehr seines eigenen Reiches, in Raetien sich ansiedeln liess[3]. Mit diesem Ereigniss beginnt eine neue Periode friedlicher Entwickelung: das verödete Land wurde wieder angebaut und neue Dörfer erstanden, unter ihnen zweifellos auch Nordendorf mit seinen Nachbarorten, deren gemeinsame Nekropole in unserem Gräberfelde aufgedeckt sein dürfte. Den Charakter des sechsten bis achten Jahrhunderts lassen die Fundgegenstände, unter ihnen die Gewandnadeln, deutlich genug erkennen.

---

[1] Achter und neunter Bericht S. 32 f., zehnter und elfter Bericht S. 37 f.

[2] v. Raiser, Drusomagus-Sedatum (Augsburg 1825) S. 3 ff. 105, sowie im achten und neunten Bericht S. 10 f.

[3] Baumann, Die alemannische Niederlassung in Rhaetia secunda. Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg II (1875), S. 172 ff. v. Schubert, Die Unterwerfung der Alamannen unter die Franken (Strassburg 1884).

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihrer Form nach gehören beide Runenspangen, welche sich jetzt im Museum zu Augsburg befinden, zu demselben archäologischen Typus wie die Spange von Charnay, und können gleich dieser erst nach der Völkerwanderung angefertigt worden sein. Die auf Tafel III, Fig. 7 dargestellte gehört zu den grössesten ihrer Gattung, was schon auf eine etwas spätere Entstehungszeit deuten dürfte. Die viereckige Platte, auf deren Rückseite die Nadel befestigt war, hat eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem entsprechenden Theile der burgundischen Spange, nur ist dem letzteren auf dem Nordendorfer Exemplar noch ein breiter Rand hinzugefügt worden. Auch auf dem Bügel finden wir, abgesehen von den grösseren Verhältnissen, dasselbe Eintheilungsprincip. Dagegen hat das Blatt seine besondere und sehr symmetrische Anlage. Das untere Ende läuft nicht in einen Thierkopf aus, an dessen Stelle wir vielmehr auf der abgerundeten Zunge eine Art Gesicht geprägt sehen. Den letzten Abschluss bildet ein halbkreisförmiger Streifen, der zu beiden Seiten über die Zunge hinausgreift und durch schmale Stege mit dem Blatt zusammenhängt, aus dem als weitere Randverzierungen oben zwei Thierköpfe herauswachsen, während in der Mitte zwei knopfartige Vorsprünge angebracht sind. Die Motive aus denen die Dekoration sich zusammensetzt, sind von der einfachsten und traditionellen Art und erinnern ihrer Ausführung nach deutlich an die Technik der Flachschnitzerei.

Die Runeninschrift, welche auf der Rückseite der viereckigen Platte steht, wurde im September 1865 von Lindenschmit entdeckt, als dieser die Spange zum Reinigen und Abformen nach Mainz erhalten hatte. Seine Darstellung der Schriftzüge[1] stimmt mit der Lesung von Dietrich[2] fast völlig überein, während Conrad Hofmann[3] und Stephens[4] einige nicht unwesentliche Varianten und Berichtigungen eintreten liessen.

Wie der Augenschein lehrt, zerfällt die Inschrift in zwei Theile: in die einzelne am linken Rande der Platte beginnende Zeile, und die drei am rechten Rande befindlichen Reihen, welche eine umgekehrte Stellung haben, so dass die Runen auf unserer Abbildung auf dem Kopfe zu stehen scheinen. Beide Theile rühren deutlich von verschiedenen Händen her, denn die kleineren Runen der drei rechten Randzeilen sind in viel festeren und sichereren Zügen eingeritzt, als die zwölf grösseren der anderen Reihe. Sie müssen auch zuerst niedergeschrieben sein, da sie bis zum Schluss hin vollkommen frei und geräumig dastehen, während die drei letzten Runen der einzelnen Reihe offenbar des beengteren Raumes halber dichter zusammengedrängt worden sind.

Der erstere Abschnitt, dem wir uns zunächst zuwenden, ist ohne Zeilenstriche, aber ziemlich grade und regelmässig in drei von links nach rechts fortlaufenden Reihen angeordnet. Trennungszeichen zwischen den einzelnen Worten sind nicht vorhanden.

Die beiden ersten Zeichen der obersten Reihe bieten die üblichen Formen für L uud O, das dritte lasen Dietrich und Stephens fälschlich als ᚾ (N), während das Original keinen Zweifel darüber lässt, dass ein reguläres ᚷ = G vorliegt. Denn die Rune besteht keineswegs, wie Dietrich es darstellt, aus einem senkrechten Hauptstabe, welcher von einem kürzeren Schrägstriche durchschnitten wird, sondern aus zwei einander in der Mitte durchkreuzenden schrägen Linien, von denen die eine um eine Nuance länger und aufrechter als die andere ist. Solche kleinen Unregelmässigkeiten konnten sich indessen bei einem nicht genau abgezirkelten Einritzen sehr leicht ein-

[1] Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit II, Heft II, Tafel 6 Nr. 2.

[2] Zeitschrift für deutsches Alterthum XIV (1869), S. 75 f.

[3] Sitzungsberichte der königl. bayrischen Akademie der Wissenschaften 1866, Band II (München 1866), S. 138 ff. und S. 207 f. nebst der auf der Tafel beigefügten Skizze.

[4] Runic Monuments I, 574 ff., vgl. III, 157 und Handbook S. 109 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellen. Ob das folgende ᚨ (A) zwei oder ungewöhnlicher Weise drei Seitenäste erhalten sollte, lässt sich nicht bestimmt entscheiden; da aber der unterste sehr dicht an dem mittleren steht und auch schwächer als die beiden anderen ist, so wird man ihn wohl für eine Zufälligkeit ansehen dürfen. Die fünfte Rune erweist sich als ein normales ᚦ, da das Seitendreieck, welches auf den früheren Abbildungen zu hoch steht, auf dem Original thatsächlich eine reguläre Stellung hat. Der untere Seitenstrich ist zwar etwas flacher als der obere, aber besonders an seinem linken Rande noch scharf genug, so dass an seinem Schriftcharakter Nichts auszusetzen ist. Die drei letzten Runen dieser Reihe, O, R und E, stehen mit den Fussenden etwas tiefer als die vorhergehenden, aber irgend einen Schluss, etwa dass dieselben ein Wort für sich bildeten, darf man daraus nicht ziehen. Ein übergeschriebener Verticalstrich, wie Dietrich ihn über dem O ansetzt, ist auf dem Original nicht zu entdeken. Das ᚱ gleicht dem römischen, abgesehen von seiner eckigen Form, vollkommen; sogar die Berührung zwischen der Einbiegung der Seitenstäbe und der Mitte des Hauptstriches, welche auf der Freilaubersheimer Spange fehlt, ist hier vorhanden.

Die fünf Runen der mittleren Reihe sind in allen einzelnen Zügen deutlich und regulär. Sie können gar nicht anders als ᚹᛟᛞᚨᚾ = WODAN gelesen werden. Bemerkenswerth ist nur an dem W das ausserordentlich kleine und abgerundete Seitenstück.

Die erste Rune der untersten Reihe ist wiederum ein W, dessen Seitenstück als ein ziemlich grader Strich anfängt, während der untere Theil bogenförmig an den Stamm zurückgeführt ist. Auf ein ᛁ = I folgt weiter ein normales ᚷ = G, dessen nach unten schwach auslaufender Querstrich bei Lindenschmit, Dietrich und Hofmann eine verkürzte Form erhalten hat, so dass Dietrich ihn fälschlich als ein ᚾ = N auffassen konnte. Eine grössere Schwierigkeit liegt bei der vierten Rune vor. Diese macht einen weniger einheitlichen Eindruck als die übrigen und besteht deutlich aus zwei ungleichartigen Theilen: einem scharf und sicher gezogenen Verticalstrich und einem sehr viel schwächeren Nebenstrich, der sich, schwarz auf weiss, auf unserer Abbildung immer noch kräftiger heraushebt, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Für ein ᚢ (U), das allein hinter den beiden Strichen gesucht werden könnte, ist der von Dietrich willkürlich zurecht gerückte Seitenstrich entschieden unregelmässig. Dass er nicht an der Spitze des Hauptstabes, sondern auf der linken Seite desselben einsetzt und durch den Stamm hindurchgezogen ist, braucht allerdings nicht zu befremden, aber die Art, wie er ohne eine rechte Biegung und immer schwächer werdend fast unmittelbar neben dem Hauptstabe herunterläuft, bleibt auffällig und ist sonst nirgend nachzuweisen. Deshalb darf man schwanken, ob man ihn überhaupt für alt und ursprünglich oder für eine spätere Zufälligkeit halten soll, und Stephens hat ihn auf seiner sonst sehr sorgfältigen Abbildung auch einfach bei Seite gelassen. Indessen scheint mir die Strichführung doch keine ganz planlose zu sein, mag man in dem Zusatz nun die spielende Kritzelei einer ungeübten Hand erkennen, oder nach einem wirklichen Grunde suchen, der einen späteren Schreiber veranlasste, das vorliegende ᛁ nachträglich in ein ᚢ zu corrigiren.

Auf ein kräftig hervortretendes ᚦ = ᚦ folgt alsdann ein ᛟ, über dem ein deutliches ᚨ übergeschrieben steht. Das letztere ist allerdings etwas kleiner als die meisten übrigen Runen, aber doch ungefähr ebenso gross als das nachfolgende ᚨ, so dass sich von dieser Seite her keine Bedenken gegen dasselbe erheben lassen. Ebenso wenig braucht der Schriftcharakter einen Argwohn zu erwecken, wenn man nicht etwa in der unsicheren Führung des Seitenstrichs eine andere Hand erkennen will. Auch die horizontale Linie, welche die Rune durchschneidet, kann man mindestens ebenso gut für eine Schramme als für ein Tilgungszeichen halten. Somit lässt sich zwar nicht bestimmt erhärten, dass die Rune thatsächlich zum ältesten Bestand der Inschrift gehört hat, aber aus Versehen kann sie andererseits auch nicht an ihre Stelle gekommen sein, irgend eine Absicht

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

muss ihrer Einfügung zu Grunde liegen. Die drei noch übrigen Zeichen sind die normalen Vertreter von N, A und R. Das letztere, welches bereits Hofmann richtig erkannte, ist erst von Stephens als solches reproducirt, während die früheren Herausgeber es fälschlich als ᚹ darstellten. Durch die Abnutzung der Platte ist der unterste Seitenstrich allerdings schwächer geworden, aber trotzdem in seinem ganzen Laufe noch zu erkennen. Von dem früheren R (I, 7) weicht die Rune insofern ab, als sie keine Berührung zwischen der mittleren Einbiegung der Seitenstriche und dem Hauptstabe aufweist.

Somit haben wir diesen Theil der Inschrift durch

ᛚᛟᚷᚫᚦ⁵ᚦᛟᚱᛖ	LOGAᵖ⁵ORE
ᚦᛟᛞᚫᚾ⁵	WODAN⁵
ᚹᛁᚷᛁᚦ⁵ᚢᚨᛟᚾᚫᚱ	WIGIᵖ⁵ᵘONAR

wiederzugeben, und müssen es nur dahingestellt sein lassen, ob an der 4. Stelle der letzten Zeile das ᛁ (I) oder das ᚢ (U) als die definitive Lesart zu gelten hat.

Dietrichs Entzifferung LONA ᚦIORE WODAN WINUᚦ LONAᚦ enthält so viele Unrichtigkeiten, dass seine Übersetzung 'Mit theurem Lohne lohnt Wodan Freundschaft' schon aus diesem Grunde hinfällig wird. Ihm gegenüber ging Conrad Hofmann fast durchweg von der richtigen Überlieferung aus. Das 4. Zeichen der letzten Reihe hielt er für ein U, während er dem übergeschriebenen L keine Berücksichtigung zu Theil werden liess. Seiner Deutung von LOGA ᚦORE WODAN WIGU ᚦONAR 'Flamme hemme (stille) Wodan, Kampf (hemme) Donar' wird man indessen nicht beipflichten können. LOGA als der Accus. Plur. eines neutralen a-Stammes würde allerdings in dem nordischen Neutrum log 'Flamme' eine Stütze finden, obwohl zu berücksichtigen bleibt, dass im Hochdeutschen und Sächsischen dafür überall die starken Stammformen loug oder louga im Gebrauche sind. Aber die Zurechtlegung von ᚦORE als die 3. Pers. Sing. Optativi eines dem angels. -þverian, -þveorian und dem stark flectirenden altn. þverra 'abnehmen' entsprechenden Verbums, welche aus þvere oder þverre entstanden sei, lässt sich grammatisch nicht rechtfertigen. Eine solche Contraction von þve- in þo-, wie sie hier vorausgesetzt wird, ist in den einschlägigen Dialecten nirgend nachzuweisen. Im Angelsächsischen kann þo- oder þu- wohl aus þvo- oder þvuhervorgehen, niemals aber aus þve-, und im Hochdeutschen ist dies noch weniger statthaft. Ebenso entbehrt der u-Stamm WIGU neben dem einzig belegbaren a-Stamm wīg- jeglicher Stütze und erregt überdies durch die Bewahrung des angeblichen Themavokales die grössten Bedenken. Endlich bleibt auch der Sinn ein befremdender, da es schwerlich mit rechten Dingen zugeht, wenn der Gott des Sturmes und der Schlachten gegen die Flammen, der Gott des Donners gegen den Kampf zu Hülfe gerufen wird. Und was sollte die Bitte auch auf einer Kleiderspange? Mithin fragt es sich nur, ob wir auf die Erschliessung des Inhaltes zu verzichten haben, oder ob wir noch im Stande sind, eine richtigere Erklärung an die Stelle der unhaltbaren zu setzen. Den Versuch mit allen methodischen und sprachlichen Mitteln zu unternehmen, muss dem Herausgeber aber schon die an sich gute Überlieferung zur Pflicht machen.

Erschwert wird diese Aufgabe dadurch, dass die einzelnen Worte der Inschrift durch keine Zwischenräume oder Interpunctionszeichen von einander abgetrennt sind. So entbehren wir diejenigen Hülfsmittel, welche uns bei den übrigen grösseren Inschriften so wesentliche Dienste leisteten. Deshalb müssen wir zunächst von dem schwierigen Anfang absehen und an demjenigen Punkte einsetzen, wo dies zuerst mit Sicherheit möglich ist, nämlich bei der zweiten Zeile, welche der nicht zu verkennende Name des Gottes WODAN einnimmt. Derselbe steht als Nominativ

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

resp. Vocativ oder Accusativ Singularis genau auf derjenigen vor- oder frühhochdeutschen Sprachstufe, welche sich im Westgermanischen nach dem Wirken der Auslautsgesetze herausgebildet hat. Dass aber nur an den Gott Wodan und nicht an eine gleichnamige Person, wie sie in den Fuldischen Urkunden des neunten Jahrhunderts mehrfach anzutreffen sind[1], gedacht werden kann, versteht sich zu einer Zeit und unter Verhältnissen, die mit dem Heidenthum jedenfalls noch enger zusammenhingen, wohl von selbst.

Leider aber wirft dieser Name weder ein Licht auf die vorhergehende, noch auf den Anfang der nachfolgenden Zeile, sondern höchstens auf den Schluss derselben. Nach den vier ersten Runen, von denen es fraglich ist, ob sie als WIGI oder WIGU zu lesen sind, folgt, wenn wir von dem übergeschriebenen L absehen, in ᚦONAR ein zweiter Göttername, derjenige des Donar, welcher auf alle Fälle dem des Wodan sehr passend zur Seite tritt und in ihm eine kräftige Stütze findet. Auch die vorhochdeutsche Lautstufe und die Kasusform sind bei beiden Worten genau dieselben. Trotz diesem, wie es scheint, evidenten Zusammenhang habe ich lange nicht gewagt, das übergeschriebene L bei Seite zu lassen, obwohl ich mir sagen musste, dass mit LONAR oder wie man sonst noch abtheilen will, absolut Nichts anzufangen ist. Erst nachdem ich ein sicheres Zeugniss dafür gewonnen, dass die alten Bewohner von Nordendorf sich in der That unter dem speciellen Schutze des Donar fühlten, glaube ich das L unbedenklich für einen späteren Zusatz erklären und ᚦONAR als das letzte Wort der Inschrift abtheilen zu müssen.

Kaum eine halbe Stunde westlich von Nordendorf erhebt sich auf dem linken Ufer der Schmutter ein alter Donarsberg, von dem ein mittelalterliches Schloss, das castrum Donrsperch[2], seinen Namen erhielt, der heute noch als 'Donsbergerhof' fortlebt und als solcher auf der bairischen Generalstabskarte (Section Wittelsbach) verzeichnet ist. Der älteste Zeuge für das daselbst angesessene Geschlecht ist der in einer Urkunde des Jahres 1135 erwähnte Sigefridus de Doneresberch[3], der dann nebst seinem 'filius equivocus de Donrſperch' und dessen Bruder Heinricus de Tonersberch besonders während der Jahre 1150—1160 noch mehrfach aufgeführt wird[4]. Vom 13. Jahrhundert ab finden wir unter den zahlreichen Mitgliedern des Geschlechtes bischöflich augsburgische Truchsässen und Marschalke[5]. Später geht der Besitz des Schlosses in andere Hände über, während das alte noch fortblühende Geschlecht zuletzt in der Gegend von Landsberg sich ansiedelt. Dass das Geschlecht nach dem Berge und nicht umgekehrt der Berg nach dem Geschlechte zubenannt worden ist, darf dabei wohl als selbstverständlich gelten.

Wenn aber in heidnischer Zeit in unmittelbarer Nähe von Nordendorf eine besondere Kultusstätte des Donar vorhanden war, so gewinnt die an sich natürliche und aus sprachlichen Gründen wahrscheinliche Annahme, dass in unserer Inschrift ᚦONAR neben WODAN genannt worden ist, eine noch erhöhte Sicherheit, und wir dürfen nunmehr einen Schritt weiter thun. Denn sobald ᚦONAR feststeht, kann auch über das ihm vorhergehende Wort kein Zweifel mehr herrschen: wir müssen von WIGU, das doch höchstens der Instrumentalis von wig 'Kampf' sein könnte, in diesem Zusammenhange gänzlich absehen und können uns nur an WIGI halten, welches dem Sinne nach so einleuchtend ist, dass es kaum noch einer Rechtfertigung bedarf.

---

[1] Zeitschrift für deutsches Alterthum 12, 401 ff.

[2] Monumenta Boica XXXVI, 1, S. 316 f.; vgl. v. Raiser, Drusomagus-Sedatum S. 30 f.

[3] Monumenta Boica XXII, 35.

[4] M. B. XXII, 38. 76. 78. 83. 86 etc. und VI, S. 482 v. J. 1154.

[5] M. B. XXII, S. 209 f. etc. Auch in den Nekrologien von Augsburg sind die Todestage der Heinricus marscalcus de Donrsperg senior, Hainricus marscalcus de Donrsperg iunior, Sifridus dapifer de Donrsberg u. A. eingetragen (Necrologia Germaniae I, ed. Baumann S. 60. 65 etc.).

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Form nach ist WIGI die 2. Person Sing. Imperativi von dem Verbum wīhian, wīgian 'weihen, heiligen', welches sich im Altnordischen als wigia, im Altfries. als wīa, wīga, im Althochdeutschen und Altsächsischen als wihian darstellt, während das gothische weihan, wihaida nach einer anderen Conjugationsklasse geht. Die Nebenformen wigian und wihian können nur auf den ursprünglich wechselnden Betonungsverhältnissen des Verbums beruhen, welche den später in verschiedener Weise regulirten Charakter des Gutturallautes in Verwirrung brachten. Den Gedanken, dass das G vielleicht eine andere Schreibung für H sein könne, wird man aber so lange von der Hand weisen müssen, bis sich ein sicherer Beleg für die 'spirantische' Aussprache des vorhochdeutschen inlautenden g gefunden hat.

Mit WIGI 'Weihe!' erhalten wir nunmehr den richtigen Ausdruck für dasjenige Geschäft, welches dem Donar als dem Beschützer und Erhalter der menschlichen Gesellschaft vor Allem zugeschrieben wurde. Im Norden verleiht sein Attribut, der Hammer, den irdischen Dingen göttliche Weihe, und für Deutschland muss es als ein Nachklang ähnlicher Vorstellungen gelten, wenn in den Rechtssatzungen durch den Wurf des Hammers oder der Axt die Grenzen bestimmt und geheiligt werden[1]. In der Welt der Götter aber, welche von der irdischen ein ideales Spiegelbild ist, vollzieht Thor zum Theil selber mit seinem Hammer die wichtigsten Ceremonien des Lebens und ertheilt ihnen die unerlässliche religiöse Weihe. Sein Hammer weiht die Verlobten zu festem Bunde zusammen, mit ihm segnet er den Verstorbenen zu seinem letzten Gange ein. Für beide Fälle, die beiden hauptsächlichsten, im Leben immer wiederkehrenden, bietet die Edda je ein Beispiel dar.

In der Þrymskviþa hat der Riese Thors Hammer gestohlen, so dass unter den Göttern grosse Besorgniss entsteht. Er will ihn nur zurückgeben, wenn man ihm die schöne Vanengöttin Freyja als Braut zuführt. Asen und Vanen gehen zu Rathe und beschliessen, den Thor selber als Freyja verkleidet mit Loki zu ihm zu senden. Der Riese, begierig, die Braut in Besitz zu nehmen, ruft bald auch nach dem Hammer (Str. 30):

'Beriþ inn hamar brúþi at vígia,	'Bringet den Hammer die Braut zu weihen,
leggit Miollni i meyiar kné,	Legt den Miolnir in des Mädchens Schooss,
vígit ocr saman Várar hendi!'	Weiht uns zusammen mit der Var (der Treue) Hand!'

worüber dem Gotte das Herz in der Brust lacht, der nun eiligst den Hammer ergreift und den Riesen erschlägt.

Die Weihe durch Thor bei der Bestattung erzählt die prosaische Edda folgendermassen: 'Die Leiche Balders war auf den Scheiterhaufen gehoben. Der Nanna, Nefs Tochter (seiner Gemahlin) zersprang davon das Herz. Thor weihte den Scheiterhaufen mit Miolnir (Þorr vigþi balit meþ Miolni), und den Zwerg Litr stiess er mit dem Fuss ins Feuer. Dort waren da alle Götter. Freyr sass im Wagen und sein Eber war davorgespannt. Heimdall ritt Goldmähne, aber Freyja fuhr mit ihren Katzen. Dort waren auch die Reifriesen. Odin legte auf den Scheiterhaufen den Draupnir und den Hengst Balders mit allem Geschirr'[2].

Somit erweist sich der Ausruf WIGI, ÞONAR 'Weihe, Donar!' als ein hervorragend technischer, der durch die alte Überlieferung aufs Beste gestützt wird. Was der Gott weihen sollte, bleibt freilich noch dunkel. Nur dürfen wir annehmen, dass es in irgend einer Beziehung zu der Spange gestanden haben wird, wenn diese selber es auch schwerlich gewesen ist.

---

[1] Deutsche Rechtsalterthümer S. 55 ff.

[2] Gylfaginning Kap. 49 nach Uppsala Edda (Arn. Mag. II, S. 288).

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachdem wir so die Sphäre erkannt haben, welcher die Inschrift angehört, kehren wir nunmehr zu der schwierigen ersten Hälfte zurück. Dass beide Theile dem Sinne nach zusammenhängen, ist unbedingt vorauszusetzen: muss doch der Gegenstand der Weihe nothwendig in dem ersten Abschnitt soweit bezeichnet worden sein, dass in Betreff desselben keine Unklarheit vorwalten konnte. Hieraus darf man folgern, dass sich dasjenige, was der erste Satz über Wodan aussagt, mit der Weihe durch Donar auf dieselbe Situation oder Handlung erstreckt, sie ergänzt und ihr wohl auch zeitlich vorhergeht, in syntactischer Hinsicht aber vermuthen, dass WODAN ebenso das Subject des ersten wie ÞONAR dasjenige des zweiten Satzes ist, und dass die erste Zeile wahrscheinlich ausser einem beiden Theilen gemeinsamen Object ein dem WIGI parallel geordnetes Verbum enthält, welches gleichfalls in der Anrufe- oder Wunschform steht. Wie aber können diese Anforderungen in dem räthselhaften LOGAÞORE ihre Erfüllung finden?

Zunächst wird jeder Kundige zugeben, dass die Zeile nothwendig mehr als ein Wort umfasst und dass sie auf Grund der germanischen Sprachgesetze nur in LOGA ÞORE oder allenfalls in LOGAÞ ORE abgetheilt werden kann. Beide Mal ist das Verbum in ÞORE resp. ORE zu suchen, da nur das Suffix -E, nicht aber -A, geschweige denn -AÞ eine reguläre vorhochdeutsche Personalendung liefert. Und zwar muss die Form desselben entweder die 2. Person Sing. Imperativi oder die 3. Sing. Optativi Präsentis eines schwachen Verbums der e-Klasse sein, da an ein altes Wurzelverbum mit innerem u (o) schwerlich gedacht werden kann. Für den Imperativ ist die Endung -E die einzig reguläre, welche entstand, sobald das alte germanische -ai im Auslaute zu -e monophthongirt wurde, was sicherlich schon in der vorhochdeutschen Zeit der Fall war; für den Optativ könnte man vielleicht eher -aie oder -ee erwarten, doch steht bereits in der frühesten althochd. Zeit dem volleren -ēe das kürzere -e zur Seite. Im ersten Falle erhalten wir genau dieselbe Verbalform, welche in WIGI vorliegt, im zweiten eine demselben parallel geordnete Wunschform, welche als solche mit dem Anrufe aufs Beste correspondirt. Von einschlägigen Verbis ist im Germanischen aber nur ein einziges vorhanden, von dem sich ÞORE ohne Weiteres ableiten lässt: das altnordische þora, dem leicht auch ein gothisches þoran, althochd. þoren entsprochen haben kann. Nur scheint die altnord. Bedeutung 'sich getrauen, wagen' an unserer Stelle eine so fernliegende zu sein, dass uns die Combination keinen Schritt weiter fördert. ORE aber schwebt gänzlich in der Luft, da ein solches Verbum nirgend belegt ist und höchstens auf Grund des angels. Substantivums or 'Anfang' construirt werden könnte.

So müssen wir die weitere Aufklärung denn doch von LOGA abhängig machen, für das sich eher zu viel als zu wenig Beziehungen darbieten.

Das altnord. log, logi, altfries. loga 'Flamme' wurde bereits erörtert (S. 92). Für den bisher erschlossenen Zusammenhang erweist sich dasselbe aber nicht als brauchbar, denn was sollten die Flammen wohl auf einer Gewandnadel, die niemals im Feuer gelegen hat? Zu einer Zeit, als man unter dem Verstorbenen einen Holzstoss anzündete, da mochte es wohl einen Sinn haben, den Windgott Wodan anzurufen, die Flammen anzufachen, aber später ist etwas Ähnliches nicht mehr vorauszusetzen. Und das Verbum das diesen oder einen anderen passenden Sinn hervorbringen sollte, müsste auch erst gefunden werden.

Als zweites Substantivum käme das althochd. Neutrum *lōg, luog und Femininum *lōga, luoga 'Schlupfwinkel, Lager, Höhle' in Betracht, welches zu dem Verbum 'lugen' gehörig, besonders von dem Lager wilder Thiere gebraucht wird[1]. An unserer Stelle ist die letztere Bedeutung

[1] Graff, Althochdeutscher Sprachschatz II, 129.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlich ausgeschlossen, aber selbst wenn wir den Sinn des Wortes ungebührlich ausdehnen wollten und es mit 'Ruhestätte' oder 'Grab' übersetzen, würden wir in Betreff des Verbums noch immer völlig rathlos bleiben. Nicht besser steht es mit dem altfries. und angels. loh (log), loges 'Stelle, Stätte', welches im Altfriesischen auch für 'Versammlungsort, Gerichtsversammlung' und später überhaupt für 'Dorf' oder 'Wohnstätte' gebraucht wird[1].

Hiermit sind die einschlägigen germanischen Nomina erschöpft. Von Verbis wäre das ahd. lōgēn, luogen, altsächs. locon, angels. locian 'lugen, blicken' zu erwähnen, aber bewähren thut es sich nicht. Schon die Grammatik macht Schwierigkeiten, wenn man nicht LOGA für eine ähnliche Abschwächung des Imperativs lōgō oder lōgē erklären will, wie sie auch in den Keronischen Glossen sporadisch vorkommt[2]. Aber dieses bleibt immerhin bedenklich, und ebenso wenig lässt sich aus ÞORE der reguläre Accusativ eines alsdann erforderlichen Eigennamens machen. Überdies wäre dem Sinne damit wenig geholfen, denn wenn der Blick Wodans nach altgermanischer Vorstellung auch nicht bedeutungslos war, so würde der zusammenhangslose Anruf in dieser seiner Allgemeinheit doch höchst sonderbar und schwer zu rechtfertigen sein.

Dagegen dürfte die letzte Anknüpfung, welche vom Germanischen aus noch möglich erscheint, uns wirklich dem Ziele näher bringen. In dem altfriesischen Emsiger Landrecht treffen wir ein Verbum logia 'verheirathen, sich verheirathen' an folgenden beiden Stellen, in § 22: 'Hwersa ma ene fona ut logath (wofür ein anderer friesischer Text 'Ist thet mar ene frouwa ut iewa' und ein niederdeutscher 'Is dat men ene vrouwen uth ghyft' darbieten), sa schelma hir thet god al ful lasta, alsa ful sa hir logad is' und dem unmittelbar folgenden Paragraphen: 'Hwersa hir en iuncfrou hia selve biriucht, iefta mith ene monne logath' (Wenn eine Jungfrau über sich selber verfügt oder sich mit einem Manne verheirathet)[3], eine Wendung, die offenbar als eine weitere Ausführung der dem Original näher stehenden Version: Hwersar en foune skech 'Wenn eine Frau sich rauben lässt' zu gelten hat.

Leider kehrt das Verbum in dieser Form und Bedeutung in keinem anderen Dialecte wieder, und auch in der heutigen Volkssprache scheint es nicht erhalten zu sein, so dass sich der etymologische Zusammenhang desselben schwer beurtheilen lässt. Gewöhnlich pflegt man es mit dem gothischen liugan 'heirathen' und liuga 'die Heirath' zusammenzustellen, was formell angeht, sobald man den Wurzelvokal von logath, das aus älterem logod oder logaid hervorgegangen ist, als kurz ansehen darf[4]. Neben dem Verbum logon oder logen würde dann auch ein dem goth. liuga entsprechendes Nomen loga 'die Heirath' angesetzt und mit ihm das LOGA unserer Inschrift identificirt werden dürfen.

Indessen macht das Westgermanische eine andere Herleitung des friesischen Verbums mindestens ebenso wahrscheinlich. Hier ist das langvokalische lōg- noch in verschiedenen Worten nachweisbar, welche sich der Form und Bedeutung nach mit logath sehr gut vereinigen lassen: in dem bereits erwähnten angels. log 'Stelle, Stellung', altfries. log 'Stelle, Ort, Versammlung', ferner in dem angels. Adjectivum feá-log 'destitutus'[5], dem dazugehörigen althochd. Substantivum

---

[1] Ettmüller S. 177, Thorpe, Chron. Saxon. I, 67. v. Richthofen S. 908 f. Doornkaat Koolman II, 524.

[2] Kögel, Das Keronische Glossar S. 180 f.

[3] v. Richthofen, Altfriesische Rechtsquellen S. 198, § 22 und 23.

[4] v. Richthofen, Wb. S. 909, Zimmer QF. XIII, 273. Wenn Siebs (Beiträge XI, 237. 249) auch lōgia mit liugan vereinigt, so steht dies nicht in Einklang mit den Lautgesetzen, da german. au im Friesischen zu ā wird. Das vereinzelte orlof (ahd. urloub), welches er daneben von entsprechenden Worten anführt, findet, wie auch die Nebenformen orlef, orlif, erweisen, aus den Betonungsgesetzen seine natürliche Erklärung.

[5] Gûthlâc 217: Ne eam ic svâ feá-lôg, svâ ic eov fore stonde.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

foh-logo, -logi 'raritatem'[1] und dem abgeleiteten angels. Verbum logian (-ode, -od) 'in Ordnung bringen, passend einrichten' (nebst gelogian 'bestatten')[2], welches in gleicher Bedeutung auch in dem friesischen 'sar hir logad is' vorliegt, da dasselbe nur durch 'als für sie festgesetzt, bestimmt ist' wiedergegeben werden kann. Von dem letzteren wird nun logia 'verheirathen' schwerlich zu trennen sein, denn die Begriffe 'festsetzen, einrichten' und 'verheirathen' berühren sich nahe genug, und konnten in demselben Worte in ähnlicher Weise zusammenfliessen, wie dies im lateinischen 'collocare' und 'collocatio' der Fall ist. Der Vorgang ist ein ganz entsprechender, da *lōgōn schon ursprünglich 'in eine bestimmte Lage oder Stelle bringen, einsetzen' oder 'festsetzen' (= lat. statuere) bedeutet, wie das (auch in feá-log 'de-stitutus' wiederkehrende) lōg 'der Platz' oder 'die Lage' erweist. Das dazugehörige Abstractum wird in der einen Handschrift als -logo, in den anderen als -logi angegeben, aber neben denselben darf unbedenklich auch ein ā-Stamm *lōga 'die Einsetzung, Verheirathung' erschlossen werden (vgl. ahd. toufa 'die Taufe' neben touf und toufi u. A. m.). Dass derselbe später im Westgermanischen verloren gegangen ist, wird man begreiflich finden, wenn man sieht, wie spärlich der innerhalb der Wortbildung mannigfach verwerthete Stamm (mit Ausnahme von altfries. loch) aus der Litteratur zu belegen ist: das angels. log, feá-log und das hochdeutsche foh-logo, -logi kommen überhaupt nur je an einer Stelle vor. Dass loga nicht die Verlobung, sondern die Verheirathung bezeichnet, bei der die Übergabe der Frau und die Annahme der Ehesymbole erfolgte, wird nicht nur durch die Etymologie, sondern auch durch fries. logia selber erhärtet, denn an den beiden Stellen, an denen es vorkommt, bezieht es sich deutlich auf den Abschluss der Ehe, sowohl in § 23, wo es zu einer Umschreibung der Entführung oder des Frauenraubes verwendet wird, als in § 22, wo die beiden anderen Versionen für ut-logia (vgl. unser 'aus-statten') ut-geva (ahd. uz-geben DM. XXVIII b, 2) darbieten. Deshalb werden wir lōga als ein Synonymum von angels. gift, altschwed. gipt, altnord. gift, gipta (in giftar-, giptu-mâl), gifting, goth. fra-gifts '(das Fortgeben), die Verheirathung, Hochzeit' betrachten und in ihm einen alten rechtlichen Terminus für die Übergabe resp. Übernahme der Frau erblicken dürfen.

So führt uns LOGA in dieselbe Sphäre zurück, die wir schon für WIGI ÞONAR ins Auge zu fassen hatten, und liefert für das Verbum ein denkbar gutes Object, mag es nun in der Construction direct mit ihm zusammenhängen oder nur dem Sinne nach vorschweben. Wir würden uns bei dieser Erklärung auch beruhigen dürfen, wenn es noch gelänge, das ungedeutete ÞORE mit ihr in natürlicher Weise zu vereinigen.

Dass ÞORE das zu LOGA und WODAN gehörige Verbum enthält, wird nicht nur durch den Zusammenhang, der sich uns hier eröffnet, sondern vor allem dadurch wahrscheinlich, dass es dem Suffixe nach in der 2. Person Sing. Imperativi (oder 3. Sing. Optativi) Präsentis steht, mithin sich dem WIGI in syntactischer Hinsicht genau zur Seite stellt. In dem altnordischen þora 'sich getrauen, wagen' bot sich auch ein Verbum dar, von dem ÞORE sich in grammatischer Hinsicht ohne Weiteres herleiten liess, nur schien die altnordische Bedeutung jede Combination zu verwehren (S. 95). Da es aber das einzige bleibt, welches hier in Betracht kommen kann, so müssen wir dasselbe nothwendig nebst seiner sonstigen versprengten Verwandtschaft noch etwas näher ins Auge fassen.

Dass der Stamm des Verbums kein speciell nordischer, sondern ein gemein germanischer war, muss angenommen werden, da derselbe sowohl bei den Ost- wie bei den Westgermanen

[1] Althochd. Glossen II, 82, 38. 85, 21. 91, 41. 96, 11: durchweg als Glosse zu Conc. Neocaes. LVI.

[2] Ettmüller S. 177, Grein II, 194, vgl. noch Birch, Cart. Sax. I, 155: Nu .. þincg synd þus gelogud.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in den Eigennamen mehrfach vorkommt. Hierher gehören der Gothe Thurvarus[1], der Gepidenkönig Thurisind[2], der Quade Vitrodorus, den schon MÜLLENHOFF richtig als Wiþra-þaurs (oder -daurs) bestimmte[3], der Franke Thurmod[4], der alemannische Ortsname Toromoatingum v. J. 786 und 793[5], der Angelsachse Þurstan[6], die deutschen Thuringi nebst den der ursprünglichen Betonung gemäss abweichend verschobenen Ermunduri, sowie die mit dem weitergebildeten Thuris-, Thoris- zusammengesetzten Namen. Diese Belege lehren ferner, dass im Germanischen ausser dem Verbum jedenfalls noch einige nominale Bildungen desselben Stammes, ein Adjectivum *þora-z (*þuri-z?) und wohl auch ein für Thurvarus vorauszusetzendes Substantivum vorhanden waren. Ob ihre Bedeutung genau mit derjenigen von altn. þora zusammentraf, lässt sich nicht bestimmen, aber dass sie sich nicht weit von ihr entfernte, darf man den Compositionen wohl entnehmen. Doch kann die Frage erst entschieden werden, wenn man zugleich auch die beiden sonstigen lautentsprechenden nordischen Worte, das abgeleitete Verbum þyrja (*þurian) 'vorandringen, ungestüm vorwärts eilen' und den an-Stamm þori 'der Haupttheil' ('the greater part, main part' CLEASBY S. 741 f.) oder 'die Menge, Masse' berücksichtigt.

Von diesen Worten eröffnet uns þyrja zunächst einen weiteren Zusammenhang, da es seiner identischen Bedeutung halber von dem vedischen turāmi 'eilig' oder 'ungestüm vordringen' und dem Adjectivum turás 'kräftig' oder 'ungestüm vordringend'[7], dem sich wiederum germ. *þora-z unmittelbar zur Seite stellt, schwerlich zu trennen ist. Ebenso erhält das aus dem Germanischen sonst nicht zu erhellende altn. þori seine einfache Erklärung, wenn man annimmt, dass es entweder von einem dem turá- 'kräftig vordringend, stark, gross' entsprechenden Adjectivum herstammt, welches durch das Suffix -an substantivische Bedeutung erhielt, oder dass ihm vielmehr, da die an-Stämme in der Regel Nomina Agentis oder Actionis sind, die transitive Bedeutung von tṛ oder tur, welche sich beide sehr nahe berühren, zu Grunde liegt, so dass þori eigentlich 'der überwältigende' oder 'übertreffende', d. h. der stärkere oder grössere Theil ist. Mit ihnen ist aber auch þora dem Sinne nach gut zu vereinigen, denn wie leicht sich aus der Bedeutung 'eilig vordringen' oder 'sich beeilen, Etwas zu thun' diejenige von 'sich getrauen, Etwas zu thun' entwickeln konnte, liegt auf der Hand und darf uns noch das Nordische selber lehren, wo man an verschiedenen Stellen für 'wagen' ebenso gut und manchmal sogar besser 'sich beeilen' einsetzen kann[8]. Wenn beide Verba sich in dieser Weise nahe berührten, versteht es sich auch,

---

[1] Müllenhoff, zu Jordanes S. 155.

[2] Procop, De bello Goth. III, 34. IV, 18 *(Θοριστν)*. Paulus Diaconus I, 23. 24. 27 (Turisindus) etc. Die Emendation in Turis-sindus ist unnöthig, obwohl Thurisind der Vater des Turismodus ist. Berühren sich doch auch Thurismod und Thurmod aufs Allernächste.

[3] Zeitschrift für deutsches Alterthum VII, 527 ff.

[4] Förstemann I, 1200. Eccehard bezeichnet ihn als princeps Baiocensis.

[5] Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen Nr. 106. 135.

[6] Byrhtnoth V. 298 (Grein-Wülcker I, 371).

[7] Grassmann, Wörterbuch zum Rig-Veda S. 540 f.

[8] In der Helgakviþa Hund. II, 4 heisst es von der einstigen Walküre: 'Hon sęvaþi scyiom ęfri oc vega þordi sem vikingar'. Hier ist 'wagte' schwerlich die richtige Übersetzung, sondern 'Sie schwebte höher als Wolken und eilte zu kämpfen wie Wikinger', vgl. ferner im Geisli des Einarr Skulason Str. 52: 'brimis fundi þar er nærri val (vel) þorþu', d. h. 'als sie der Kampfesbegegnung kräftig näher eilten' und þrymskv. 29, wo die 'arma iotna systir, hin er bruþfiar biþia þordi (vgl. auch Str. 32) dem Herkommen nach wohl das Recht hatte, um ein Brautgeschenk zu bitten (Weinhold, Die deutschen Frauen [2] I, 33 f. Altnordisches Leben S. 240). Man könnte sogar bezweifeln, ob þora und þyrja innerhalb des Nordischen überall streng auseinander gehalten wurden, wenn man sieht, dass das in der älteren Olafssaga Cap. 64 als Norwegismus erklärbare kilir þordu 'die Schiffe stürmten daher' auch in der isländischen Saga Cap. 113 ebenso wiederkehrt. Über die norwegischen Nebenformen tyrja, tørja von tora (þora) vgl. Aasen, Norsk Ordbog S. 825.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dass die Bedeutung derselben später in der Weise geregelt wurde, dass man þyrja auf die räumliche, þora auf die geistige Sphäre: auf ein geistiges eilen und rasch d. h. muthig und entschlossen sein, beschränkte. Doch brauchen die schwachen Verba nicht nothwendig in die urgermanische Zeit zurückzureichen, sondern können als Neubildungen im Nordischen selber entstanden sein.

So ist es denn eine nahe liegende Annahme, dass derselbe Sinn des ungestümen Vordringens, der dem altnordischen þyrja (*þurian) eignet, auch in den entsprechenden westgermanischen Wortstämmen, vor allem in dem Adjectivum vorhanden gewesen ist. Er würde zu verschiedenen Namen aufs Beste stimmen: nicht nur zu demjenigen des quadischen Wiþrador, der als 'Einer der gegen Etwas (oder Jemand) andringt', erst einen rechten Sinn bekommt, sondern auch zu dem des Thurisind und Thoromod und nicht minder zu demjenigen der Thuringi oder Ermunduri, welche schon in ältester Zeit, und vielleicht ehe der Name der Markomannen sich bildete, zwischen Werra und Saale und an den Zuflüssen der letzteren mit unaufhaltsamer Macht in das benachbarte, ursprünglich von Kelten bewohnte Gebiet hinüberdrängten[1]. Ob neben dem Adjectivum hier gleichfalls zwei schwache Verba existirten, entzieht sich unserer Beobachtung, aber nöthig ist es nicht, vielmehr konnte das eine *þorai-an, *þorēn, mit dem sich ÞORE allein combiniren lässt, recht gut die beiden Bedeutungen von þyrja und þora in sich vereinigen, falls die übertragene von altn. þora im Westgermanischen überhaupt vorhanden gewesen ist. Seiner Entstehung nach lässt sich das Verbum mit dem vedischen turāti aber nur dann zusammenfassen, wenn die Vermuthung Scherers sich bewahrheiten sollte, dass die Verba der sechsten altindischen Präsensklasse, zu der auch turāti gehört, sich im Germanischen in die dritte schwache Conjugation verloren hätten[2]. Bis dahin wird man es besser den zahlreichen Bildungen von Adjectivis, wie goth. weihan, ahd. altēn zurechnen, welche theils einen transitiven, theils einen intransitiven Sinn angenommen haben.

An unserer Stelle kann die Bedeutung von þorēn allerdings nur eine transitive sein, und zwar würde man, wenn es von dem Adjectivum *þora-z 'eilig, ungestüm vordringend' herstammt, zunächst an ein Factitivum wie goth. weihan 'heilig machen', sweran 'geehrt machen' etc. denken. Aber dieses widerstrebt dem Sinne allzusehr, da die Aufforderung: 'die Verheirathung beschleunige, Wodan!' doch ein seltsames Ansinnen an den Gott enthielte. So bleibt denn nur dieselbe Bedeutung 'ereilen, mit Eile oder Ungestüm herbeiführen, ersiegen', übrig, welche auch in dem vedischen Desiderativum tútūrshati[3] (in der Verbindung mit para) und weiterhin in á-tūrta 'unereilt, unübertroffen' vorliegt. Das Verhältniss zwischen dem Intransitivum und dem Transitivum wäre genau dasselbe, wie wir es bei finþan zu constatiren hatten, welches als Intransitivum 'gehen', als Transitivum 'durch Gehen erreichen' und deshalb 'finden' ist.

Mit dieser Auffassung bleibt ÞORE nicht mehr allgemein, sondern führt uns auf den Boden des altgermanischen Lebens zurück, es entspricht nicht nur dem Charakter des Gottes, in dessen Wesen die stürmische Bewegung liegt, sondern vor allem auch dem Ceremoniell der alten Hochzeit selber.

Ursprünglich eine einfache Besitzergreifung und vielfach ein Raub, ist die Erwerbung der Frau bei den arischen Völkern schon in frühester Zeit durch gesetzliche Normen geregelt. Doch erinnert in den volksthümlichen Hochzeitsgebräuchen noch Vieles an eigenmächtige Aneignung.

---

[1] Aus demselben Grunde wie die Thuringe mögen auch die gallischen Turones ihren Namen erhalten haben.

[2] Zur Geschichte der deutschen Sprache [2] S. 223.

[3] Rig-Veda X, 100, 12[b]: Rájishṭhayā rájiā paçvá á góṣ tútūrshati pári ágraṃ duvasyuḥ. 'In geradester Richtung bemüht der Verehrungswürdige (Indra) sich, das Beste von Kleinvieh und Rind zu ereilen (ersiegen, gewinnen)'.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die griechische und römische Hochzeit gleicht nicht nur ihrer ältesten Grundauffassung nach, sondern auch in manchen dauernd bewahrten Zügen dem Hergang eines Raubes, und bei den Slaven ist dies in noch ausgeprägterer Weise der Fall, so dass die ganze Hochzeit als ein fingirter Raub erscheint, der oft erst nach längerem Scheinkampfe gelingt und dessen einzelne Stadien den vornehmsten Inhalt der Hochzeitslieder bilden. Da hören wir, wie der Jüngling mit seiner bewaffneten Schaar wie 'ein feindliches Heer, eine Gewitterwolke' zum Hause der Braut sich aufmacht, wie sie 'das Haus überfallen, die eschenen Thore brechen, den grünen Hofraum zertreten', wie das Mädchen sich flüchtet und klagt oder doch wenigstens dem Vater den Rath gibt, möglichst viele Goldstücke für sie zu nehmen, wie sie bei der Fahrt ein wehmüthiges Abschiedslied singt oder die Ihrigen zur Verfolgung sich rüsten[1].

In den deutschen Gebräuchen tritt die kriegerische Inscenirung weit weniger hervor. Wohl kommt der Bräutigam wiederholt mit seinen bewaffneten Genossen vor das Brauthaus gezogen und verlangt die Herausgabe des Mädchens, dass sich versteckt hält und erst nach längerem Zögern und verschiedenen Täuschungsversuchen zum Vorschein kommt. Dennoch behält der Hergang einen anderen Charakter, der sich von der slavischen und romanischen Sitte gründlich unterscheidet. Die Fahrt nach dem Brauthause hat nichts Gewaltthätiges und von einem Scheinkampfe zwischen beiden Parteien ist nirgend die Rede. Dafür finden wir eine andere Ceremonie, welche einen so wesentlichen Bestandtheil der Hochzeit bildete, dass das ganze Fest bei den Nord- und Westgermanen danach seinen Namen 'Brautlauf' (altn. bruþhlaup, schwed. bröllopp, dän. bryllup, ahd. bruthlauft, brutloufti, mhd. brutlouf, brutlouft) erhielt[2].

Die alte Bedeutung des Brautlaufes ist verschieden aufgefasst worden, und Weinhold ist noch der Ansicht, dass das Wort 'ursprünglich nur die Fahrt der Braut zum Haus des Mannes bezeichnet' habe, so dass er den 'Brautlauf' mit dem 'festlichen Heimführungszug' oder der 'Heimleitung' identificirt[3]. Aber der altdeutsche Lauf war ebenso wie der neuhochdeutsche ein rascher und beschleunigter, der für die einem Triumphzuge gleichende feierliche Heimführung, bei der die Braut auf später hochbepacktem Wagen zu sitzen pflegt, eine wenig passende Benennung liefert. Ein 'schnelles Davoneilen mit der Braut wie mit einer Entführten'[4] ist in den deutschen Gebräuchen meines Wissens nicht nachzuweisen. Deshalb hat auch Jacob Grimm den Brautlauf dem Wortsinne gemäss richtig als den 'cursus nuptialis', als den 'Lauf nach der Braut oder um die Braut' definirt[5], und ebenso äussert sich Müllenhoff[6], dass 'nur der erste Theil der Handlung, der Auszug zur Einholung der Braut, der noch oft als wildes Wettreiten ausgeführt wurde, dem Hochzeitsfeste den bei West- und Nordgermanen gemeinsamen Namen Brautlauf gegeben hat'. Auch die Entstehung desselben sucht Müllenhoff zu ergründen, indem er ihn an einen der ältesten Mythen der arischen Stämme anknüpft, an eine göttliche Hochzeit, welche als die erste und früheste von allen zugleich als vorbildlich für alle anderen angesehen sei und die Ursache gewesen sein könne, dass der Wettlauf um die Braut bis in die neueste Zeit als besonderes Hochzeitsspiel fortdaure[7]. Es ist dies der Mythus, der in Deutschland in der Sage von den Harlungen

---

[1] Kulischer, Zeitschrift für Ethnologie X (1878), 206 ff. Dargun, Mutterrecht und Raubehe (Berlin 1883) S. 103 f.

[2] Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 434.

[3] Die deutschen Frauen [2] I, 407. 412.

[4] Mittelhochdeutsches Wörterbuch I, 1047.

[5] Deutsches Wörterbuch II, 336.

[6] Zeitschrift für deutsches Alterthum XXX, 219. 223.

[7] AaO. heisst es wörtlich: 'Der Auszug zur Einholung der Braut ... bildet einen wesentlichen Bestandtheil der Hochzeitsfeier ... und kann die Ursache gewesen sein, dass der Wettlauf' etc. Da Müllenhoff aber diesen Abschnitt nicht mehr

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fortlebt, jenem göttlichen Brüderpaar, welches die spätere Auffassung zu den Söhnen des Wodan machte, während sie im Grunde die beiden Zeussöhne, die *Διὸς κοῦροι* oder Açvina, die Götter der Morgenfrühe und des Zwielichts sind, welche nach alter Vorstellung nicht nur die Sonne und ihre Tochter im Wettlauf ersiegten, sondern auch, prangend im Goldschmuck, dieselbe auf ihren Wagen nahmen und entweder als ihre eigene Braut davonführten oder als Braut und Gemahlin ihrem Vater, dem höchsten Himmels- und Tagesgott zuführten.

Dass die Açvinen sich die göttliche Braut im Wettlauf ersiegen mussten, erweisen die von Myriantheus herbeigezogenen vedischen Hymnen[1]. In denselben heisst es u. A.: 'Beide rühmenswerthe (Pferde) tragen euren durch euch Beide bespannten, wunderbar zu schauenden Wagen zum Ziel; das Mädchen edler Abkunft, welches in Freundschaft zu eurer Eheverbindung kam, wählte sich euch Beide zu Männern aus (I, 119, 5) ... Der rasche Gang (eurer Pferde), durch den ihr die Männer der Surja geworden seid, ist wohl bekannt (IV, 43, 6) ... Die Tochter der Surja bestieg euren Wagen als Ziel des Wettlaufes, (damals) als ihr zu Wagen siegtet; alle Götter bewilligten es von Herzen; ihr, o Nasatya, folgtet mit Glück' (I, 116, 7). Bezweifeln darf man nur, ob diese göttliche Handlung in der That das Muster für die irdische Hochzeitsfeier abgegeben hat, oder ob nicht vielmehr umgekehrt die volksthümlichen Gebräuche massgebend für die Durchgestaltung der göttlichen Brautwerbung geworden sind.

In den deutschen Volksgebräuchen spielt der Wettlauf eine hervorragende Rolle, welche daran erinnert, dass einst auch die deutsche Hochzeitsfeier von ähnlichen Vorstellungen beherrscht wurde. Der symbolische Charakter desselben und der enge Zusammenhang, in dem er zu der Erwerbung der Frau steht, sind unverkennbar geblieben und gerade für Baiern hinreichend nachweisbar[2]. Gewöhnlich findet er unmittelbar nach der Trauung vor dem Festmahle statt und wird von den geladenen Burschen Angesichts der Braut, welche mehrfach das Ziel des Wettlaufes ist, zu Fuss ausgeführt. Der Bräutigam ist kaum noch dabei betheiligt, aber er erhält in dem jedesmaligen Sieger einen naturgemässen Stellvertreter, den er für seine Leistung gebührend zu entschädigen hat. Der Preis, den der Schnellste erringt, ist vielfach eines der Ehesymbole oder das Recht, vorübergehenden Besitz von der Braut (durch den Kuss, oder indem er sie in das Haus führt) zu ergreifen. Der Sinn dieses Spieles ist einfach und natürlich genug, denn es bekundet, dass die Frau durch Kraft und Geschicklichkeit ersiegt und dem Tüchtigsten zu Theil wird, der ihr den wirksamsten Schutz zu gewähren vermag. Fasst doch auch Penelope die Sache ganz ähnlich auf, wenn sie sich entscheidet, denjenigen unter den Freiern zu erwählen, der als der Edelste um sie wirbt, zahlreiche Geschenke bringend (Od. 19, 528 ff.) und der im Wettspiele um sie den Sieg davonträgt (572 ff.).

Bei der anderen Form des Brautlaufes, welche daneben in Deutschland nachweisbar ist, unternehmen die Braut und der Bräutigam selber den Wettlauf, nach dessen Beendigung der Braut von ihren neuen Genossinnen der Kranz genommen und die Mütze aufgesetzt wird. Diese Handlung hat in ihrer Art noch etwas Primitiveres und erinnert an den Wettkampf, durch den Siegfried als der Beauftragte Gunthers die Brunhild erringt, bei dem auch der Lauf eine Rolle spielt (vgl. dô spranc er nâch dem wurfe NN. 435, 4 und den stein warf er verrer, dar zuo er wîter spranc 437, 2), während es bei dem Lauf der Açvinen um die Sonnengöttin fraglich bleibt, ob

---

selber ausgearbeitet hat, bin ich zweifelhaft, ob er den Wettlauf von dem Auszuge zur Einholung oder von dem göttlichen Wettlauf selber hergeleitet hat.

[1] Myriantheus, Die Açvins oder die arischen Dioskuren S. 34 f.

[2] Die hauptsächlichsten Zeugnisse folgen im Anhange nach.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese selber bei dem Wettlaufe betheiligt ist, oder, wie bei der ersteren Form, nur das Ziel desselben bildet.

Unter diesen Umständen wird man die alte Bedeutung des Brautlaufes, der noch einmal die Urbedingungen der Heirath zusammenfasste und dieselbe überhaupt erst herbeizuführen schien, nicht gut bezweifeln können. Im Wesentlichen nur eine Ceremonie, konnte sich derselbe doch leicht wieder mit dem vollen Inhalt des Lebens erfüllen, musste aber natürlich von seinem ursprünglichen Platze weichen, sobald der christliche Kultus die Durchführung der Hochzeit in die Hand nahm.

Nunmehr leuchtet ein, in wie genauem Hinblick auf diese Gebräuche die Ausdrücke ÞORE und LOGA gewählt sind, denn das ungestüme Vorwärtseilen war diejenige Thätigkeit, die es im Brautlaufe zu bewähren galt, durch welche die Braut, oder rechtlich gesprochen, die Übergabe derselben oder die Festmachung und Verwirklichung der Ehe (die LOGA) ersiegt wurde, mag man dabei lediglich an das 'wilde Wettreiten', das ich freilich in dem Maasse nicht zu belegen vermag, oder an den Wettlauf selber denken.

Wie sehr diese Auffassung dem Geiste unseres Alterthums gemäss ist, braucht nicht ausgeführt zu werden. Und ebenso entsprechend ist die Rolle, welche dabei dem WODAN zufällt. Denn wenn zu diesem ersten wichtigen Acte der bäuerlichen Hochzeit, welcher heute noch zu grossartigen Inscenirungen führt, einer der Götter, in dessen Sphäre der Brautlauf vor Allem gehörte, in Beziehung gesetzt oder als der ideale Stellvertreter und Beistand des Bewerbers angerufen werden sollte: an welchen Besseren konnte man sich wohl wenden, als an den Schnellsten und Siegreichsten unter den Göttern, den Wind- und Siegesgott Wodan? Ein wirksamerer Beistand war von keinem anderen zu erwarten. An die Ersiegung und Besitzergreifung der Frau schliesst sich die in WIGI ÞONAR herbeigewünschte göttliche Weihe durch Donar passend an: beide Theile bilden dem Inhalte und der Syntax nach ein innig zusammenhängendes und folgerichtiges Ganzes.

So dürfen wir denn wohl den Spruch

LOGA ÞORE WODAN. WIGI ÞONAR.

durch: 'Die Heirath ersiege, Wodan! Weihe Donar!' wiedergeben und in ihm einen alten feierlichen Hochzeitswunsch erblicken, der an die beiden hauptsächlichsten 'dei coniugales' der heidnischen Germanen gerichtet war, von denen Tacitus in der Germania Kap. 18, sei es nun aus Unkenntniss oder durch die Antithese verführt, nichts zu berichten hat.

Weshalb dieser Wunsch auf die Rückseite der Kleiderspange geschrieben wurde, lässt sich gut begreifen, wenn man annimmt, dass die Spange ein Geschenk war, wie es nicht nur die Verwandten den Brautleuten, sondern auch diese sich gegenseitig bei und nach der Verlobung ebenso wie bei der Hochzeit darzubringen pflegten. Einen Beleg für diese Sitte liefert der im elften Jahrhundert in Baiern verfasste Ruodlieb, der Fr. XV, 40:

Alterutros cum nos dotabimus, est veluti mos

das gegenseitige sich Beschenken der Brautleute als herkömmlich erwähnt und später im Einzelnen schildert, welche Geschenke die Brautleute nach den Verlobungsceremonien von Ruodlieb erhalten: der Bräutigam ein Pelzkleid und ein gesatteltes Ross, die Braut drei Kleiderspangen

(Huic tria dat spinthra, quae velent pectora pulchra),

Armringe und Anderes mehr (94 ff.).

Der Spruch verräth nun aber noch eine besondere kunstvolle Fügung: wir erkennen doppelte Alliteration, indem WODAN und WIGI, ÞORE und ÞONAR durch gleichen Anlaut gebunden sind, und dies mag uns als eine Bestätigung dafür gelten, dass wir bei der Abgrenzung von ÞORE

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der That den richtigen Weg nicht verfehlten. Dass die Alliteration eine unbeabsichtigte war, ist bei dem feierlichen Inhalt kaum anzunehmen. Die doppelte Bindung ist zwar nicht die üblichste, aber doch eine durchaus reguläre. In dem vorliegenden Falle wurde durch sie noch der besondere Vortheil erreicht, dass auf diese Weise zwischen WODAN und ÞONAR auch ein äusseres Gleichgewicht hergestellt wurde; und wenn ÞORE ein ungewöhnlicher oder seltener Ausdruck sein sollte, so wird uns die Wahl desselben durch das Bedürfniss, einen Reimstab auf ÞONAR zu erhalten, noch besonders begreiflich. Sobald wir aber die Alliteration anerkennen, müssen wir den Spruch auch für einen aus zwei Kurzzeilen bestehenden Langvers halten, der nur in sofern etwas unregelmässig ist, als ÞONAR trotz der Kürze der ersten Silbe eine Haupt- und Nebenhebung trägt. Aber Ähnliches findet sich gelegentlich auch im Hildebrandsliede (49), mehrfach im Muspilli (34 etc.) sowie gelegentlich im angelsächsischen Beowulf (Sievers, Beiträge 10, 231).

Ihrer Lautform nach stehen alle Worte der Inschrift auf derjenigen vorhochdeutschen Sprachstufe, welche sich nach dem Wirken der Auslautsgesetze herausbildete. Von der hochdeutschen Verschiebung der Konsonanten ist aber noch keine Spur vorhanden. Deshalb muss die Inschrift auch älter als die Mitte des achten Jahrhunderts sein, da wenigstens in den um 743 beginnenden Freisinger Urkunden das in ÞORE und ÞONAR erhaltene Þ bereits regelmässig verschoben ist. Dass sie andrerseits nicht vor dem sechsten Jahrhundert nach Nordendorf gekommen sein kann, mussten wir oben aus historischen Rücksichten folgern.

Nachdem der alte Bestand der Inschrift erläutert ist, haben wir noch einen Blick auf die in der letzten Zeile vorgenommenen Correcturen zu werfen. Wenn Jemand aus dem ursprünglichen WIGI ÞONAR später WIGUᴸÞONAR machte, so kam es ihm bei der ersten Correctur zweifellos auf den Namen des Christengottes GUÞ 'Gott' (= goth. guþ) an, der sich durch die Hinzufügung eines einzigen Seitenstriches, durch die Veränderung der Rune ᛁ in ᚿ, hineinbringen liess. Die Form guþ, gegenüber der regulären westgermanischen god, kann hinsichtlich des Vocales nicht befremden, da sie auch in den älteren Glossen (vgl. cutum = cotum Gl. Ker. 102, 2 und Koegel S. 20) und in den Eigennamen (vgl. Cudahart, Cuthard im Verbrüderungsb. von St. Peter, Gudpert in dem von St. Gallen 88, 38, Cutrat ebenda 94, 23 u. A. m.) des Öftern vorkommt. Das Nomen wird im Westgermanischen ursprünglich wohl ebenso ein consonantischer Stamm wie im Gothischen gewesen sein, der später zu den a-Stämmen überging, während ab-god sich vielfach der i-Classe (vgl. ahd. abcut, abcuti, Gen. apkutio, Ahd. Gl. II, 763, 17, Dat. abgudim Isidor 7, 22 und Graff IV, 149 f.) anschloss. Innerhalb der Inschrift bleibt der Name scheinbar zusammenhangslos, aber der Corrector mochte wohl schon in der blossen Anwesenheit desselben ein wirksames Gegenmittel gegen den heidnischen Charakter der Inschrift erblicken, den er in der letzten Zeile durch das übergeschriebene L noch weiter bis zur Unkenntlichkeit entstellte. Über die Bedeutung dieses L werden wir später eine Vermuthung zu äussern haben, hier mag nur darauf hingewiesen werden, dass der Übergang vom Heidenthum zum Christenthum, den wir auf der Spange anschauen, auch noch stattgefunden haben muss, ehe die auslautende dentale Spirans zur Media verschoben wurde.

Wir wenden uns nunmehr dem von einer anderen Hand hinzugefügten zweiten Haupttheil der Inschrift zu, der vom linken Rande der Platte bis an den beschriebenen Platz heranreicht.

Die beiden ersten Runen sind ausserordentlich undeutlich und durch die starke Abnutzung der Spangenoberfläche, sei es während des Gebrauches oder bei der Reinigung, nahezu unleserlich

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geworden. Trotzdem lassen sie sich noch mit Sicherheit ergänzen, und LINDENSCHMIT, der sie erst nachträglich entdeckte, hat dies auch in allem Wesentlichen bereits richtig gethan. Von dem ersten Zeichen sind zwei obere Paralleläste und ein leichter Schimmer des dazugehörigen Hauptstabes noch soweit zu erkennen, dass man die Rune mit DIETRICH und HOFMANN nur für ein ᚨ halten kann. Die zweite ist schon etwas besser sichtbar, da nicht nur der untere Haupttheil des Verticalstriches, sondern auch die beiden an ihn angelehnten Seitenäste ziemlich klar hervortreten. Und zwar muss der obere von ihnen ungefähr bis an die Spitze des Hauptstabes herangereicht haben, so dass sich ein reguläres ᚹ ergibt. So hat auch LINDENSCHMIT das Zeichen dargestellt und DIETRICH auf seiner Tafel markirt, während er im Texte (S. 81) daneben noch ein ᚦ oder ᚦ für zulässig hält. Aber für das erstere steht das Seitendreieck entschieden zu hoch, und von einem zweiten, unteren Dreieck ist auf dem Original keine Spur vorhanden. HOFMANN hielt die Rune zuerst für ein ᛏ, während er sie später (S. 207) für ein ᚦ erklärte, was, wie gesagt, Beides nicht angeht. Die dritte Rune ist ein deutliches, von mehreren Rissen und Schrammstrichen durchzogenes ᚨ. Unmittelbar hinter derselben geht ein Bruch durch die ganze, später wieder zusammengefügte Platte hindurch, in welchem der untere Theil des vierten Zeichens verloren gegangen ist. Indessen lässt sich dasselbe noch mit Sicherheit zu einem ᛁ ergänzen. Die übrigen 8 Zeichen, welche von sämmtlichen Herausgebern übereinstimmend dargestellt sind, unterliegen keinem Zweifel, so dass wir die ganze Reihe durch

ᚨᚹᚨᛚᛖᚢᛒᚹᛁᚾᛁᛇ

wiedergeben dürfen. Dass die drei letzten Runen des knapp werdenden Raumes halber enger zusammengedrängt sind, wurde schon bemerkt. Alle einzelnen Buchstabenformen sind die regulären des alten Alphabetes. Die Bedeutung des letzten Zeichens ist von den Herausgebern in verschiedener Weise gefasst worden: DIETRICH wollte demselben den Werth S zuertheilen, wofür wenigstens innerhalb der Runenschrift kein Anhalt vorhanden ist, während HOFMANN (S. 208) und WIMMER (² S. 134 Anm.) an ein Trennungszeichen dachten. Da nun aber das ᛇ als Trennungszeichen nirgend nachzuweisen, wohl aber als Rune in den Alphabeten und auf den Spangen von Charnay und Freilaubersheim sicher zu belegen ist (S. 66 f. 82), so liegt nicht der geringste Grund vor, den Buchstabencharakter desselben zu bezweifeln, vielmehr werden wir ihm denselben Werth Ę oder I wie an den früheren Stellen zuzuertheilen und mithin die ganze Inschrift als

AWALEUBWINIĘ

umzuschreiben haben. Die Deutung derselben kann wohl nicht fraglich sein.

Das erste Wort AWA ist als weiblicher Eigenname in den Urkunden mannigfach zu belegen. Eine Auua verzeichnet das Weissenburger Urkundenbuch (Nr. 102) v. J. 788, zwei andere das Verbrüderungsbuch von St. Peter, und eine ganze Reihe die Verbrüderungsbücher von St. Gallen und Reichenau[1]. Frau Awa heisst auch die älteste, uns bekannte bairische Dichterin. Zur Erklärung des Namens ist Folgendes zu bemerken. An einer Stelle kommt Ava vor als Beiname einer Adelberga, Äbtissin aus Verdun[2], aber beide Formen werden etymologisch ebensowenig zusammenhängen, wie dies bei dem von GREGOR mehrfach erwähnten Vedastis cognomine Avus oder Avo der Fall ist. Nun mag das einfache gallo-romanische Avus, Ava mit lat. avus, ava 'Grossvater, Grossmutter' mehrfach identisch sein, aber in den zusammengesetzten oder abgeleiteten gallischen Namen, wie Avi-cantus, arem. Eucant, *Avinus, kymr. Ywein etc. (ZEUSS-EBEL S. 82) ist dies

[1] Förstemann I, 189 f. und Pipers Index zu den Lib. Confr. S. 414 f.

[2] Monumenta Germaniae X, 391.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kaum denkbar. In den germanischen Compositionen mit Awi- treffen zwei verschiedene Wortstämme zusammen: germ. *awia 'Wasserland' (vgl. ahd. Auuigaoz, altn. Eygautr)[1] und dasjenige avi- 'gut, trefflich', welches im gothischen avi-liud εὐχαριστία vorliegt und wohl mit dem gallischen Avi- identisch ist[2]. So lässt sich die Herkunft der einzelnen germanischen Namen nicht sicher bestimmen, doch wird man Bildungen wie Avi-ramnus, Ava-gisa, Avuldis (Awi-hildis)[3] sowie die abgekürzten Awo, Awa auch der letzteren Reihe zuzählen dürfen. Die Anlehnung an goth. awo 'Grossmutter' und altnord. ái 'Urgrossvater' wird schon darum bedenklich, weil für dieselben in sämmtlichen westgermanischen Dialecten die Entsprechungen fehlen. Seiner Form nach kann AWA auf keinen Fall der Dativ, wohl aber der Nominativ, Genetiv oder Accusativ Singularis sein.

Wie AWA ist auch LEUBWINIẹ ein Name. Den ersten Theil desselben bildet das gemeingermanische Adjectivum leuba- 'lieb' (goth. liufs, althochd. leob etc.), welches als erstes Compositionsglied sehr oft verwerthet wird, den zweiten das Substantivum wini 'Freund, Geliebter' (angels. wine, altnord. winr etc.), welches wiederum zu den üblichsten zweiten Compositionsgliedern gehört. Der ganze Name ist im Hochdeutschen als Liubwin, Leobwin mehrfach zu belegen und kehrt auch in abgeschwächter Form als Liupuni, Liubine wieder.

Vor dem regulären oberdeutschen Liubwini zeichnet sich LEUBWINI- durch die Bewahrung des gemeingermanischen Diphthonges aus, der in den von Gregor u. A. überlieferten älteren Namen wie Leubo-vera, Leubo-veus, Leudo-valdus neben Leodo-valdus etc. sehr häufig noch vorhanden ist und dem fränkischen Leob- zur Voraussetzung dient. Dagegen müssen wir das Fehlen des Compositionsvocales schon als eine Unursprünglichkeit betrachten. Ob man daraus aber ein Argument entnehmen darf, diesen Theil der Inschrift eher in das siebente als in das sechste Jahrhundert zu versetzen, ist sehr fraglich.

Auch die Casusform lässt sich wohl mit hinreichender Sicherheit bestimmen. Denn wenn -WINIẹ auch in ähnlicher Weise für reguläres hochdeutsches winia (Nom. Sing. Fem.) stehen könnte, wie im Vocabularius St. Galli 37 cumpurie für cumpuria, so gestatten die beiden nebeneinandergestellten Nominative doch kaum eine Verwerthung. Der einzige Sinn, der sich mit ihnen verbinden liesse, wäre der, dass AWA und LEUBWINIẹ die Spange gemeinsam (wem?) geschenkt hätten, aber dies ist weder gut ausgedrückt noch an sich sehr natürlich. Deshalb wird man nur an den Dativ Sing. des Masculinums denken können. Nun entspricht -WINIẹ auch dem Dat. Sing. eines frühhochd. ja-Stammes bis auf die leicht erklärliche i-artige Färbung des Schlussvocales genau, und da wini im Germanischen ursprünglich ein i-Stamm war, könnte man hier ebenso einen Übergang von der i- zu der ja-Classe annehmen, wie er im Altsächsichen (vgl. Heliand 2756) regelmässig vorhanden ist. Allein im Hochdeutschen ist derselbe nicht nachweisbar, deshalb liegt es näher, die Erklärung auf einfachem lautgesetzlichen Wege zu suchen. Der Dat. Sing. des i-Stammes musste vor dem Eintreten des Auslautsgesetzes win-iji, nach demselben win-ii oder win-ji lauten, denn dass die beiden i in dem kurzsilbigen Stamme nicht der Contraction zu ī unterlagen, kann die Parallele von goth. harjis etc. lehren, und das Altsächsische scheint den zweisilbigen Auslaut, den es zu -ie umwandelte, gleichfalls vorauszusetzen[4]. Mit *winii ist nun -WINIẹ bis auf die leichte Abschwächung des Auslautes identisch. Wenn man will, kann man indessen

---

[1] Müllenhoff, Zeitschrift 23, 171.

[2] Über griech. ἠΰ-ς, ἐΰ-ς, das man mit gall. avi- combinirt hat, vgl. Collitz, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 27, 183 f.

[3] Lib. Confr. St. Gall. 47, 17. Aug. 550, 28, Förstemann I, 189 f. Pol. Irm. S. 212.

[4] Heinzel bei Scherer z.GDS.[2] S. 617.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch -WINII lesen, da das ᛇ einen dem I sehr nahestehenden Laut bezeichnet, der im Hochdeutschen mit demselben vielfach zusammenfloss, doch bleibt die Wandlung des auslautenden i zu ę (vgl. ags. wini, wine etc.) im Ganzen wohl wahrscheinlicher. Zu hüten hat man sich nur vor der Aussprache winji, winję, welche hier ebenso wenig anzunehmen ist, wie bei dem oben (S. 68) erörterten ĘIA, IIA gegenüber gothischem ija.

Dem Sinne nach ergibt die Wendung AWA LEUBWINIĘ 'Awa dem Leubwini' die passendste Verbindung, in welche die Namen gebracht werden können. Sie ist eine abgekürzte Widmungsformel und besagt, dass Awa die Spange dem Leubwini geschenkt hat. Im Besitze des Letzteren ist die Spange also jedenfalls gewesen, und so mag auch wohl das innerhalb der grösseren Inschrift hinter GUᚹ übergeschriebene L den Anfangsbuchstaben seines Namens enthalten und bei der ganzen nothdürftigen Correctur der nur theilweise zur Darstellung gekommene Sinn vorgeschwebt haben, dass Gott den L. weihen möge. Dass beide Theile der Inschrift sich auf dieselbe Situation beziehen, ist recht gut möglich: in diesem Falle würde man anzunehmen haben, dass der formelhafte Spruch auf Bestellung von einem mit runischer Weisheit vertrauteren Manne eingeritzt wurde, während der andere, in schwankenderen Zügen hingeschriebene Theil die eigenhändige Widmung der Awa enthielte. Die beiden Correcturen aber müsste Leubwini selber hinzugefügt haben.

VIII.

DIE KLEINERE SPANGE VON NORDENDORF.

Über die kleinere Nordendorfer Spange (Tafel III, Fig. 8) sind leider ebenso wenig wie über die grössere besondere Fundangaben bekannt. Da sie aber schon im zehnten und elften Jahresberichte des historischen Kreisvereins für Schwaben und Neuburg für die Jahre 1844 und 1845 (Augsburg 1846) auf Tafel III, Fig. 14 abgebildet ist, und diese Tafel laut der Überschrift S. 32 'die neuen Fundstücke des Jahres 1844' enthält, so muss sie während der zweiten von Feigele geleiteten Ausgrabungsperiode zu Tage gefördert sein. In welcher Umgebung sie gelegen hat, lässt sich den Protocollen, soweit dieselben veröffentlicht sind, nicht einmal vermuthungsweise entnehmen. Auch Herr Ohlenschlager versicherte, dass ihm hierüber keine Angabe bekannt sei. Gegenwärtig befindet sich die Spange gleichfalls im Maximiliansmuseum zu Augsburg.

In archäologischer Hinsicht gehört sie zu demselben Typus wie die bisher besprochenen länglichen Formen. Die untere Spitze bildet ein sehr kräftig ausgeprägter Thierkopf mit länglicher Schnauze, dessen Augen durch eingelegte Edelsteine dargestellt wurden. Die übrigen Abschnitte sind mit Ausnahme des Randes und des über den Bügel hinziehenden niellirten Streifens, in dessen Mitte einstmals eine Perle sass, von einem fortlaufenden, bandartig verschlungenen Ornament bedeckt, welches noch jetzt reichliche Spuren von Goldverzierung trägt. Der obere Theil, auf dessen Rückseite die Spiralfeder befestigt war, ist wie bei der Freilaubersheimer Spange halbkreisförmig abgerundet und wird von einer zusammenhängenden Reihe vergoldeter, buckelartiger Knöpfe eingefasst. Archäologische Momente, welche uns berechtigten, innerhalb der allgemeinen Periode, der diese Spangen angehören (sechstes bis achtes Jahrhundert), noch eine weitere Abgrenzung

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorzunehmen, sind meines Wissens nicht vorhanden, doch dürfte die reichere Ornamentik mit ihren dichtgelegten Bandverzierungen im Ganzen auf ein fortgeschritteneres Entwicklungsstadium hindeuten.

Die auf der Rückseite über der ehemaligen Spirale stehende Inschrift wurde von LINDENSCHMIT im Jahre 1877 beim Reinigen der Spange entdeckt. Die erste Entzifferung unternahm RIEGER[1] auf Grund des ihm zugegangenen Originals. Seine Lesung stimmt fast genau mit der Abbildung von LINDENSCHMIT[2] überein, welche auch STEPHENS[3] reproducirte.

Ihrem Schriftcharakter nach unterscheiden sich die Runen von denen der meisten übrigen Inschriften dadurch, dass sie feiner und oberflächlicher eingeritzt sind, als wie es sonst der Fall zu sein pflegt. Doch deuten die sicheren Strichzüge keineswegs auf eine ungeübte Hand. Ausserdem wird die Leserlichkeit des Anfanges etwas durch die vielen Schrammen behindert, welche die Runen durchziehen; nur die unteren Horizontalstriche wird man trotz ihrer Unregelmässigkeit vielleicht als beabsichtigte Zeilenstriche auffassen dürfen. So ist das Bild, welches die Inschrift auf den ersten Blick erweckt, etwas verwirrend, aber eine wirkliche Unsicherheit bleibt nirgend bestehen. Die Runen lassen sich einzig und allein als

ᛒ ᛁ ᚱ ᛚ ᚾ ᛁ ᛟ ᛖ ᛚ ᚴ

entziffern, wie auch die früheren Herausgeber übereinstimmend angenommen haben.

Die beiden ersten Runen sind die regulären Formen für B und I, die dritte ist ein dem römischen näher stehendes R, wie wir es schon auf den Spangen von Freilaubersheim und Nordendorf antrafen, dessen Seitenäste jedoch nicht, wie LINDENSCHMIT und STEPHENS es darstellen, die Mitte des Hauptstabes berühren. Auf ein normales L folgt sodann ein Zeichen, welches uns bisher noch nicht entgegengetreten ist: es besteht aus einem verticalen Hauptstriche, von dessen Mitte sich nach unten rechts ein kleiner Seitenast abzweigt, und muss, wie der Augenschein lehrt, in dieser Form auch als vollständig und abgeschlossen gelten. Da dasselbe in den alten Alphabeten nicht vorkommt, so wird man in ihm lediglich die Variante eines anderen Zeichens zu erblicken haben. Und es kann auch nicht fraglich sein, von welchem. Denn dasselbe ᚾ kehrt in den nordhumbrischen[4] und den späteren skandinavischen Inschriften (etwa seit 900)[5] als eine Vereinfachung des regulären ᚾ = N wieder, mit dem es auf dem Stein von Bewcastle in willkürlicher Weise wechselt. Die sechste bis neunte Rune unterscheiden sich nicht von den entsprechenden I, O, E und L des alten Alphabetes, dagegen muss die zehnte wiederum die jüngere Nebenform einer anderen Rune sein, allerdings nicht von N (ᚾ), wie WIMMER vermuthet, da sie sich mit demselben kaum berührt, wohl aber von K, da sie mit demjenigen ᛉ, welches im Abecedarium Nordmannicum, sowie in den angelsächsischen und den späteren nordischen Alphabeten und Inschriften für das ältere ᚲ gebraucht wird, der Form nach identisch ist und in dem ᚳ der burgundischen Spange einen nahen Verwandten findet (S. 54).

Somit haben wir die Inschrift nach dem Vorgange von RIEGER durch

B I R L N I O E L K

zu umschreiben. Die Lautansammlung scheint zunächst eine sehr ungefüge zu sein, so dass man

[1] Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine XXV (1877), S. 33 nebst Abbildung.

[2] Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit III (1881), Heft VIII, Taf. 6, Fig. 2.

[3] Runic Monuments III (1884), S. 158 f. Handbook S. 110.

[4] Auf dem Kreuz aus Yorkshire (Stephens I, 390), auf dem Stein von Bewcastle (Stephens I, 398. 402).

[5] Wimmer, Die Runenschrift S. 208.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich versucht fühlt, dem Commentare von Rieger beizupflichten. 'Die vollkommen sichere Legende', bemerkt derselbe, 'gibt in deutscher Sprache keinen Sinn. Zwar ist BIR der Imperativ von beran "tragen, gebären" und ELK der alte Name des Elennthieres, aber damit wird man um nichts klüger. Dieses Vorkommen völlig sinnloser oder nur durch halsbrechende Künste lesbarer Buchstabenreihen neben andern, aus denen uns mühelos deutsche Worte und Sätze entgegentreten, ist ein deutlicher Beweis, dass man sich der Runen nicht nur in ihrer gemeingiltigen, in nicht wenigen Alphabeten uns vorliegenden Bedeutung, sondern auch zur Chiffernschrift bediente, die unter Wenigen durch Verabredung festgestellt war, und für die uns der Schlüssel entgeht. Es liegt nahe, zu vermuthen, dass sich in christlichen Zeiten in solcher Geheimschrift heidnischer Inhalt verbarg ... Unsere Spange ist zur Unterstützung dieser Annahme von besonderem Werthe, weil sie eben, soweit ich sehe, jeder, auch der verwegensten Deutung Trotz bietet und dadurch vielleicht auch von der Deutung anderer, nicht ganz so verzweifelt aussehender Inschriften abschrecken hilft.'

Trotzdem glaube ich, dass sich die Befürchtungen Riegers in diesem Falle noch widerlegen lassen und dass die anscheinenden Schwierigkeiten sich leichter lösen, als es in anderen Inschriften der Fall ist.

Meiner Ansicht nach zerfällt BIRLNIOELK in die beiden Worte BIRLNIO und ELK. Der Stamm des ersten Wortes muss in BIRL- enthalten sein, welches wiederum in wurzelhaftes BIR- und ableitendes -L- zu zerlegen ist. Dieselben Bestandtheile kehren thatsächlich in einem deutschen Worte wieder: in dem altsächsischen und althochdeutschen a-Stamm biril, welcher an den sich entsprechenden Stellen des Heliand (V. 2868) und der Tatianübersetzung (80, 6) im Plural (alts. birilos, ahd. pirila) die Körbe (lat. cophinos) bezeichnet, in welche bei der Speisung der Zehntausend die Brosamen aufgelesen werden. Daneben ist biral als der volksthümliche Ausdruck für einen grösseren Krug oder Topf, in dem auch flüssige Dinge aufbewahrt oder zugewogen wurden, durch die Glosse 'urna, quam rustici vocant biral, capit quatuor adpensantur CXX. libre, congius minor biral capiens LX librae' einer alten Pariser Handschrift (Pb 2)[1] bezeugt. Beide Formen sind identisch, da das a in biral nicht etymologisch berechtigt ist, sondern sich nachträglich aus dem bereits syncopirten birl entwickelt haben muss. Denn die Wurzelsilbe gehört zweifellos zu beran 'tragen' und kann nur durch ein nachfolgendes i zu bir gewandelt sein; wäre das -al ursprünglich, und ein solches Schwanken der Ableitung ist auch sonst zu belegen, so würde die Form nicht biril, sondern beral lauten müssen, welches wirklich in mehreren Eigennamen vorzuliegen scheint.

Welche Bedeutung das Wort in unserer Inschrift haben kann, darf uns das Angelsächsische lehren. Denn hier ist ein Substantivum byrele, byrle 'pincerna, Mundschenk' vorhanden[2], welches mittels des Suffixes -ja von einem als selbständiges Wort nicht mehr nachweisbaren a-Stamm byril (*bur-il) 'Gefäss' abgeleitet ist, der sich von dem altsächsischen und althochdeutschen bir-il nur durch die schwächste Form des Wurzelvokales unterscheidet, und *burili, byrle bezeichnet danach Jemanden, 'der mit den Gefässen oder Krügen zu schaffen hat', oder 'der dieselben umher reicht'. Somit dürfen wir buril und biril als germanische Nebenformen für 'urna, congius' betrachten[3]

[1] Graff, Althochdeutscher Sprachschatz III, 156.

[2] Grein, Angelsächsischer Sprachschatz I, 152, Ettmüller S. 285, Haupts Zeitschr. VI, 190 f. Im Nordischen gilt dafür byrlari, und ich meine auch, ein entsprechendes westfränkisches burilari (als burellarius) in einer merowingischen Quelle getroffen zu haben.

[3] Ebenso wie in biril, buril begegnen sich die beiden Stammformen auch im hochd. birling, burling 'Heuschober' (vgl. Mhd. Wb. I, 153b, Lexer I, 397, Schmeller, Bayr. Wb.[2] I, 278 etc.).

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und auf Grund von ags. *burili, byrle auch ein vorhochdeutsches birili 'pincerna' ansetzen, von dem birilin oder mit Syncope BIRLIN das reguläre Femininum derstellt. Denn dass die von den ja-Stämmen mittels des Suffixes -inia (goth. -ini, hochd. -in) movirten Feminina gleich den von den a-Stämmen hergenommenen (wie kuning, kuningin) ursprünglich auch nach der starken Deklination gehen konnten, braucht keinem Zweifel zu unterliegen und wird überdies durch Nominative wie zoubrarin, zuhtarin, follestarin, irwurigarin erhärtet. Von BIRL[I]N 'die Mundschenkin' oder wie man das Wort sonst übersetzen will, ist BIRL[I]NIO der richtige frühhochdeutsche Dativ Singularis.

Eine andere als diese einfache und nahe liegende Erklärung scheint mir nicht vorhanden zu sein. Die Synkope des Zwischenvocales von Biril- hat nichts Befremdendes und mag in dem Dativ Singularis, wo der Accent ursprünglich auf der nachfolgenden Suffixsilbe ruhte, sogar in regelmässigerer Weise vollzogen worden sein. Das Fehlen des nächsten I jedoch, welches in der Sprache nicht gut übergangen sein kann, wird am Besten als ein rein graphischer Vorgang gefasst: mussten wir doch auch in RAN[I]NGA der Müncheberger Spitze, in UÞF[I]NÞAI der burgundischen und Þ[I]K der Freilaubersheimer Spange nothgedrungen ein I ergänzen.

Nur in einem Punkte ist BIRL[I]NIO alterthümlicher als das vorauszusetzende althochd. Birlinno: in der Bewahrung des ursprünglichen -ni-, welches noch nicht zu -nn- assimilirt worden ist, wie dies im Hochdeutschen sonst der Fall ist. Doch kann als ein weiterer Beleg aus einer Freisinger Urkunde v. J. 772 der Genetiv Albuniae (= ahd. Albunia) angeführt werden, dessen Nominativ ebendort Alpun 'Elbin' lautet[1]. Die dunkle Färbung des Ableitungsvocales, welche in ahd. Alpun, Gen. Albunia, in wirtun etc. vorliegt, ist für BIRLNIO zwar nicht ausgeschlossen, doch wird der ja-Stamm birili, burili der ohnedies häufigeren Bildungsweise auf -in wohl den Sieg verschafft haben.

Um die Bedeutung von BIRLIN möglichst sicher beurtheilen zu können, wird es nöthig, diejenigen germanischen Eigennamen, in denen derselbe Stamm vorliegt, noch kurz zu betrachten. Die alten Verbrüderungslisten von Luxovium (Luxeul) verzeichnen einen Berla-harius[2], dessen erstes Compositionsglied ein Nomen ber-al- voraussetzt, welches sich von *ber-il, bir-il nur durch die andere Färbung des Ableitungsvocales unterscheidet. Die Bedeutung 'Topf, Krug' würde auch hier vortrefflich passen, und Berla-harius als 'Beherrscher der Schenken' oder 'Verwalter der Gefässe' (vgl. ags. yldest byrla 'pincernarum primus, magister calicum') einen zufriedenstellenden Sinn gewähren. Auch Berloinus und das Femininum Berlo-indis[3] dürften in ähnlicher Weise zu verstehen sein. Dagegen kann der patronymisch gebildete altnordische Zwergname Berlingr[4], mit dem die wiederum auf anderer Wurzelstufe stehenden angelsächs. Ortsnamen Boerlingas v. J. 788 und Byrlinga-ham v. J. 972[5] zu vergleichen sind, schwerlich in diesen Zusammenhang eingeordnet werden. Berlingr gehört zu den Schmieden, welche das goldene Halsband der Freyja verfertigen und kann deshalb nur eine tellurische Bedeutung haben, welche das Tragen und Wachsthum der Erde im Auge hat. Dass neben Berling noch ein Masculinum Birili und ein Femininum Birlin von gleicher Bedeutung vorhanden waren, welche auch in der gewöhnlichen Namengebung verwendet werden konnten, ist wenig wahrscheinlich. Aus welchem Grunde hätte man aber sonst wohl ein Mädchen eine 'Trägerin' nennen können. Das mittelhochdeutsche

[1] Wagner, Die deutschen Namen der ältesten Freisinger Urkunden S. 21.

[2] Lib. Confrat. Aug. 209, 9.

[3] Polyptychon Irminonis S. 40. 71.

[4] Fornaldor sǫgur I, 391.

[5] Birch I, Nr. 253. Kemble, Codex diplom. III, 75.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und noch dialektisch vorhandene bürling, birling 'Heuschober' lässt gleichfalls keine neue Anknüpfung erkennen.

Somit bleibt das althochd. und altsächs. biril das einzige Wort, welches dem Femininum BIRLIN zu Grunde liegen kann, und der Name muss schon als ein Appellativum gefasst werden für eine Frau, welche mit den Krügen oder Gefässen zu schaffen hat, die also wohl, wie das Angelsächsische unmittelbar nahelegt, in einem vornehmen Haushalt als Kellermeisterin oder Schenkin fungirte. Diese Bedeutung muss auch nothwendig in Birlin gefühlt worden sein, denn sonst hätte die Ableitung mittels des Suffixes -ini-, -in nicht erfolgen können. Die Sitte, von jedem beliebigen Männernamen (wie Berilo 'Bärle') in starrer Weise durch ein angefügtes -in eine Benennung für die dazu gehörige Frau zu schaffen, gehört meines Wissens erst einer sehr viel späteren Zeit an.

Das auf BIRL[I]NIO folgende ELK ist ein unzweideutiger Eigenname, der in grammatischer Hinsicht nur eine einzige Erklärung zulässt. Wie schon Rieger vermuthete, ist er mit dem Namen des Elches identisch, welcher im Hochdeutschen elch und elaho, im Angelsächsischen eolh, im Nordischen dagegen elgr lautete. Die letztere Consonantenstufe, welche auf einer abweichenden Regelung der ursprünglichen Betonungsverhältnisse beruht, muss auch im Westgermanischen vorhanden gewesen, aber früh aufgegeben worden sein. Von westgerm. *elg ist ELK die speciell althochdeutsche Form, da in demselben bereits die Wirkung der hochdeutschen Lautverschiebung vorliegt, und dieser Umstand liefert uns zugleich einen wichtigen chronologischen Anhaltspunkt. Wann die Verhärtung der auslautenden gutturalen Media in Baiern eintrat, lässt sich allerdings nicht genau bestimmen. Im siebenten Jahrhundert kann von derselben aller Analogie nach noch nicht die Rede gewesen sein, dagegen ist sie in den mit dem Jahre 743 beginnenden Freisinger Urkunden bereits vorhanden, wie die Namen Hroadunc v. J. 743, Aliwic v. J. 750, Hartinc v. J. 752 u. A. bezeugen. In den Weissenburger Urkunden fallen die ältesten, noch vereinzelten Zeugnisse dieser Verschiebung ins Jahr 716 (Uuicrat, Uualarunc etc.), und so mag denn in dem streng hochdeutschen Baiern derselbe Vorgang wohl zu Anfang des achten Jahrhunderts durchgedrungen sein.

In Eigennamen ist Elg, Elch nicht häufig, aber doch sicher, so in dem nordischen Elgfrodi, den fränkischen Electrudis, Electeo und dem bairischen und würtembergischen Elchingen, zu belegen. An unserer Stelle hat der Name nicht die gewöhnliche Form der abgekürzten Eigennamen (auf -o), sondern die Flexion des ursprünglichen Substantivums, aber diese ist gerade in den alten Freisinger Urkunden nicht ungewöhnlich, aus denen sich Formen wie Arn v. J. 758. 765 etc., Pern v. J. 759. 765, Kisal v. J. 773 dem ELK zur Seite stellen. Ob man dieselben als die letzte Hälfte ehemaliger Composita oder als schon ursprünglich selbständige Nomina fassen will, welche den betreffenden Personen als auszeichnende oder neckende Benennungen beigelegt wurden, mag dabei anheimgegeben werden. Jedenfalls gehört der ELK unserer Spange noch einer Zeit an, in der man sich an den Elchen Ruhm verdienen oder vergleichsweise nach denselben zubenannt werden konnte.

Dass wir mit dieser Erklärung in der That das Richtige getroffen haben, lässt sich glücklicher Weise noch urkundlich erhärten. Denn kaum $^3/_8$ Meilen von dem Gräberfelde entfernt ist noch heute am Lech diejenige Ortschaft vorhanden, wo in alter Zeit das Geschlecht der Elche gehaust hat, nach dem die ganze Ansiedelung ihren Namen erhielt. Ihre Geschichte berührt sich nahe mit derjenigen des oben erwähnten Donnersberger Geschlechtes. Um das Jahr 1160 werden zuerst in einer bairischen Urkunde ein Heinricus de Eligin und Oudalricus de Eligin erwähnt, um 1187 die villa Elgen. Im vierzehnten Jahrhundert sind die milites de Elgen oder Eligin

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(unter denen auch ein armiger de Elgen v. J. 1331) im Besitze des Castrum Donrsperch. Später geht die Ortschaft, welche auf der bairischen Generalstabskarte als Ellgau (d. h. doch wohl Elg-ouwe) verzeichnet ist, ebenso wie Nordendorf, in den Besitz der Pappenheimer und schliesslich in denjenigen der gräflich Fuggerschen Familie über[1]. Der ältere Name Elgen aber kann nur der Dativ Pluralis von Elg, ahd. Elk, mhd. Elg sein und ist aller Analogie nach aus der Wendung 'zen Elgen' hervorgegangen. Bei der ausserordentlichen Seltenheit grade dieses Namens ist der Zusammenhang zwischen dem ELK unserer Spange und dem bei Nordendorf angesessenen Geschlechte wohl nicht zu verkennen.

Da ELK der reguläre althochd. Nominativ Singularis ist, muss die ganze Inschrift

BIRL[I]NIO ELK

als 'Der Schenkin Elk' übersetzt werden. Die Dedicationsform ist genau dieselbe, wie bei AWA LEUBWINIE 'Awa dem Leubwini' der grösseren Nordendorfer Spange, nur dass die Stellung des Nominativs und des Dativs vertauscht ist.

Als die Abfassungszeit der Inschrift darf man mit grosser Sicherheit das achte Jahrhundert betrachten. An eine frühere Periode zu denken, hindert das lautverschobene ELK, an eine spätere das alterthümliche BIRL[I]NIO gegenüber dem zu erwartenden ahd. Birlinno(-u). Zu dieser Zeitbestimmung passen die jüngeren Runenformen ᚦ und ᚠ aufs Beste, für deren Auftreten nunmehr ein sicherer Anhalt gewonnen ist.

IX.

DIE EMSER SPANGE.

Die Tafel III, Fig. 9 abgebildete, nur zur Hälfte erhaltene Gewandnadel wurde im Jahre 1878 'bei Dorf Ems nach dem Fachbacher Weg beim Bau des Closischen Hauses mit verschiedenen Töpfen und Scherben zwischen grossen Steinen, Broncestücken etc.' gefunden und gehört jetzt Herrn August Vogelsberger zu Ems an der Lahn. Da sie von den Arbeitern zufällig aufgelesen wurde, ist nichts über die specielleren Fundumstände bekannt geworden, doch soll an jener Stelle ein fränkisches Gräberfeld vorhanden sein. In einer Entfernung von 500 Schritt wurden von Herrn Vogelsberger zwei Gräber mit mannigfachen, der fränkischen Zeit angehörigen Beigaben aufgedeckt, unter denen sich auch noch einige Münzen des Severus (193—211) befanden.

Die Spange zeigt in archäologischer Hinsicht eine so weitgehende Übereinstimmung mit der jüngeren Nordendorfer, dass sie nothwendig derselben Periode angehören muss. Auch die Grössenverhältnisse sind bei beiden dieselben, so dass wir durch die Vergleichung bestimmen können, wie viel von der Emser Nadel abgebrochen ist. Von der Platte, auf deren Rückseite die Inschrift steht, fehlt danach nur ein minimaler Theil, welcher auf keinen Fall so gross war, dass an beiden Seiten noch je eine Rune hätte stehen können. Deshalb darf die Inschrift in allem Wesentlichen

[1] Mon. Boica XXII, 98 etc. v. Raiser, Drusomagus-Sedatum S. 31.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als vollständig angesehen werden. Veröffentlicht wurde sie zuerst von Rieger[1], dessen nicht ganz correcte Abbildung Stephens[2] wiederholte.

Die Inschrift besteht aus zwei mit ihren Kopfenden gegeneinander gerichteten Buchstabenreihen, unter denen möglicher Weise noch sehr verblasste Zeilenstriche vorhanden sind. Die Reihen gehen von links nach rechts, wie dies auf den Gewandnadeln regelmässig der Fall ist. Auf der rechten Seite der Nadelhülse stehen 5 Runen, welche als

ᚢ ᛒ ᚨ ᛞ ᚨ

UBADA

zu lesen sind. Der Seitenstrich des dem Thierkopf zunächst stehenden ᚢ ist oben eine Kleinigkeit durch den Verticalstrich hindurchgezogen, im Übrigen aber weit regelmässiger als die auf der grossen Nordendorfer Spange durch spätere Correctur entstandene Form. Das zweite Zeichen gab Rieger fälschlich als ᚹ = W wieder, obgleich auf dem Original das untere Seitendreieck gerade so deutlich wie das obere zu erkennen ist. Dicht hinter der letzten Rune und unmittelbar vor der Bruchstelle bemerkt man noch eine einzelne etwas schräge Linie, welche möglicher Weise als eine Zufälligkeit gelten kann, vielleicht aber auch ebenso beabsichtigt war, wie die auf der Freilaubersheimer Spange hinter den Trennungszeichen am Ende der Zeilen stehenden längeren Striche (S. 80 f.).

Innerhalb der zweiten Reihe kann unmöglich mehr als der eine Verticalstrich des ersten, an der Bruchstelle stehenden Zeichens verloren gegangen sein, sodass die Rune mit Sicherheit zu einem ᛗ = M zu ergänzen ist. Alsdann folgen die regulären Formen für A, D und A, sowie an fünfter Stelle ein einzelner Verticalstrich, von dem sich etwa in zwei Drittel Höhe ein kleiner, aber zweifelsohne beabsichtigter Seitenstrich abzweigt. Da das Zeichen ein überaus unregelmässiges ᛚ = L sein würde, welches in dieser Form nirgend nachzuweisen ist, so können wir es nur mit demjenigen ᚾ identificiren, welches uns schon auf der kleineren Nordendorfer Spange als die Vereinfachung des alten ᚾ = N entgegentrat. Dass der Seitenast eine Kleinigkeit höher steht, kann nicht ins Gewicht fallen, da auch der Querstrich des ᚾ nicht immer genau die Mitte des Hauptstabes durchschneidet. Hinter dieser Rune tritt noch ein einzelner, etwas schrägerer Strich hervor, der schwerlich für eine Rune zu halten ist, sondern ebenso wie die am Schluss der vorhergehenden Zeile stehende Linie zu beurtheilen sein wird: das heisst wir werden in beiden Interpunctionszeichen vor uns haben, welche den mit dem Zeilenschluss zusammentreffenden Wortschluss äusserlich markiren sollten. Somit ist die zweite Zeile als

ᛗ ᚨ ᛞ ᚨ ᚾ

MADAN

zu entziffern, und beide Zeilen, sowohl UBADA wie MADAN, sind als selbständige Worte zu fassen, mit denen die Interpretation sich abzufinden hat. Riegers unrichtige Lesung UWADA MADAƤNG dürfen wir ebenso bei Seite lassen wie die darauf gegründete Annahme, dass auch diese Inschrift zu denjenigen gehöre, welche keine Deutung gestatten.

Freilich scheint UBADA auf den ersten Blick sehr befremdlich zu sein. Wenn es ein einheitliches Wort ist, und zwei können unmöglich in ihm enthalten sein, so müsste es in dieser Gestalt als eine Ableitung von dem Stamme UB- mittelst des Suffixes -ADA angesehen werden. Aber ein solches Suffix ist bei den germanischen Nominibus nicht nachzuweisen und beim Verbum auch nur in dem gothischen Passivum (wie habada etc.), welches man für die dem Hoch-

[1] Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1878 S. 33 f. Die specielleren Angaben verdanke ich einer gefälligen Mittheilung des Herrn Vogelsberger.

[2] Runic Monuments III, 274. Handbook S. 210.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen unmittelbar vorhergehende Periode schwerlich noch voraussetzen darf. Und der Stamm selber, der in diesem Falle nur an ahd. ōben, uoben 'üben' angelehnt werden könnte, würde noch eine neue Schwierigkeit hinzufügen (S. 74 f.). Dagegen schwinden alle Bedenken, sobald wir in dem Anlaute UB lediglich eine andere Lautgebung für UU oder W erblicken, welche den späteren gothischen Schreibungen wie Ubadamirus für Wadamirus (v. J. 683) und Ubimar für Wimar (v. J. 688) entspricht[1]. Dieselbe beruht auf der mit einem vocalischen Vorklang einsetzenden Aussprache des w einer-, und andrerseits auf dem spirantischen Charakter des b, welcher das letztere dem w so nahe brachte, dass eine willkürliche Vertauschung beider Zeichen möglich wurde. Deshalb hat die Schreibung Ub- für Vu, W nichts specifisch Gothisches, sondern konnte sich überall einstellen, wo das b im Allgemeinen ähnlich wie w gesprochen wurde. Dass das Letzere aber schon in älterer Zeit in der Gegend von Ems der Fall war, braucht nicht bezweifelt zu werden und wird durch unsere Inschrift erwiesen. So wird in dem Trierer Capitular aus dem neunten Jahrhundert das inlautende b regulär durch u vertreten (uviri, haven etc.)[2], ebenso wie dies in den Urkunden[3] und später in der Limburger Chronik sehr gewöhnlich der Fall ist. Dass dieselbe Schreibung sich auch im Anlaute einstellen konnte, beweist der Name Bulfardus für Wulfhardus einer ripuarischen Urkunde v. J. 836[4]. Somit dürfen wir das mittelrheinische UBADA mit dem gothischen Ubada-(mirus) auf gleiche Stufe stellen und in ihm eine andere, in der Sprechweise jener Gegend begründete Lautgebung für WADA erkennen. Dieses aber ist der reguläre fränkische Nominativ Singularis eines verkürzten, mit Wada- zusammengesetzten weiblichen Eigennamen, der im Gothischen Wado (Ubado), im Oberdeutschen Wata lauten würde.

In der That ist Wado-, Wade-, Wadi- im Germanischen als erstes Compositionsglied seit alter Zeit mehrfach nachzuweisen. Dem gothischen Wadamirus (Ubadamirus) entspricht dem Namen nach genau der von Ammianus erwähnte Alamannenkönig Vadomarius aus der Mitte des vierten Jahrhunderts und der merowingische Uuademerus v. J. 682/683[5]. Von späteren Belegen verzeichnet Förstemann ausser dem Gothen Wadefred (hochd. Watfrid, Lib. Confr. Aug. 413, 8) noch Wading, Vadipert, ferner aus den Weissenburger Urkunden einen Wadelaicus v. J. 744 und Uuadirih v. J. 840, sowie die weiblichen Wadpirc, Wathildis, Watlindis und Wada, Wata selber, welche dem häufiger vorkommenden männlichen Wado, angels. Wada[6] zur Seite steht. Der Wurzelvocal kann, wie die gothischen und angelsächsischen Namen lehren, nur als Kürze angesetzt werden. Deshalb kann der Stamm nicht mit ahd. wāt, ags. wæd 'Gewand' identisch sein; er darf auch wohl nur ausnahmsweise mit hochd. watan 'waten' kombinirt werden, sondern findet in dem goth. vadi 'Unterpfand' (vgl. lat. vas, vad-is 'Bürge' etc.) seine sinngemässe Anknüpfung. Dieses Wort muss, wie nunmehr die Namen lehren, einst auch in den westgermanischen Dialecten als selbständiges Nomen vorhanden gewesen, aber später verloren gegangen sein.

Ebenso wie in UBADA oder UUADA ist auch in MADAN ein Name enthalten, welcher aber nicht im Nominativ, sondern im Dativ Singularis steht und auf einen männlichen Nominativ Mado zurückweist. Die Endung -an für -en oder -in ist bereits bei Gelegenheit von IDDAN auf der burgundischen Spange erläutert und aus dem Althochdeutschen und Altsächsischen nach-

[1] Mansi XI, 1077. XII, 22 etc. Dietrich, Die Aussprache des Gothischen S. 79.

[2] Denkmäler Nr. LXVI und Müllenhoffs Vorrede [2] S. XVII.

[3] Heinzel, Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache S. 20. 32 etc.

[4] Beyer, Mittelrheinisches Urkundenbuch I S. 72.

[5] Tardif Nr. 24.

[6] Birch I Nr. 50. 181 etc.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewiesen (S. 61). Der Stamm selber ist in den Eigennamen nicht gerade häufig. Doch liegt er als erstes Compositionsglied vor in den merowingischen Namen Madoland v. J. 659[1], Madobodus[2], ferner in Madefledis, Madanilt, Madalint, Madabiric u. A.[3], an zweiter Stelle in dem Namen des Alamannenkönigs Gundomadus, dem von AMMIANUS erwähnten Bruder des Vadomarius, in dem oben S. 36 angeführten Viomad aus dem fünften Jahrhundert sowie dem in einer Strassburger und einer mittelrheinischen Urkunde des achten Jahrhunderts vorkommenden Uuiu-, Wiomadus[4], in Welimad des Cod. Lauresh. und einigen anderen Belegen. Aber als sehr lebensfähig erwies sich das Compositionsglied nicht.

Von den germanischen Wortstämmen lässt sich MADAN nur an angels. meadu (Masc.), altniederl. mada, hochd. *mata, mittelhochd. mate 'Wiese, Matte' anknüpfen, welches mit seiner Nebenform matha-, hochd. mada in verschiedenen alten Ortsnamen wiederkehrt[5]. Auch für die Personennamen muss die Verwerthung desselben als ebenso zulässig gelten wie die der Nomina land- oder wisa-. Nur scheint die Bedeutung gerade in einigen der ältesten Compositionen keinen rechten Sinn zu gewähren, so dass man die Möglichkeit wird offen lassen müssen, dass im Germanischen neben mada- 'Matte' noch ein anderes mad- vorhanden war, welches später verloren gegangen ist. Vielleicht darf man an das keltische math (mad) 'bonum, bonus' erinnern, welches auch in dem von CAESAR erwähnten Namen Teuto-matus als zweites Compositionsglied vorliegt[6].

Indessen kommt diese Frage für die abgekürzten Namensformen Mado, Mada nicht weiter in Betracht.

Die Zusammenstellung

UBADA MADAN

'Wada dem Mado' ergibt wieder dieselbe Formel, welche in AWA LEUBWINIE und BIRL[I]NIO ELK vorliegt, wodurch, wenn es nöthig sein sollte, für alle drei Deutungen noch eine erhöhte Sicherheit erwächst.

In sprachlicher Hinsicht bieten die beiden Worte kein bestimmtes Kriterium dar, da sie auch im späteren Fränkisch ebenso lauten würden. Dagegen kann uns nach den an der kleineren Nordendorfer Spange gewonnenen Ergebnissen nunmehr der Schriftcharakter einen Anhalt gewähren. Da wir nämlich auf beiden Spangen die jüngere Form ᚾ für die ältere ᚿ antreffen, die Nordendorfer Spange aber mit grosser Sicherheit dem achten Jahrhundert zugewiesen werden muss, so werden wir auch für die Emser an dieselbe Periode zu denken haben. Diese Annahme wird dadurch noch weiter bestätigt, dass beide Spangen in archäologischer Hinsicht schon einer späteren Stilentwicklung angehören und einander so ähnlich sind, dass man sie ungefähr als gleichaltrig betrachten muss.

---

[1] Tardif Nr. 17.

[2] Bibliothèque de l'école des chartes XLII, 299.

[3] Förstemann I, 918 f.

[4] Socin S. 194 und Beyer, Mittelrhein. Urkundenbuch I, S. 15. 28. 31 (v. J. 760 und 772).

[5] Müllenhoff, Zeitschrift 23, 5 ff.

[6] Zeuss-Ebel S. 4.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

X.

DIE FRIEDBERGER SPANGE.

Auf dem Südabhange des Wartberges, der ersten Anhöhe, welche sich südlich von Friedberg in der Wetterau erhebt, hat Herr August Dieffenbach eine Grabstätte entdeckt[1], welche zwar nicht die regelmässige Anlage der Reihengräber hat, aber derselben Periode wie diese angehört. Die Gräber haben eine durchschnittliche Tiefe von 1,25—1,45 Meter und sind meistens mit den Fussenden nach Nordost, mit den Kopfenden nach Südwesten gerichtet. Dies ist auch mit demjenigen Grabe der Fall, dem Herr Dieffenbach im Frühjahr 1886 persönlich die Runenspange enthob. Aus den sehr sorgfältigen Aufzeichnungen, welche derselbe mir zu übersenden die Güte hatte, erlaube ich mir, die nachfolgenden Angaben zu wiederholen.

Das Grab reichte bis in eine Tiefe von 1,30 m. Über den Unterschenkeln zeigte sich eine kohlenhaltige Schicht, welche zwischen 15 und 25 cm auf- und abstieg und den Eindruck machte, als stamme sie von einem breit angebrannten Brette, das über die Leiche gedeckt war und sich beim Verfaulen, je nachdem dasselbe Widerstand gefunden, mehr oder weniger gesenkt habe. Schon von den Knien an verlor sich der Zusammenhang dieser kohlenhaltigen Schicht, welche bis zum Ende des Grabes nur noch in einzelnen Brocken erkennbar blieb[2]. Zu den Füssen der Leiche stand ein Krug aus ziemlich heller röthlicher Masse mit schwärzlichem Überzuge, der augenscheinlich auf der Drehscheibe gefertigt war. Zwischen diesem Gefässe und den Füssen lag ein doppelter Kamm aus Bein ohne Verzierung, auf der äusseren Seite des linken Unterschenkels ein zusammengedrückter sehr dünnwandiger Glasbecher aus heller grünlichgelber Masse ohne Verzierungen, ferner neben dem linken Knie eine Eisenscheere und ein zierliches, dünnes Eisenmesserchen. Parallel auf dem rechten Oberschenkel fand sich ein Thierknochen (Oberschenkel vom Schwein?), wie ein solcher auch in einem anderen Grabe angetroffen wurde. Auf dem Beckenknochen und in dessen Nähe lagen eine Anzahl grösserer Perlen; eine noch grössere Anzahl verschiedenartiger Perlen aus Fritt, Glas, Achat und Bernstein war über und unter dem Oberkörper vertheilt und nur noch hie und da, namentlich am Halse neben einander geordnet. Besonders reich an Perlen war die Umgebung der beiden Schlüsselbeine, bei denen sich auch zwei gleichartige Agraffen vorfanden, und zwar lag die mit der Runeninschrift versehene an der linken Seite. Ausserdem wurden noch ein Thonwirtel und eine eiserne Schnalle aufgelesen.

Trotz diesen noch vorhandenen Beigaben scheint das Grab, wie Dieffenbach bemerkt, nicht intact gewesen zu sein, da sich die einzelnen Kopftheile in sehr unregelmässiger Lage und theilweise auch in grösserer Entfernung von einander vorfanden.

Münzen wurden in diesem Grabe nicht angetroffen, wohl aber in einem benachbarten eine zum Aufhängen an einer Schnur durchlöcherte Silbermünze des Constantinus, ferner eine Münze des Justinianus (527—565), welche bis jetzt das späteste für die Geschichte des Grabfeldes in Betracht kommende Datum darbietet.

---

[1] Die ersten Notizen über die Fundstätte gab Dieffenbach im Correspondenzblatt der westdeutschen Zeitschrift V, 4 (1886) S. 105 f.

[2] Durch diese Beobachtung fällt auf die in den Nordendorfer Gräbern gefundenen Kohlenreste (S. 88) ein helleres Licht. [Vergl. auch J. Mestorf in den Mittheilungen des Anthropol. Vereins in Schleswig-Holstein I (1888), S. 10. 13. 17. 25.]

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gewandnadel, deren Vorder- und Rückseite unsere Figur 15 in natürlicher Grösse darstellt, gehört zu der Gattung der scheibenförmigen Fibeln, welche auf Grund südländischer Muster während der merowingischen Zeit in Deutschland vielfach angefertigt und besonders von

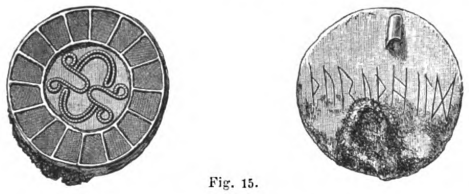


Fig. 15.

Frauen getragen wurden[1]. In dem Mittelfelde der Vorderseite erblicken wir dicht zusammengerückt einige der üblichsten Filigranverzierungen auf der aus Edelmetall bestehenden Oberfläche ausgebreitet, während der äussere Umkreis von 16 flach geschliffenen Steinen gebildet wird, welche zwischen feine Stäbe eingelegt sind. Auf der Rückseite steht unterhalb der ehemaligen Nadel und theilweise mit den Rostspuren sich berührend die Inschrift, welche die ganze Breite der Brosche einnimmt.

Alle Runen sind in denselben scharfen und sicheren Zügen, wie wir sie gewöhnlich auf den zweifellos echten Spangen antreffen, eingeritzt oder eingeschnitten. Die Schriftrichtung geht in üblicher Weise von links nach rechts, so dass wir bei dem deutlichen Charakter aller einzelnen Zeichen die Lesung

$$\overset{5}{\text{ᚦᚢᚱᚢᚦᚺᛁᛚᛞ}}$$

erhalten. Die beiden ersten Runen stellen ein reguläres Þ und U dar, die dritte ein R von derselben Form, die wir auf den Spangen von Freilaubersheim und Nordendorf antrafen. Die vierte ist wie theilweise schon die dritte und wie die fünfte, unten nicht vollständig ausgezogen, weil hier der erhöhte Fuss, an dem die Nadel befestigt war, im Wege stand; dass sie aber ein eben solches U sein sollte, wie das an 2. Stelle stehende, kann keinem Zweifel unterliegen, obwohl der Seitenstrich nicht unmittelbar an der Spitze des Hauptstabes, sondern etwas tiefer einsetzt. Auf ein regelmässiges Þ folgt ein H, welches ebenso wie dasjenige des burgundischen Alphabetes zwei Verbindungsstriche aufweist. Die drei letzten Runen ergeben keinerlei Varianten für die üblichen Formen von I, L und D. Somit stellt sich die ganze Inschrift als

$$\overset{5}{\text{ÞURUÞHILD}}$$

dar. Dies ist ein zusammengesetzter Eigenname der im späterem Althochdeutsch Thrudhild oder Drudhild lautet.

Der erste Theil ÞURUÞ- liegt als selbständiges Wort in dem angelsächsischen Fem. þrýd 'Kraft, Stärke' vor, welches in zahlreichen Ableitungen und Zusammensetzungen wiederkehrt. Im Altnordischen sind nur die letzteren (vgl. þrúþ-igr 'stark', þrúþ-módigr 'starkmuthig') in der Dichtersprache zu belegen, und ebenso ist in den übrigen Dialekten das urgermanische Fem. *þrúþ-iz 'Kraft' verloren gegangen. In den Personennamen dagegen ist þrúþ- als erstes und zweites Compositionsglied mannigfach zu belegen. In der nordischen Mythologie führen uns die Namen in der Regel in die Sphäre des gewaltigen Donnergottes: Thorr ist der 'þrúþugr ass', der 'þrúþvaldr goda', sein Hammer ist der 'þrúþhamarr', Þrúþheimr und Þrúþvangr sind seine Sitze, Þrúþr heisst seine Tochter und danach überhaupt jedes starke und kriegerische Weib. Im Beowulf ist Módþryþo die grausame Gemahlin des Angelnkönigs Offa, und eine HILDIÞRYÞ, die Umkehrung von ÞRUÞHILD,

[1] Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde I, 436 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

belegt die Inschrift von Hartlepool[1]. In den deutschen Namen ist Thrud-, Drud- seit alter Zeit sehr gebräuchlich: ein Thrudgis begegnet uns in einer Weissenburger Urkunde v. J. 737 (Nr. 47) und ebendort ein Trudhari v. J. 774 (Nr. 178), ein Thrudbert, Drutbert in den St. Gallischen v. J. 797 und 782 (Nr. 147. 95), eine weibliche Thrudhilt in einer Fuldischen Urkunde v. J. 823, denen sich noch Drudpirc, Thrutlind, Thruda u. A. anschliessen[2]. In späterer Zeit, wo man das in Thrud- enthaltene Nomen nicht mehr deutlich empfand, ist das Compositionsglied vielfach mit dem etymologisch unverwandten Adjectivum trut 'traut' verwechselt worden.

In grammatischer Hinsicht ist die Schreibung ÞURUÞ- für ÞRUÞ- wegen des zwischen dem anlautenden ÞR- entwickelten euphonischen Vocales bemerkenswerth. Analoge Vorgänge sind in alter Zeit mannigfach zu beobachten, und zwar pflegt der euphonische Vocal in der Regel die Klangfarbe des nachfolgenden Wurzelvocals anzunehmen. So finden wir in den altnordischen Runeninschriften HALAIBAN für HLAIBAN, HARABANAᛉ für HRABANAᛉ, im Vatic. des Ammianus 16, 12 und bei Aurelius Victor Ep. 42 Chonodomarius für Cnodomarius, denen sich im 6. Jahrhundert der fränkische Bischof Gonotigernus[3], i. J. 658 Chalodoaldus für Hlodoaldus (Tardif Nr. 14), i. J. 713 Corodoinus für Hrodwini[4] und später Huluduwicus für Hluduwicus (Wartmann Nr. 381) u. A. anschliessen. In den litterarischen Denkmälern stellen sich ihnen Schreibungen wie diwingit für dwingit, chónot für chnót[5] und manche andere zur Seite. Selbst in den angelsächsischen Urkunden sind Schreibungen wie Cyniderydis (v. J. 790, Birch Nr. 88) nicht ausgeschlossen. Dass wir es hierbei nicht mit graphischen, sondern mit wirklichen Sprachvorgängen zu thun haben, lehren die älteren aus dem Deutschen ins Französische gedrungenen Lehnworte, wie altfranz. hanap, provenz. enap für vorhochdeutsches hnap 'Napf'.

Der zweite Theil -HILD bedarf keiner weiteren Erläuterung. Er entspricht dem urgermanischen Substantivum hildi-z, hildiō (altnord. hildr, angels. hild) 'Kampf', welches als zweites Glied fast gar nicht in männlichen, dagegen in einer Unmasse weiblicher Eigennamen vorkommt; es bezeichnet in denselben die Schlachtjungfrau oder die Walküre, das heldenhafte Ideal der germanischen Frau. Somit ist ÞURUÞHILD nur eine Steigerung von Hildi-z, indem es eine starke oder kräftige Jungfrau kennzeichnet.

In sprachlicher Hinsicht bietet ÞURUÞHILD nur mit seinen beiden unverschobenen dentalen Spiranten einen chronologischen Anhalt dar. Dieselben stehen noch auf der vorhochdeutschen Stufe, welche allerdings im fränkischen Dialekte verhältnissmässig spät aufgegeben wurde. Besonders das anlautende th zieht sich noch weit in das neunte Jahrhundert hinein, während es im Auslaute schon früher zu d geworden ist. In den Fuldischen Urkunden ist von Anfang an (seit 750) kein th im Auslaute vorhanden[6], auch die kleineren 'oberfränkischen' Denkmäler bedienen sich fast ausnahmslos des d[7], nur die Isidor-Übersetzung (um 800) verwendet dafür regelmässig dh, welches man indessen mit dem alten þ nicht mehr auf gleiche Stufe setzen kann. In den Weissenburger Urkunden ist schon um 700 kein auslautendes th mehr nachzuweisen. Demnach wird man die Inschrift kaum noch in die zweite Hälfte des achten, und wohl überhaupt nicht in dieses, sondern in das siebente Jahrhundert zu versetzen haben. Von dem sechsten könnte nach Ausweis der in dem Nachbargrabe

[1] Stephens III, 392. Handbook S. 127.

[2] Förstemann I, 346 ff. Lib. Confrat. ed. Piper S. 516 f.

[3] Förstemann I, 543 v. J. 549 und 557.

[4] Pardessus (II, 432). Trad. Wiz. 244, Socin S. 123.

[5] Althochd. Glossen II, 328, 6, vgl. Grimm, Deutsche Grammatik II ², S. 370 Anm.

[6] Kossinna, Über die ältesten hochfränkischen Sprachdenkmäler S. 46.

[7] Pietsch, Zachers Zeitschrift VII, 414.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gefundenen Münze des Justinianus wohl nur der letzte Theil in Betracht kommen. Von sonstigen Kriterien wäre höchstens noch die Runenform ᚺ zu beachten, welche indessen für ᚻ auch auf der burgundischen Spange vorkommt, deren Inschrift ihrem Sprachcharakter nach nicht gut jünger als das Jahr 600 sein kann.

Welchem Volksstamm Thrudhild angehörte, ist bei den mannigfachen Verschiebungen, welche in alter Zeit in diesen Gegenden stattfanden, schwer zu bestimmen. Im achten Jahrhundert würde man sie jedenfalls eine Fränkin genannt haben. Ihre Überreste sind uns erhalten, was sich nur bei wenigen namhaften Personen aus alter Zeit wiederholen dürfte. Deshalb versage ich es mir nicht, eine Beschreibung derselben, welche ich den freundlichen Untersuchungen Virchows verdanke, hierherzusetzen.

'Der Schädel von Thrudhild ist leider sehr unvollständig erhalten, wenigstens sind die noch zum grösseren Theil vorhandenen Knochen und Knochentrümmer nicht zusammengefügt. Die Basis ist fast ganz defect; an dem Gesicht sind nur Theile der Nasenbeine noch an ihrem Platze, der Oberkiefer ist ganz abgelöst und der Unterkiefer mitten durchgebrochen. Trotzdem lassen sich manche der Hauptverhältnisse erträglich sicher bestimmen.

Thrudhild mag eine Frau von etwa 30 Jahren gewesen sein. Ihre Zähne sind bis tief in das Dentin abgeschliffen, nur die beiden letzten Molares der rechten Seite oben sind noch ziemlich unversehrt in ihren Kronen, aber nur deshalb, weil rechts der Molaris II fehlt, sein Alveolus obliterirt ist und die benachbarten Zähne sich schräg gestellt haben. Im Übrigen sind sämmtliche Zähne gesund und sehr weiss. Ebenso sind alle Nähte offen.

Der Schädel ist für eine Frau ungewöhnlich gross und mit sehr starken Muskelansätzen versehen. Sein Horizontalumfang beträgt 527 mm, sein Verticalumfang 368 mm. Von letzterem fallen auf

das Stirnbein	127	= 34,5	pCt.
die Pfeilnaht	128	= 34,7	„
die Hinterhauptsschuppe	113	= 30,7	„ ,

also eine sehr gleichmässige, nur nach vorn etwas stärkere Entwicklung. Die grosse Breite der Stirn (Minimaldurchmesser 105 mm) verstärkt diesen Eindruck.

Ganz besonders ausgeprägt sind die Flächen für den Ansatz der Schläfen und Kaumuskeln. Das Planum semicirculare reicht jederseits hoch hinauf und bildet an der Linea temporalis superior einen Vorsprung, dessen Rand sich hinter der Kranznaht noch weiter erhebt. Auf der Fläche des Planum, namentlich am Angulus parietalis, sieht man, den Ansätzen der einzelnen Muskelbündel entsprechend, erhabene Knochenlinien ausstrahlen. Ähnliche, wenngleich weniger starke, bedecken den Kieferwinkel.

Am Hinterhaupt fehlt die Protuberanz, dagegen bildet die Linea semicircularis superior einen scharfen Absatz, der bis zur Linea semic. inferior reicht und eine leise Querfurche darstellt.

Nur die Stirn ist ohne alle Wülste. Die Orbitelränder sind ganz glatt und zart, der Stirnnasenfortsatz breit (32 mm) und durch die grossen, aber flachen Stirnhöhlen schwach gewölbt.

Der Schädeltypus ist orthodolichokephal (Längenbreitenindex 75,6, Höhenindex etwa 72,9), freilich an der Grenze der Mesocephalie. Die Form ist weiblich: die Vorderstirn niedrig und trotz ihrer Breite die Stirnhöcker wenig auseinander stehend (58 mm), auch die Glabella wenig vertieft; gegen die Hinterstirn wendet die Scheitelcurve schnell um und steigt dann langsam bis zur Kranznaht, wo die Parietalia etwas vorstehen. Über diesem hintern Abschnitt des Frontale zieht eine Andeutung von Crista frontalis. Die parietale Scheitelcurve steigt anfangs noch weiter, fällt aber von der Mitte an ab. Hier folgt eine grosse, wie abgeplattete, dreieckige Fläche, die bis auf den Lambdawinkel reicht. Daran schliesst sich die kurze, aber stark herausgebogene Oberschuppe,

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der am meisten hervortretende Theil des Hinterhauptes. Die Unterschuppe ist nur wenig gewölbt. Die gerade Linie des Hinterhauptes beträgt 47 mm = 25,4 pCt. der Gesammtlänge des Schädels.

Die Seitentheile sind durchweg kräftig ausgebildet. Die grösste Breite (140 mm) liegt an dem oberen Theil der Schläfenschuppen; die schwach hervortretenden Tubera parietalia haben eine Distanz von 130 mm. Der Coronar- und der Temporaldurchmesser messen je 124, der auriculare 123, der occipitale nur 121 mm. Die Ala sphenoidealis ist gross, der Angulus parietalis etwas eingedrückt. Der Processus mastoides gross, mit Spuren der Sutura mastoidea und tiefer Incisur.

An den getrennten Theilen der Basis eine breite Apophysis mit starkem Tuberculum pharyngeum und etwas glatten Gelenkhöckern. Vorn eine grosse Keilbeinhöhle.

Der Nasenansatz erhalten. Die Stirnnasennaht bildet hier einen nach oben convexen Bogen. Die Nasenwurzel schmal, der Rücken eingebogen und nach unten leicht aquilin. Von den Orbitae ist nur das Dach mit den sehr gefälligen, flach gerundeten Oberrändern vorhanden. An letzteren sehr breite Incisur. Der abgetrennte Oberkiefer sehr kräftig und breit, aber der orthognathe Alveolarfortsatz hat nur 20 mm Höhe. Dagegen misst der Alveolarrand 135 mm im Umfange. Der Gaumen kurz (54 mm), trotzdem schmal (Index 70, 3); Spina nasalis posterior ganz kurz. Die Zahncurve leicht hufeisenförmig, Vorderzähne sehr kräftig, hintere Molares klein. Der Unterkiefer sehr kräftig und von weiter Spannung (Distanz der Winkel 104 mm). Die Höhe der Mitte misst 32 mm, die Seitentheile mässig dick und hoch, die Äste schräg angesetzt, breit, 32 mm, der Proc. coronoides ungleich niedriger (gerade Höhe 58) als der Proc. condyloides (schräge Höhe 71 mm).—

Von den übrigen Skeletknochen sind nur die Schlüsselbeine, die meisten Halswirbel und einzelne Phalangen vollständig erhalten. Alles Andere ist zerbrochen. Nur das Manubrium sterni war noch nicht angewachsen. An den Akromialenden der Claviculae grüne Färbung. Beide Claviculae kräftig, stark gebogen, 145 mm in gerader Richtung lang, 155 nach der Biegung der Knochen. Oberarmkopf etwas klein. Caput femoris gross, aber abgebrochen. Caput tibiae gross, die Tibia selbst dick und nichts weniger als platyknemisch. Patella zierlich. Die Beckenknochen sehr stark, von männlichem Habitus. Die Gegend der Symph. pubis fehlt gänzlich. Die Pfanne sehr flach, nach oben und hinten ausgerundet. Dieser Rand rauh und wie abgenutzt. —

Also durchweg gesunde, gut entwickelte Knochen, welche ihrer Mehrzahl nach fast männlich aussehen.' Danach muss Thrudhild eine kräftige Person gewesen sein und ihrem Namen alle Ehre gemacht haben.

XI.

DER GOLDRING DES BERLINER MUSEUMS.

Der kleine Goldring, den unsere Figur 10 auf Tafel IV in natürlicher und in aufgerollter Gestalt darstellt, gehörte, bevor er an das Berliner Museum überging, Herrn Benoni Friedlaender in Berlin. Über die Herkunft desselben berichtete der Sohn des Besitzers, Herr Dr. Julius Friedlaender an Müllenhoff im Jahre 1849, dass sein Vater ihn zusammen mit drei Goldbracteaten (von dem Taf. IV, Fig. 11. 12 abgebildeten Typus) zu Berlin im Juni 1839 gekauft habe; er fügte hinzu, dass die Gegenstände angeblich aus Pommern stammten, und dass aus demselben Funde

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch mehrere goldene Schmucksachen herzurühren schienen, die gleichzeitig in Berlin käuflich waren. Woher und wohin die letzteren gekommen seien, habe nicht ermittelt werden können[1]. Dagegen wusste Herr von Ledebur, Vorstand des Museums vaterländischer Alterthümer im Schlosse Monbijou, 1839 mitzutheilen, dass die vier fraglichen Gegenstände nebst den anderen Goldsachen, darunter zwei Goldmünzen von Theodosius I. (379—395) und Leo I. (457—474), in Pommern bei Körlin an der Persante zwischen Kolberg und Belgard gefunden seien[2]. Wenn hiergegen auch keine sachlichen Bedenken zu erheben sind, und die Bracteaten sogar eher auf die östlichen als auf die westlichen Provinzen hinweisen, so werden uns die zurückhaltenden Bemerkungen Friedlaenders dennoch mit einiger Vorsicht erfüllen.

Veröffentlicht wurde der Ring mit der Inschrift zuerst von Finn Magnusen i. J. 1841, dessen Publication Stephens der seinen zu Grunde legte[3], sodann i. J. 1849 von Müllenhoff auf der dem erwähnten Jahresberichte beigefügten Tafel Fig. 1 nach einer Zeichnung von Jul. Friedlaender.

Nach der Angabe des letzteren ist der für einen Finger fast zu enge Ring 1 Loth $3^{9}/_{16}$ Gran alten preussischen Münzgewichtes schwer. Seine Aussenseite hat eine ungewöhnliche, kantige Form. Sie setzt sich aus zehn Dreiecken zusammen, welche ihre Spitzen abwechselnd nach oben und unten kehren. In die Flächen sind mit einer feinen Nadel verschiedene Figuren und Zeichen eingeritzt. In dem einen Felde steht die Inschrift. Nach links hin folgt ein zierliches Dreiblatt, das auch auf dem Bracteaten von Heide (Taf. IV, Fig. 17) und zweimal auf einem in Charnay gefundenen Siegelringe[4] angebracht ist. In der nächsten Zeichnung, welche sich rechts von der Inschrift in umgekehrter Stellung wiederholt, wollte Friedlaender ein Trinkhorn erkennen, doch dürfte die Form wenig dafür passen. Eher könnte man an eine, der phrygischen ähnliche, spitze Mütze denken, da auch die Gesichtsurnen aus der Gegend von Danzig vergleichbare Deckel tragen, nur dass die Zipfel bei ihnen wenig hervortreten. Die übrigen Felder des Ringes füllt ausser einem Hakenkreuz die Darstellung eines Thieres von unbestimmbarem Charakter, dem einige Male ebenso wie den stilisirten Bracteatenthieren die Zunge lang zum Maule heraushängt.

Das Dreieck mit der Inschrift ist durch Trennungsstriche, von denen der mittlere ganz, der untere zur Hälfte, der obere nur ansatzweise durchgeführt ist, in zwei Abschnitte getheilt. In dem unteren stehen drei, in dem oberen ein Zeichen.

Die drei unteren Runen gehen von rechts nach links; sie sind in unserer Schriftrichtung als

ᚨᚱᚢ

oder als ALU zu lesen. Es ist dies eine Art Formel, welche auch auf nordischen Denkmälern wiederkehrt, so auf Bracteaten aus Gotland (Stephens Nr. 88), Seeland (Nr. 15), Fünen (Nr. 24) und Holstein (unsere Taf. IV, Fig. 17), während sie in den südlicheren Gegenden bisher nicht nachgewiesen ist. Über die Bedeutung lässt sich kaum etwas Sicheres ausmachen. Ein deutsches Wort ist in ALU schwerlich enthalten. Den meisten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit dürfte noch die Vermuthung Bugges[5] haben, der in ihm lediglich eine Verstümmelung von lateinischem SALUS erblickte, welches auf römischen Münzen, mit denen die Bracteaten ja zweifellos in Zusammen-

[1] Vierzehnter Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer, im Januar 1849 erstattet von Professor K. Müllenhoff S. 10 f.

[2] Nach Müllenhoff aaO. S. 11 f. und Zeitschrift für deutsches Alterthum 18, 252 f., der sich dabei auf einen von Ledebur am 7. Septbr. 1839 in der Ges. für Erdkunde (Monatsber. d. Ges. 1840, S. 97) gehaltenen Vortrag beruft. Die mehrfach weiterverbreitete Angabe, dass der Ring in Köslin gefunden sei, beruht nach Müllenhoff auf einem Irrthum der preuss. Staatszeitung vom 18. October 1839, welche aus Körlin fälschlich Köslin machte.

[3] Runamo og Runerne S. 221 f. Tab. XIII, 4. Stephens II, 600. Handbook S. 206.

[4] Baudot Pl. XV, 19.

[5] Aarbøger for nordisk Oldkyndighed 1871 S. 184.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hang stehen, öfters vorkommt und auf dem seeländischen Bracteaten von Lellinge (Nr. 20) in der Verdoppelung SALUSALU (vgl. auch STEPHENS Nr. 14) thatsächlich vorzuliegen scheint. Für die Bracteaten, welche vielfach nachgeprägt wurden und auf denen weit ärgere Verstümmelungen nicht ungewöhnlich sind, wäre die Entstellung keine auffallende. Höchstens könnte man sich über den ziemlich festen Charakter derselben und darüber wundern, dass dieselbe auch auf anderen Denkmälern, wie auf unserem Ringe, der Schlange von Lindholm und dem nordischen Stein von Elgesem sich findet. WIMMER hält die Buchstaben für eine magische Formel, doch scheint mir seine Behauptung 'dass gerade A regelmässig in diesen magischen Zusammenstellungen vorkommt, steht sicher in Verbindung mit dessen Namen áss (ansur 'Gott')' (Die Runenschrift S. 58 Anm.) einen geringen Rückhalt zu besitzen.

Das in dem oberen Felde stehende ᛇ ist kein einfaches, sondern ein zusammengesetztes Zeichen. WIMMER erblickte in ihm eine Vereinigung von ᚨ und ᚴ, der beiden Anfangsbuchstaben von ALU. Danach müsste das ᚴ in derjenigen Stellung, welche der Ring auf unserer Abbildung hat, das ᚨ in der entgegengesetzten eingeritzt sein. Natürlicher ist es wohl, für die Einritzung des ganzen Zeichens dieselbe Lage des Ringes vorauszusetzen. Alsdann aber ist für die Rune die entgegengesetzte Grundlinie wie bei den drei unteren anzunehmen, so dass wir vielmehr von der Form ᛇ auszugehen haben. In derselben sind sicher die beiden Runen ᛇ und ᛖ (E und A) vereinigt, ausserdem aber können in ihr noch ein oder, wenn man will, zwei ᛚ (L) und allenfalls auch ein ᛁ (I) enthalten sein. Das ganze Zeichen aber dürfte als ein Monogramm aufzufassen und am einfachsten zu ELA, ELLA (= ahd. Ilo, Illo[1]) zu vervollständigen sein.

XII.
DER BRACTEAT VON WAPNO.

'NAHE bei dem Dorfe Wapno zwischen Wongrowitz und Exin (südlich der Netze) stehen und standen einige sogenannte Mogillen oder Grabhügel, regelmässig von erratischen Blöcken aufgepackte Steinhaufen von 50 bis 100 Fuss Länge, 20 bis 50 Fuss Breite und 6 bis 8 Fuss über der Erde hervorragend; in dieselbe reichen sie 2 bis 5 Fuss, haben also eine Gesammthöhe von 8 bis 13 Fuss. Um die Steine zu landwirthschaftlichen Gebäuden zu verwenden, liess der Besitzer (ein Herr von WILKOŃSKI) einen solchen Steinhaufen ab- und bis zur Sohle ausbrechen. Dort fanden sich Urnen, roh aus freier Hand geformt, mit Knochenresten, Kohlen und Asche, aber auch vier Goldbracteaten.' So berichtet der Baurath G. A. CRUEGER, der 'kurz nach der Auffindung, wie er meint, im Frühjahre 1852, an Ort und Stelle war'[2]. Dagegen soll nach der Angabe eines Herrn von WOLAŃSKI der Bracteat schon im Mai 1850 gefunden und nebst einem Gefässe und kleinen Ketten ins Berliner Museum gekommen sein[3]. Von den letzteren Gegenständen

[1] Förstemann I, 773. II, 898 und Pipers Index zu den Libri Confr. S. 466.

[2] G. A. Crüger, Über die im Regierungsbezirke Bromberg aufgefundenen Alterthümer (Mainz 1872) S. 17 f., nach Müllenhoff, Zeitschrift für deutsches Alterthum 18, 254.

[3] Schriftdenkmale der Slaven vor Christi Geburt, II. und III. Lieferung (Gnesen 1852) S. 47, woselbst Taf. VIII, Nr. 39 auch eine Abbildung der Bracteaten sich befinden soll (Müllenhoff aaO.). Ich habe diese Schrift ebensowenig wie diejenige von Crüger zu Gesichte bekommen.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist indessen keine Spur mehr vorhanden, während der Runenbracteat (Taf. IV, Fig. 11), nebst einem anderen runenlosen aus Wapno, den die nebenstehende Figur 16 darstellt, im Königlichen Museum aufbewahrt wird.

Fig. 16.

Beide Bracteaten gehören zu derjenigen Gattung, welche in Deutschland sehr selten und, wie es scheint, in West- und Süddeutschland überhaupt nicht angetroffen wird. Im Norden ist sie dagegen sehr häufig, besonders im südlichen Schweden und auf den Inseln Seeland und Fünen, während sie in Jütland und Norwegen seltener vorzukommen scheint. Jedenfalls ist das eigentliche Verbreitungsgebiet dieses Typus im Umkreis der Ostsee zu suchen.

Die bildliche Darstellung bleibt durchweg nahezu dieselbe oder doch eine wenig variirte. Das Thier ist in der Regel laufend dargestellt, wenn auch die Beine oft in sehr unnatürlicher Weise in den beschränkten Raum hineingepresst werden mussten. Der Charakter desselben ist schwer zu bestimmen. Im Norden, wo man in dem männlichen Haupte, neben dem abwechselnd mit anderen Ornamenten mehrfach das Hakenkreuz vorkommt, den Gott Thor wiederfinden wollte, suchte man dem entsprechend hinter dem Thiere einen der Böcke des Gottes. Aber weder weist das Hakenkreuz nothwendig auf Thor hin, noch das Thier auf den Ziegenbock, mit dem es thatsächlich nichts als den auch auf Figur 16 vorhandenen Kinnbart gemein hat. Alles Übrige ist abweichend. Der Kopf hat vielfach etwas Hirschartiges, nähert sich aber häufig demjenigen eines Pferdes, während die Hörner wiederum einer Kuh anzugehören scheinen. Noch weniger passt für den Bock der lange, kräftige Schwanz, der weder dem Bocke noch dem Hirsche, sondern dem Pferde oder der Kuh eignet, auf welche letzteren auch die breiten Klauen am ehesten hinweisen.

Hieraus geht jedenfalls hervor, dass das Thier von den alten Künstlern nicht nach der Natur dargestellt ist, sondern auf einem traditionellen Typus beruht, der ohne Rücksicht auf das Urbild fortgeprägt und immer mehr entstellt wurde, — bis zu welchem Grade, lehren besonders die späteren nordischen Darstellungen, welche das Thier schon ganz wie ein Ornament behandeln. Wo das ganze Bild, das Thier mit dem darüber befindlichen männlichen Haupte, zuerst in Umlauf kam, lässt sich vor der Hand nicht entscheiden. Auf die alten Ostseevölker deutet das Fundgebiet der meisten Denkmäler, während der Gang der alten Kunstentwicklung und speciell auch die Geschichte der Bracteaten nach dem Süden weisen.

Die ältesten Bracteaten, welche uns den Ursprung der ganzen Gattung unmittelbar vor Augen führen, stammen aus Ungarn: es sind römische Kaisermünzen, welche in römischen Prägstätten angefertigt und hernach, wie man annimmt, von den Germanen mit einer kostbaren Umrahmung und einer Vorrichtung zum Festnähen oder Anhängen versehen wurden[1]. Die Einfassung ist in ältester Zeit meistens von durchbrochener Arbeit und zeigt mehrfach dieselben oder ganz ähnliche Muster, wie sie bei den späteren Exemplaren mit festem Rande auf die glatte Oberfläche geprägt wurden. So finden die bandartigen Verschlingungen von Figur 16 in der durchbrochenen Randverzierung einer Münze des Antonius ihr unverkennbares Vorbild[2]. In Ungarn sind die kunstvollen Einrahmungen, welche nicht viel jünger als die Münzen selber sein werden, schon bei Goldstücken des Hadrianus nachweisbar, während sie im Norden erst bei solchen des Constantinus, also etwa zwei Jahrhunderte später, auftreten[3]. Dieselben dürften

[1] Hampel, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklos (1885) S. 160 ff.

[2] Hampel, Fig. 106.

[3] Atlas de l'archéologie du Nord Tab. I, Nr. 1 ff. Annaler for nordisk Oldkyndighed 1855, S. 280 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

demnach im germanischen Süden im zweiten oder dritten Jahrhundert beliebt geworden und im Norden noch im vierten und fünften Jahrhundert nachgeahmt sein, während die selbständige Bracteatenprägung kaum vor dem dritten oder vierten Jahrhundert begonnen haben kann. Auf die weitere Geschichte dieser Typen einzugehen, ist hier nicht der Ort, nur mag erwähnt werden, dass sowohl Figur 16 wie Tafel IV, Figur 11 und besonders 12 zu den weniger verwilderten gehören, so dass nichts im Wege steht, sie noch der früheren Periode zuzuweisen.

Die deutsche Benennung der Bracteaten ist schwer zu ermitteln. Zwar ist der Name des römischen Aureus auch ins Germanische gedrungen, wie das lautentsprechende altnord. eyrir (= goth. *aureis) 'Kleinod, Gold' erweist, doch scheint die Bedeutung desselben sich früh verallgemeinert zu haben. Im Westgermanischen treffen wir nur einige umfassendere Worte, wie ags. menescillingas 'Halsbandschillinge' für lat. lunules (in den alten Epinaler Glossen 13 A, 37), oder in althochd. Glossen 'pleh guldhiniu' für 'Bratteas. laminas aureas'[1]. Doch könnte der eigentliche Name noch an einer andern Stelle verborgen sein. Der schwedische Bracteat von Tjorkö trägt die Aufschrift HELDAᛉ KUNIMUDIU WURTE RUNOᛉ AN WLHAKURNE, welche Bugge übersetzt als 'Heldar dem Kunimund ritzte die Runen in Walkorn', indem er W[A]LHAKURN als einen Ort fasst, wo welsches Korn gebaut wurde[2]. Indessen bezweifle ich, dass südländische Getreidesorten schon in so früher Zeit im Norden eingeführt waren; auch die welsche Gerste (valbygg) wird wohl erst mit den Wikingerfahrten von Frankreich her bekannt geworden sein. Vielleicht steht WLHAKURNE für W[A]LHAKUR[U]NE, und letzteres ist der von AN 'auf' abhängige Dativ Singularis von WALHAKURUN 'Welsche Krone', und enthält den Namen des Gegenstandes, auf den die Runen geschrieben sind. In der That konnte lat. corona bei seinem Übertritt ins Germanische ebenso ein Neutrum werden wie lat. lucerna und mensa, die sich im Gothischen als lukarn und mes darstellen. Die dunkle Färbung des Wurzelvocals, welche auch in dem niederländischen, angelsächsischen und nordischen Fem. kruna, krune vorliegt[3], ist dieselbe wie in germ. Ruma, goth. Rumoneis gegenüber lat. Roma, Romani. Das U der vortonigen Silbe mag man auf die assimilirende Kraft der Tonsilbe zurückführen oder ebenso erklären wie das WURTE des Bracteaten. Wenn später das Neutrum wieder hergestellt wurde, so hängt dies mit der neuen Herübernahme des Wortes gelegentlich der Einführung des Christenthums zusammen[4], welche sich auch in den neuen Bedeutungen ausspricht. Hinsichtlich der Bedeutung ist daran zu erinnern, dass die älteren Münzeinrahmungen mehrfach etwas Kranzartiges haben[5], so dass nach ihnen das ganze Stück eben so gut als 'Krone' d. i. 'Kranz' oder 'Einfassung' benannt werden konnte, wie mhd. rant herkömmlich den ganzen Schild oder der Ring auch einen kreisförmigen Platz bezeichnet. Doch ist wohl eine andere Erklärung vorzuziehen. Denn das Gepräge aller dieser Bracteaten, zu denen unsere Figur 11 gehört, zeigt einen Kopf im Profil, der lose über dem laufend dargestellten Thiere steht und eine Helmkappe trägt, welche nach hinten in einer gebundenen und herabhängenden Schleife ausläuft. Nun übersetzen angels. cynehelm 'Königshelm', cynebend und althochd. haubitband lat. corona[6], so dass man in dem dargestellten Helm mit der Schleife wohl

[1] Althochd. Glossen I, 337, 51.

[2] Aarbøger 1871, S. 194 f. Noreen, Altnord. Gramm. S. 190.

[3] Deutsches Wörterbuch V, 2355 ff.

[4] Du Cange [2] II, 572 ff. Franck, Etymologisch Woordenboek S. 525 (crune 'corona monialis'). Doch war im Mittellat. auch ein Masc. coronnus (courons, chorun) 'angulus' vorhanden (Du Cange S. 576).

[5] Hampel, Fig. 104. 106. 107.

[6] D. Wb. aaO. S. 2369 f., vgl. Ahd. Glossen 1, 105, 21; Grimm, RA. S. 241 und brit. curun ray 'diadema' Zeuss[2] S. 1071.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein entsprechendes Abzeichen des edlen Mannes erblicken darf. Der Zusammenhang mit der antiken corona wird sogar evident, wenn auf der Kappe von Taf. IV, Fig. 12 deutlich ein Doppelkranz von Lorbeerblättern hervortritt. Von diesem auszeichnenden Attribute konnte das ganze Goldstück leicht seinen Namen erhalten. Die Figur des Freilaubersheimer Bracteaten (S. 79) trägt eine wirkliche Zackenkrone, was uns in unserer Annahme nur bestärken kann.

Von sonstigen Verzierungen bemerken wir auf unserm Bracteaten dasselbe Hakenkreuz wie auf der volhynischen und märkischen Speerspitze, ausserdem die Inschrift, welche von rechts nach links geht und nach unserer Schreibweise die fünf Runen

ᛋᚨᛒᚨᚱ

d. i. SABAR enthält. Die Deutung derselben ist bereits von MÜLLENHOFF (S. 255 f.) in zutreffender Weise gegeben, so dass ich seine Worte hierher setze.

'Es ist gewiss ein Name', bemerkt er, 'und dieser im Grunde ein Adjectiv, wie einfache starke Adjective sonst als Namen gebraucht wurden: Amal, Anamuot (ags. anmôd), Bald, ags. Deor, Erph (Arpus bei TACITUS?), Snel . . . Uuacar, schon bei AGATHIAS belegt [ebenso WAKRAR auf dem Stein von Reidstadt] u. a. Aber das Adjectiv goth. sabrs oder safrs, ahd. sabar oder sauar u. s. w. ist nicht zu belegen, und der Name Sabar (Safar) oder Sauar nur durch den Ortsnamen Savereshusen, jetzt Sabershausen bei Castellaun im Regierungsbezirk Coblenz (BEYER Nr. 400 a. 1100), und allesfalls durch Savarsteti, jetzt Saferstetten in Niederbaiern am Saversberge (Iuvav. p. 22. 34 a. 798, KEINZ p. 17. 32, FÖRSTEMANN II², 1295). Nahe liegt jedoch auch Saffarius, der Name eines Bischofs von Perigueux bei GREGORIUS TURON. 9, 41, und der Gothenname Saphrax (Gen. Saphracis) bei AMMIAN und ZOSIMUS, der fränkische Saffaracus des Pariser Concils vom Jahr 555 ist jedesfalls ein Derivatum von einem Nomen safr (oder safar), das J. GRIMM (Zeitschrift für deutsches Alterthum 6, 539) dem lateinischen sapor gleichsetzte. Da aber dies ursprünglich sapōs ist, so lässt sich auch das gemutmasste deutsche Adjectiv nur etwa dem Sinne nach dem lat. saporus vergleichen. Zu demselben Stamme (got. safjan) ahd. int-seffan, lat. sapere gehört auch wohl noch das goth. Saba und das ähnlich wie Sabar gebildete, schwachformige ahd. Savulo, ags. Seafola, mhd. Sabene, das die *Σαβαλίγγιοι* des PTOLEMAEUS schon voraussetzen (Zeitschrift 6, 459).'

Ob das angeführte Savereshusen v. J. 1100 ein sicherer Beleg für das Adjectivum sabar ist, mag fraglich erscheinen, da es schon für älteres Sabahereshusen stehen könnte. In der Wortcomposition ist Saba- aber auch sonst nachweisbar: ein Savaricus ist vom Jahre 693 aus Valenciennes zu belegen (TARDIF Nr. 33), ein anderer Träger desselben Namens ist in den Reichenauer Verbrüderungslisten aus Tours (235, 7) verzeichnet. Unter den spanischen Gothen werden gleichfalls ein Sabarichus v. J. 832, Savaricus v. J. 858, sowie ein Savigildus in einer Originalurkunde v. J. 862 erwähnt[1]. Auch in diesen Compositionen gibt die Bedeutung 'Klugheit' einen passenden Sinn, so dass das Adjectivum sabar (*σαφής*) 'klug, weise' für das Germanische wohl als gesichert gelten darf.

Für das Gothische setzt MÜLLENHOFF nach Analogie von abrs 'stark', fagrs 'schön' etc. die Form sabrs, safrs an. Hiermit lässt sich SABAR aber nicht vereinigen, da von ihr der Nominativ Singularis — ebenso wie TILARIDS — SAB(A)RS lauten müsste. An eine suebische Herkunft der Bracteaten ist aber schwerlich zu denken. Deshalb muss, da auch kein Grund vorliegt, SABAR als eine Verstümmelung von SABAR[IKS] zu betrachten, das -ar von sabar in dem zu Grunde liegenden Dialecte ebenso fest wie in goth. anþar, unsar etc. gewesen sein, so dass nicht *sabr(a)-z, sondern *sabar(a)z als die grammatische Grundform anzusetzen ist. Nur wenn das ă dem r unmittelbar vorherging, konnte im Gothischen das auslautende z verschwinden.

[1] Histoire de Languedoc ² II, 178. 306. V, 331.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So bewährt die Inschrift eine genaue Übereinstimmung mit einem speciell gothischen Lautgesetze, das wenigstens im Nordischen nicht wirksam geworden ist (vgl. anþarr aus anþarz etc.). Im Gothischen muss dasselbe aber schon eingetreten sein, ehe das -z seinen tönenden Charakter verlor. Hierdurch erhalten wir einen nach Möglichkeit sicheren Beweis dafür, dass der Bracteat nicht im Norden, wo der Name sich als SABARAR darstellen müsste, geprägt worden ist. Freilich braucht er darum noch kein gothischer zu sein, sondern wird mit Rücksicht auf den Fundort eher den Burgunden, oder einem anderen nahverwandten Stamme, welcher später an deren Stelle trat, zuzuweisen sein.

XIII.
DER ZWEITE BRACTEAT DES BERLINER MUSEUMS.

Über die Herkunft des zweiten Berliner Runenbracteaten (Tafel IV, Fig. 12) ist leider wenig bekannt. Er gehörte ebenso wie der Goldring Herrn Benoni Friedlaender und ist später an das Berliner Museum übergegangen. Auch Julius Friedlaender wusste an Müllenhoff, der die erste Publication besorgte[1], nur zu berichten: 'Der Goldbracteat ist in Berlin gekauft, aber von unbekannter Herkunft'.

Der bildlichen Darstellung nach gehört der Bracteat zu demselben Typus wie der soeben besprochene aus Wapno. Die Differenzen sind sehr geringe. Dem laufenden Thiere hängt die Zunge lang zum Maule heraus, und die vor den Ohren befindlichen Hörner haben eine grössere Form. Sie sehen fast so aus wie ein mit Knöpfen versehener Halsring von der Art, wie ihn auf gallischen Münzen die Reiter vielfach den Pferden dicht über den Kopf halten. Die Gurtbänder um Hals und Leib scheinen mit Metallplättchen besetzt zu sein. An der schön ausgeführten Helmkappe kann man den festen Bügel, die Doppelreihe von Lorbeerblättern nebst einer mittleren Perlenschnur, so wie die hinten herabhängende Schleife deutlich unterscheiden.

Vor dem Kopf erblicken wir ein Ornament, das auf germanischem Gebiete ausserordentlich selten ist. Ich vermag es in derselben Gestalt nur noch auf dem seeländischen Bracteaten von Lekende (Stephens Nr. 63) nachzuweisen, doch mag auch an einige ähnliche Figuren auf den goldenen Hörnern von Tondern erinnert werden. Ausserhalb Deutschlands findet sich ein entsprechendes Zeichen häufiger auf den gallischen Münzen mit der Aufschrift CATAL, und genau dieselbe, nur innerhalb eines Rechteckes stehende Figur bildet den in den Hals des Pferdes eingedrückten Stempel einer barbarischen, aus Dacien oder Pannonien stammenden Münze des Berliner Kabinets (Dac. Pannon. 3 Nr. 156), welche auf dem Avers einen Kopf, auf der Rückseite einen Reiter als Gepräge hat.

Die Inschrift geht von links nach rechts und wird oben und unten von einem mitgeprägten Zeilenstrich begrenzt. Hinter derselben steht ein kleines Kreuz, das möglicher Weise den Wortschluss andeutet, möglicher Weise auch nur eine ornamentale Bedeutung hat. Alle Runen sind deutlich, so dass die Lesung

ᚹᚨᛁᚷᚨ
WAIGA

[1] Vierzehnter Bericht S. 13 f. und Nr. 3 der beigefügten Tafel. Die Angabe von Dietrich, dass der Bracteat aus Mecklenburg stamme (Zeitschrift 13, 2. 44), wurde bereits von Müllenhoff (Zeitschrift 18, 253) berichtigt.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keinem Zweifel unterliegt. Schon MÜLLENHOFF erkannte darin einen männlichen Eigennamen, den er mit dem althochd. Weiko zweier Freisinger Urkunden v. J. 810 und 813 identificirte. Anderweitig wüsste ich den Namen nicht zu belegen, da der von DIETRICH angeführte Altsachse Wegho auch einen anderen Ursprung haben kann[1].

Die sprachliche Zugehörigkeit desselben unterliegt wohl keinem Zweifel. Der Stamm weig findet sich im Nordischen als zweites Compositionsglied weiblicher Eigennamen, so in Gullveig, Almveig, Miadveig, aber auch als selbständiges Nomen. Als solches bezeichnet es gewöhnlich ein besonderes Getränk oder es tritt in einer Formel auf, in der man es durch 'Stärke' wiederzugeben pflegt[2]. Ob für die Eigennamen von der Bedeutung 'Kraft' oder 'Trank' auszugehen sei, liess MÜLLENHOFF dahingestellt[3], während BUGGE dem 'echt nordischen' veig den Sinn von Kraft beimass, der erst unter dem Einfluss des angelsächsischen væge 'Becher, Schüssel' (vgl. auch ahd. bahweiga 'lanx, ferculum') denjenigen von 'starkes Getränk' angenommen habe[4]. Nun wird aber altnord. veig schwerlich von althochd. weigar und weigjan, ags. vægan (vgl. vîne gevæged) zu trennen sein[5]. Das Verbum drückt ein meist der geistigen oder moralischen Sphäre angehöriges 'bewegen' (aus dem Gleichgewicht bringen) und 'erregen', sowohl ein 'aufbringen' (exagitare) als 'niederdrücken' (affligere) und 'reizen' aus. Deshalb wird auch das Adjectivum weigar 'temerarius' nicht einen 'Widerstrebenden' oder gar 'Halsstarrigen'[6], sondern einen Erregten, sich Überhebenden und deshalb Unbesonnenen und Verwegenen bezeichnen. In der Nibelunge Not 1822, 1 ist weigerliche 'stolz und übermüthig'. Und das abgeleitete weigern kann ursprünglich ebenfalls nicht 'sich widersetzen' sein, sondern 'sich eines Dinges überheben, sich stolz, abweisend benehmen'. Der Zusammenhang mit goth. weihan 'kämpfen', den man herkömmlich annimmt, wird dadurch einigermassen zweifelhaft. Im Kurhessischen bedeutet weigern, wēgern noch 'sich (ein wenig) bewegen, regen', im Schweizerischen si' weigge 'sich regen'; moralisch 'sich brüsten', weigge 'wackelnd bewegen'[7], so dass mhd. weigec 'wackelnd' dem alten Wortsinne sehr nahe stehen wird. Das altnordische veig aber ist nicht durch das Angels. beeinflusst, sondern schon ursprünglich ein 'erregendes, aus dem Gleichgewicht bringendes Getränk'. Auch die nordischen Namen erklären sich von hier aus aufs Beste. Denn Gullveig ist ihrem Namen nach dasjenige was die Vǫluspa von ihr erzählt: diejenige die das Gold in Bewegung (unter die Menschen) bringt, wie Miadveig diejenige die den Meth umherträgt und Almveig die den Bogen spannt.

Auch der WAIGA unserer Inschrift hat mit dem Getränk schwerlich Etwas zu schaffen, weshalb schon MÜLLENHOFF ihn an ahd. weigjan anlehnte. Er wird mit dem ahd. weigar ungefähr gleichbedeutend sein und einen Mann lebhaften und verwegenen Sinnes ankündigen.

In grammatischer Hinsicht ist WAIGA die abgekürzte Form eines zusammengesetzten Eigennamens. Derselbe steht, da nur an einen Mann gedacht werden kann, im Nominativ Singularis Masc. Als solcher entspricht er der gothischen wie überhaupt der nordgermanischen Flexion, welche in diesem Falle bei allen Stämmen von der untern Weichsel bis zum Zuider See dieselbe war.

---

[1] Meichelbeck Nr. 267 und Wagner Nr. 159. — Zeitschrift 13, 44, vgl. Bugge, Aarbøger 1871 S. 200 f.

[2] 'Öl heisst es unter den Menschen, aber unter den Asen Bier, Veig nennen es die Vanen' etc. Alvisimal 34. Grimnismal 25 steht veig als Variation für 'glänzenden' oder 'lautern Meth' (scira miadar). Vgl. Vigfusson-Cleasby S. 690.

[3] Zur Runenlehre S. 48, Deutsche Alterthumskunde V, I S. 5. 95 f.

[4] Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage I, 6.

[5] Graff, Althochd. Sprachschatz I, 703 f. Grein I, 476. II, 643. Mhd. Wb. III, 556. Schmeller[2] II, 878.

[6] Kluge, Etymol. Wörterbuch S. 367.

[7] Vilmar, Kurhessisches Idiotikon S. 434. Deutsche Mundarten VI, 412. Stalder II, 442.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

XIV.
DIE DANNENBERGER BRACTEATEN.

'Im Dezember 1859 waren mehrere Einwohner des Dorfes Nebenstedt bei Dannenberg damit beschäftigt, auf der Gemeindeweide, und zwar auf einer sehr sumpfigen, vom Hochwasser der Jeetzel und Elbe regelmässig überschwemmten Stelle derselben, Gräben anzulegen. Dabei fanden sie auf einem Areale von ungefähr 4 Fuss im Gevierte, etwa 1 Fuss tief, 11 Goldbracteaten.... Ausser ihnen ist an jener Stelle weiter nichts Alterthümliches gefunden worden, als Stücke stark verrosteten, an der Luft zerfallenden Eisens, welche von den Findern für Reste eines Pferdegeschirres gehalten wurden.' So der Bericht des Herrn Dr. Grotefend vom Jahre 1860[1]. Die mit Runenbeischriften versehenen Bracteaten befinden sich jetzt im Provincialmuseum zu Hannover.

Von ihnen unterscheiden sich die beiden, welche unsere Tafel IV Figur 13 und 14 darstellt, nur durch die verschiedene Einfassung. Das Gepräge und die Inschrift sind gleich. Das erstere beruht auf einem schon verwilderten Typus, der nachträglich wieder soweit stilisirt würde, dass er eine leidlich symmetrische Figur ergab. Welche Form demselben zu Grunde lag, ist an der Darstellung nicht mehr zu erkennen. Doch macht die Vergleichung mit einigen nordischen Exemplaren[2] es wahrscheinlich, dass die Umgestaltung von demselben Thiere ausgegangen ist, das uns die alterthümlicheren Figuren 11 und 12 vorführten. Ob das darüber stehende Auge mit den dazugehörigen Linien ursprünglich einem Vogel oder einem Manne angehörte, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Die Inschrift besteht aus 6 Runen, von denen einige die rechts-, andere die linksläufige Richtung haben. Dieselben ergeben keine verwerthbare Lesung, gehen aber in letzter Instanz noch auf eine Vorlage mit den ältesten Runen zurück. Die Deutung von Dietrich (Zs. 13, 29) schwebt völlig in der Luft. Die Rune ᛉ könnte auf ein nordisches Original hinweisen, da wir aber nicht wissen, wie lange diese Rune in alter Zeit im Süden der Eider noch in Anwendung war, thun wir gut, von der Discussion dieser Frage abzusehen.

Einen anderen Typus repräsentiren die beiden Bracteaten Figur 15 und 16, über welche Grotefend S. 394 bemerkt: 'Die rohen Figuren haben etwas nahe Verwandtes. Der kolossale Kopf, die kleinen Beine, die ebenso kleinen Arme mit den grossen Händen, das struppige, mit Perlen (?) geschmückte Haar, die rohe Andeutung des Bartes, die einfache, aus einem Punkte im Kreise bestehende Verzierung um die Figur herum, endlich die am Rande herumlaufende Runeninschrift bieten so viel Ähnlichkeit dar, dass man sich der Vermuthung nicht entziehen kann, beide seien aus der Hand eines Verfertigers hervorgegangen'. Ob die letztere Annahme berechtigt ist, können wir dahingestellt sein lassen, da trotz aller Ähnlichkeit das Gepräge beider Stücke verschieden ist und die Inschriften keine Berührungen aufweisen. Überdies finden beide Bracteaten noch zwei weitere nahe Verwandte in den beiden fünischen Bracteaten aus Bolbro und Vedby, von denen der eine ganz, der andere nur zur Hälfte erhalten ist[3]; auch diese stimmen

[1] Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrgang 1860 (Hannover 1861) S. 391 f.; vgl. die Abbildungen auf Taf. I, Fig. 1 ff., welche auch der Publication von Stephens zu Grunde liegen.

[2] Atlas Nr. 105 ff. 126. 152. 199. 231.

[3] Stephens II S. 550. Handbook S. 184 (Nr. 51. 52).

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter sich sehr genau überein und unterscheiden sich von den Dannenbergern wesentlich nur dadurch, dass die Figur nicht gerade stehend oder schreitend, sondern — offenbar des mangelnden Raumes halber — mit rechts und links am Rande des Bracteaten entlang gebogenen Beinen abgebildet ist.

Was die barbarische Figur auf diesen vier Bracteaten eigentlich darstellen soll, oder woraus sie entstanden ist, lässt sich schwer sagen. Fast könnte man an einen wirklichen Unhold des niederen Aberglaubens denken, gegen den der Bracteat als ein Schutz- oder Versöhnungsmittel getragen worden sei. Doch braucht das hässliche und monströse Element ursprünglich nicht beabsichtigt gewesen zu sein; wie leicht sich dasselbe bei den späteren Nachprägungen steigern konnte und gesteigert hat, lehrt die Geschichte der Bracteaten deutlich genug, und etwas davon ist auch an unseren Exemplaren zu beobachten. Was Grotefend als das 'struppige, mit Perlen geschmückte Haar' erschien, stellt sich auf der fünischen Gruppe schon als eine ganz ordentliche Helmkappe dar. Auch die rohe Andeutung des Bartes, der sich ursprünglich aus einem Schnurr- und einem Backenbart zusammensetzt, hat besonders bei Figur 15 zu völlig missverstandenen und unmöglichen Verhältnissen geführt. Ja, bei Figur 16 hat der Zeichner schon auf seiner Vorlage nicht einmal das Kinn wiederzuerkennen vermocht, sondern an dessen Stelle ein Ding hingesetzt, das wie ein Fuss aussieht, den der Unhold zu verschlingen im Begriffe ist. Das Missverhältniss zwischen Händen, Armen, Beinen und dem übrigen Körper ist überall dasselbe. Der eigenthümlichen Haltung der rechten Hand, deren abgespreitzter Daumen unter das Kinn gelegt ist, während die vier Finger ungefähr bis zum Munde emporreichen, wird man schwerlich eine besondere Bedeutung beizulegen haben. Sie findet sich in ähnlicher Weise bei zahlreichen nordischen Bracteaten und, wie schon Jessen anmerkte[1], zwar nicht ganz so, aber wie im Vorstadium begriffen, auch auf unverkennbaren Nachprägungen byzantinischer Originalmünzen (Atlas Nr. 4. 26. 33). Doch ist ein Zusammenhang zwischen diesen Typen ebensowenig nachweisbar, wie etwa zwischen dem Freilaubersheimer Bracteaten (S. 79) und Atlas Nr. 33, welche hinsichtlich der Haltung der Hände gleichfalls verglichen werden können. In unserem Falle ist die ganze, überdies nackte Figur den antiken Brustbildern gegenüber eigenthümlich, und sie ist auch absichtlich in barbarischer Weise stilisirt worden, wie die dicken Armringe von Figur 15 (und 17) erweisen.

Die Umschriften von Figur 15 und 16 sind völlig verschieden. Aus der im Wesentlichen linksläufigen von Figur 15 noch einen Sinn herausbringen zu wollen, bleibt ein vergebliches Bemühen, so lange man nicht das Original entdeckt, aus dem sie durch Nachprägung entstellt ist. Allerdings liegt es nahe, gerade sie mit der Inschrift der fünischen Bracteaten zu vergleichen, da bei beiden nicht nur das Hakenkreuz in derselben Weise zwischen den Buchstaben, etwa vor dem Munde des Ungethümes, steht, sondern auch die Runen zum Theil eine Combination gestatten[2]. Doch muss auch die Inschrift der fünischen Exemplare schon entstellt sein. Jedenfalls ist ein Sinn aus ihr bisher nicht herausgebracht worden. Über die Zurechtlegung von Dietrich (Zs. 13, 32) noch Worte zu verlieren, ist unnöthig.

Dagegen ist die gleichfalls linksläufige Inschrift von Figur 16 ziemlich deutlich. Wenn man von der Öse links neben dem Kopfe anfängt, stellen sich die ersten acht Runen als

ᚷᚨᚾᚾᚱᚷᛁᛉ

dar. Dass hinter denselben Wortschluss stattfindet, beweist der letzte Buchstabe, der nur für das schliessende Z (= nord. R) verwendet wird. Die fünfte Rune ist die einzige, welche innerhalb

[1] Om Forestillinger paa Guldbracteaterne (Kjøbenhavn 1871) S. 7.

[2] Bugge, Aarbøger 1871 S. 184 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Reihe rechtsläufige Form hat. Über ihre Geltung könnte man schwanken, da sie sowohl dem ᚢ = R wie dem ᚢ = U sehr nahe steht. Doch weist der Zusammenhang entschieden auf ein R hin. Alle übrigen Zeichen sind regulär, so dass sich der Abschnitt in unserer Schriftrichtung als

$$\overset{5}{\text{GLẸARGIZ}}$$

darstellt. Dieses aber lässt sich gut verstehen als ein aus GLẸ- und ARGIZ zusammengesetztes Wort, dessen zweiter Theil das im Nominativ Singularis stehende Adjectivum arg bildet, welches sich hier als ein i-Stamm ausweist. Dasselbe ist nicht nur als Simplex, sondern auch in zusammengesetzten Eigennamen, wie in den althochd. Unarc, Wilarc etc. nachweisbar. Für das Langobardische, in dessen altem Bereich Dannenberg liegt, ist das Wort, das im Althochd. 'missgünstig, geizig, feig', im Nordgermanischen 'untüchtig, feig' bedeutet, noch in besonderer Weise bezeugt. In dem Volksgesetze wird es als ein verpöntes Scheltwort behandelt: 'Si quis alium "arga" per furorem clamaverit et negare non potuerit et dixerit, quod per furorem dixisset, tunc iuratus dicat, quod eum "arga" non cognovisset' (Edict. Roth. 381). Dasselbe bestätigt Paulus Diaconus VI, 24, wo der 'sculdahis Argait' wegen des Zusammenhanges seines Namens mit 'arga' Spott leiden muss, worauf er später erwidert: 'Memento, quod me esse inertem et inutilem dixeris et vulgari verbo "arga" vocaveris'.

Das erste Compositionsglied ist nicht ganz ausgeschrieben, da GLẸ- oder GLI- keine vollständige Stammform ergiebt. Dasselbe kann nur an angels. gleo, gliu, altnord. gly angelehnt werden, welches jede heitere gesellige Unterhaltung: Scherzreden (vgl. gliu 'facitiae' Epin. Gl. 9 B 2), Spiel oder Gesang, bezeichnet[1]. Als die germanische Grundform darf glewi, Gen. gleuiis angesetzt werden. Hiermit lassen sich nicht nur die angelsächsischen Schreibungen, sondern auch der merowingische Name Gleobald v. J. 664 (Pard. Nr. 350), der nicht nothwendig auf einen (w)a-Stamm zurückweist, vereinigen. An unserer Stelle wird dieselbe auch durch die Rune ᛇ empfohlen, welche schwerlich für reines e, wohl aber für das durch ein folgendes i oder u hervorgerufene ẹ stehen darf. Somit wird nur der Stammesauslaut des Wortes fehlen, den man neben der alterthümlichen Casusendung ungerne entbehrt, und GLẸ-ARGIZ bezeichnet, wenn man von der langobardischen Bedeutung 'iners et inutilis' ausgeht, einen bei geselliger Unterhaltung, bei Spiel und Scherz unbrauchbaren Mann, also das gerade Gegentheil von dem merowingischen Gleobald.

Auch der zweite Theil bietet wohl keine Schwierigkeit dar. Zu demselben gehört noch die letzte (neunte) Rune der linken Seite, welche die umgekehrte Stellung hat wie die vorhergehenden, denn sie kehrt im Gegensatz zu ihnen das Fussende nach aussen und das Kopfende nach innen. Sie hat, da sie bereits nach der rechten Seite hinüberweist, rechtsläufige Richtung und kann nur ein R sein, was ausser der Form auch das nachfolgende Ẹ erweist; denn ein anlautender Diphthong UI oder UẸ ist im Germanischen unmöglich. Die fünf Runen der rechten Seiten haben theils rechtsläufige, theils linksläufige Richtung, je nachdem ihre Fussenden nach aussen oder nach innen gekehrt sind. Auf das ᛇ folgt zunächst ein ähnliches Zeichen wie das fünfte und neunte der gegenüberstehenden Seite, nur ist der obere Theil etwas abgerundeter als bei diesen: eine Eigenthümlichkeit, welche noch mehr hervortritt, wenn man es mit dem unmittelbar folgenden vergleicht. Beide benachbarte Runen müssen schon eine verschiedene Geltung haben, und da die letztere von ihnen nur ein R sein kann, muss das vorhergehende ein

[1] Ettmüller S. 437. Grein 1, 248.

[2] Cosijn in Paul und Braunes Beiträgen 7, 455 sucht, aber schwerlich mit Recht, eine Grundform gliwia- zu erschliessen.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

U sein. Die beiden letzten Buchstaben ᚷ (G) und ᛉ (Z) sind regelmässig. Mithin stellt sich der zweite Theil der Inschrift, wenn man für alle Zeichen die gleiche Grundlinienstellung durchführt, als

ᚢᛇᚱᚷᛉ
5
R E̯ U R G Z

dar. Die letzte Rune zeigt, wie die achte, einen Wortschluss an und deutet auf einen männlichen Nominativ Singularis, so dass zwischen beiden Worten ein festes syntaktisches Verhältniss anzunehmen ist.

Für die Deutung ist nur eine nahe liegende Möglichkeit vorhanden. Der Stamm reur-, riur- wird für das Germanische bezeugt durch das gothische Adjectiv riurs 'hinfällig, vergänglich', unriurs 'unvergänglich', nord. rýrr 'schwach, gering', zu denen weiter noch goth. riurjan 'verderben', nord. rýra 'verletzen, vernichten' nebst anderen Ableitungen gehören. Neben dem einfachen riur-s darf nun auch ein fortgebildetes riur-ag- angesetzt werden, ebenso wie nord. GODAG- neben GOD- steht. Von demselben wäre R E̯ UR[A]G[A]Z der urgerm. Nom. Sing. Masc. Der Diphthong E̯U ist noch eine Stufe alterthümlicher als das goth. nord. iu. Die beiden letzten Vocale werden nur aus Raummangel fortgeblieben sein; ergänzen muss man sie auf alle Fälle, wenn man nicht etwa annehmen will, das auslautende a sei in dem zu Grunde liegenden Dialecte früher als das i (in ARGIZ) fortgefallen.

Somit werden wir die Inschrift, welche Dietrich gründlich verkehrt las und verstand (als SUP GaMaL GISAUG IMU 'Einen alten Trunk sog er sich ein' Zs. 13, 34 f.) vielmehr durch: 'Glearg der Schwache (Hinfällige)' übersetzen. Es ist dies vermuthlich der Name des Künstlers, der sich ja auch auf anderen Bracteaten nennt.

Von den Schriftzeichen erregen zwei unser besonderes Interesse: das ᛉ, welches bisher, abgesehen von den Alphabeten, nur in nordischen, und das ᛇ, welches fast ebenso ausschliesslich in deutschen und angelsächsischen Inschriften vorkommt (doch vgl. den dänischen Bracteaten von unbekannter Herkunft bei Stephens Nr. 10). Dies Zusammentreffen mag dafür sprechen, dass die Inschrift weder im Norden, noch in Westdeutschland oder England, sondern in der Nähe des Fundortes, an der unteren Elbe abgefasst ist, wo beide Schreibtraditionen sich begegneten.

XV.

DER BRACTEAT AUS HEIDE.

Der Bracteat des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, den unsere Tafel IV, Figur 17 wiedergibt, stammt dem Katalog zu Folge 'aus einem Grabhügel bei Heide in Dithmarschen'[1]. Er gehört, wie der Augenschein lehrt, zu derselben Gattung wie die beiden zuletzt besprochenen (Fig. 15 und 16), die er an barbarischer Stilisirung noch übertrifft. Die stehende oder schreitende Figur mit der charakteristischen Haltung der Hände findet man aus dem Gewirr der Glieder dennoch leicht heraus. Zu beiden Seiten sind ausserdem noch zwei stilisirte Thiere angebracht. Das zur Linken befindliche hat einen Vogelkopf, wie er selbständig oder als Bestandtheil der Helmzier auch sonst vorkommt (vgl. Atlas Nr. 78. 85. 130), das andere wird gleichfalls aus einem der

[1] Katalog der Berliner Ausstellung S. 147.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

üblichen Bracteatenthiere entstanden sein. Unter dem rechten Arm und zwischen den Füssen des Mannes steht dasselbe Dreiblatt wie auf dem Berliner Goldringe (Fig. 10), und über dem Gesichte dieselbe Inschrift ᚨᛚᚢ

A L U,

nur in rechtsläufiger Anordnung. Sie muss auch hier als eine Art magischer Formel gefasst werden. Demnach wird der Bracteat wohl als ein Amulet getragen worden sein, — wofür oder wogegen fragen wir allerdings vergeblich.

XVI.

DAS THONKÖPFCHEN DES BERLINER MUSEUMS.

Ebenso wie der Goldring (Taf. IV, Fig. 10) und der Bracteat Figur 12 entstammt das Thonköpfchen Figur 18 der Sammlung des Herrn Benoni Friedlaender. Seine Herkunft bezeichnete Dr. Julius Friedlaender Müllenhoff gegenüber, der das Stück mit den genannten Denkmälern zuerst veröffentlichte, als unbekannt[1]. Doch vermuthet Herr Museumsdirector Dr. Voss, dass es aus Hinterpommern stamme, weil der Vater Friedlaender dort hauptsächlich seine Beziehungen hatte. Jetzt befindet es sich gleichfalls im Königlichen Museum zu Berlin.

Die Echtheit des Köpfchens ist von Kundigen meines Wissens nicht angezweifelt worden, sondern nur von Solchen, die es nie selber gesehen haben. Gegen Stephens wendete sich Müllenhoff mit grosser Entschiedenheit, indem er bemerkte: 'Auf seine beiläufige Verurtheilung des Thonköpfchens, als eine 'evident forgery' darf Niemand mehr Gewicht legen als auf seine übrigen wissenschaftlichen Meinungen und Urtheile. Das seltsame Köpfchen macht wohl Jeden zuerst stutzig; aber sachlich ist dagegen doch nichts einzuwenden, wegen des leirblôt gort î mannzlîki af leiri eda af deigi [Thonbild gemacht in Menschengestalt aus Thon oder Teig] des alten Eidsivathings-Christenrechts c. 24 (vgl. Indic. superst. 26—29, Myth. 1131 f., Fridþiofs saga c. 9), und wer hätte dergleichen wohl vor 30—40 Jahren oder gar früher in Deutschland fabriciren können? Dass so überaus vorsichtige Sammler und gewiegte, strenge Kenner, wie die Herren Friedlaender beide, nicht nur keinen Verdacht schöpften, sondern im Gegentheil von der Echtheit des Stückes vollkommen überzeugt waren, mag Jeden beruhigen, der nur die Abbildung und nicht das Original selbst zu Gesicht bekommen hat. Durch den Augenschein kann sich jetzt jeder Zweifler selbst überzeugen'[2] (10. 10. 74).

Um womöglich eine genauere wissenschaftliche Bestimmung zu erzielen, habe ich mich an unsere ersten Kenner dieser Dinge gewendet. Herr Professor Virchow hatte die Güte, das Köpfchen mit den Herren Voss und Olshausen genauer zu untersuchen und mir darüber am 22. 10. 88 das Folgende zu berichten.

'Die Gesichtspunkte für eine chronologische Deutung sind nicht sehr sicher. Am meisten charakteristisch erscheint das Material und die grobe Technik. Das Material, mässig gebrannter

[1] Vierzehnter Jahresbericht S. 14 f.

[2] Zeitschrift 18, 253 (1874). Auch Wimmer, Die Runenschrift [2] S. 60 Anm. hält die Zeichen auf dem Köpfchen nicht für 'wirklich echte alte Runen'.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Thon, gleicht in Mischung und Farbe in hohem Masse dem Topfgeschirr, welches in unseren Lausitzer Gräbern vorkommt und hie und da bis über die römische Periode fortbestanden hat. Ein fetter, mit Granitgrus durchkneteter Thon, in dem vielfach gelbröthlich glänzende Glimmerkieselchen stecken, auf dem Bruch schwärzlichgrau, auf der Oberfläche bräunlich gelbgrau, ziemlich hell. Der Brand ist soweit fortgeführt, bis das Ganze eine Art von steiniger Festigkeit erlangt hatte. Die Oberfläche ist, ehe der Brand geschah, offenbar mit einer lehmigen Flüssigkeit abgewischt worden, denn sie hat die eigenthümliche Glätte, stellenweise sogar etwas Glanz, wie die alten Topfgeräthe. Ausserdem bemerkt man zahlreiche kleine Ritze und Striche, meist gruppenweise, welche darauf hinweisen, dass das Stück vor dem Brand und wahrscheinlich auch vor dem Anstreichen (oder Abwischen) mit einer Bürste oder noch wahrscheinlicher mit trockenem Grase abgerieben ist. Die dadurch erzeugten Kritze liegen am Kopf selbst ganz unregelmässig, als ob man hie und da Unregelmässigkeiten habe beseitigen wollen. Um den Hals haben die Kritze fast ausnahmslos eine horizontale Lage; sie bilden unregelmässige Ringe um Hals und Genick. Am Piedestal sind die Seitenflächen, die einen mehr, die andern weniger, mit geraden Horizontalkritzen besetzt. Die Ausführung des Kopfes ist höchst primitiv und schematisch. Sie erinnert mehr an den Kopf eines menschlichen Embryo, als an den eines Erwachsenen. Von einer Vergleichung mit Gesichtsurnen ist wohl kaum die Rede. Mehr Analogie bieten die kleinen Bronzestatuetten, die vielfach bei uns gefunden werden, aber selten chronologisch bestimmt werden können. Indess ist auf diese Analogie nicht zu viel zu geben.'

Hieraus geht wenigstens so viel hervor, dass gegen die Echtheit des Köpfchens Nichts einzuwenden ist, und dass das Material und die primitive Technik sogar direct an die älteren vorslavischen Funde erinnern.

Von den Runen steht die eine oben auf dem Kopfe, die übrigen fünf an den vier Seiten des Piedestals. Über die Strichzüge bemerkt Virchow: 'Sie sind tief mit etwas unsicherer Hand eingeschnitten; sie bilden schmale, aber nicht ganz gradlinige Ritzen von mehr gleichmässiger Breite. Betrachtet man sie in vollem Sonnenlicht, so sieht man bei den meisten den linken Rand etwas aufgeworfen, indem der Thon bei dem Eindrücken des Instruments heraus und zur Seite gedrückt worden ist. Daraus folgt bestimmt, dass die Runen vor dem Brand eingeritzt worden sind'.

Auf unserer Tafel IV sind die Runen unter dem Köpfchen in willkürlicher Reihenfolge nach den vom Original genommenen Gipsabdrücken reproducirt. Um ihre Anordnung genau hervortreten zu lassen, setze ich in nebenstehender Fig. 17 noch einmal eine Zeichnung, welche mir durch die Güte von Dr. Olshausen zuging, in halber Grösse und mit den aufgeklappten Basisstreifen her.

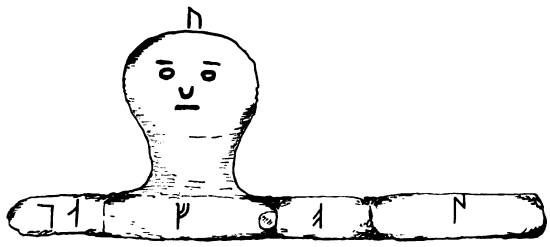


Fig. 17.

Auf dem Scheitel steht, wie besonders unsere Tafel IV erkennen lässt, ein schönes ᚢ = U von so charakteristischer Strichführung, wie es im Mittelalter Niemand und auch später kein ungeübter Nachahmer reproducirt haben dürfte. Ebenso ist das auf der vorderen Basisfläche stehende ᚠ = F vollkommen regulär, da an den gebogenen Seitenästen kein Anstoss zu nehmen ist. Beide Runen haben die gewöhnliche rechtsläufige, alle übrigen eine linksläufige Stellung, wodurch zweifellos angedeutet wird, dass der 'Künstler' beim Einritzen die Richtung von rechts nach links um die Basis herum innegehalten hat.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf der linken Seite, dem F zunächst, steht ein Zeichen, welches nur mit dem ᚨ des alten Alphabets identificirt werden kann. Der Seitenstrich steht allerdings sehr tief, aber Ähnliches ist auch sonst, besonders auf den alten Bracteaten (vgl. STEPHENS Nr. 34 u. A.), nachweisbar. An das späte ᚬ für ᚭ ist schwerlich zu denken. Die nächstfolgende Rune ist die einzige, welche Schwierigkeiten bereitet und zwar in mehr als einer Hinsicht. Schon die Überlieferung lässt sich nicht mit voller Sicherheit feststellen. Scharf und tief sind nur der Vertical- und der obere Horizontalstrich. Ausserdem ist noch ein schwacher und unregelmässiger unterer Horizontalstrich vorhanden, den MÜLLENHOFF auf seiner Abbildung reproducirte und den ich nach längerem Schwanken auf Tafel IV Fig. 18 gleichfalls aufgenommen habe. Seither habe ich das Original nicht wieder untersuchen können. Herr Dr. OLSHAUSEN, der die Ausführung der obigen Figur 17 controlirte, sprach sich mit Entschiedenheit gegen die Ursprünglichkeit desselben aus, und so ist er auf dieser Zeichnung fortgeblieben. Ebenso bemerkt Herr Professor VIRCHOW, dass der Strich einen besonderen Charakter habe: 'er ist seicht, ganz glattrandig, an der Oberfläche breiter, gegen die Tiefe schmal und scharf, die untere Seitenfläche ganz schräg gestellt und das äussere Ende in eine Spitze ausgezogen. Allerdings setzt er unmittelbar an den senkrechten Strich der Rune an, aber ist fast um $^1/_3$ kürzer, als der obere Strich. Alles zusammengenommen, scheint mehr dafür zu sprechen, dass der Strich ein zufälliger ist. Die Möglichkeit, dass er absichtlich gemacht ist, lässt sich nicht völlig ableugnen, aber nur unter der Voraussetzung, dass die Ausführung viel nachlässiger gemacht ist, als an irgend einer anderen Stelle der Runen'. Leider kann auch die Runenschrift Nichts entscheiden, denn das Zeichen kommt sonst nicht vor, und es ist schwer zu sagen, von welchem es eine Variante sein soll.

Dagegen lässt das auf der Rückseite stehende Zeichen wieder eine bestimmte Deutung zu. Es muss dasselbe ᛁ sein, welches in dem Alphabet von Charnay das J bezeichnet (S. 52) und in rechtsläufiger Gestalt zweimal auf dem Lanzenschaft aus Kragehul (Fünen) vorkommt. Die kleine Unregelmässigkeit, welche in der verschiedenen Länge der beiden Verticalstriche besteht, ist nicht der Rede werth (vgl. besonders Tafel IV) und erklärt sich aus der Stellung des Zeichens hart am oberen Rande der Seitenfläche. Auch die erste Form der Kragehulinschrift zeigt eine ähnliche Ungleichmässigkeit. Das auf der rechten Seite stehende linksläufige ᚨ = A ist regelmässig.

Somit erhalten wir, wenn wir von vorne anfangen und die gewiesene Richtung von rechts nach links innehalten, in rechtsläufiger Anordnung die Reihenfolge

ᚢ U
ᚠᚨᚴᛋᛁ = FL : JA

Dass die Runen nur zum Spiele und aus reiner Willkür angebracht seien, ist nicht anzunehmen. Jedenfalls darf die Frage erhoben werden, ob aus der Zusammenstellung derselben in ungesuchter Weise ein bekanntes Wort hervorgeht. Die einzige Vorfrage bildet die Bestimmung des Platzes, an den das obere U hingehört. Dasselbe kann, da es ebenso wie das F rechtsläufige Form hat, und da es am Schluss auf jeden Fall unbrauchbar ist, nur vor oder nach dem F eingesetzt werden, so dass man entweder von UFL : JA oder FUL : JA auszugehen hat. Die erstere Lautgruppe ist ein sprachliches Unding, die letztere aber ergibt, sobald man das unerklärte Zeichen als G fassen darf, das Wort FUL[G]JA. Dasselbe liegt im Nordischen in lautentsprechender Form als fylgja vor und würde sowohl im Gothischen wie im Westgermanischen fulgja lauten.

Die nordischen Fylgjen sind mythologische Wesen. Es sind die unsichtbaren 'Folgegeister', die den Menschen von seiner Geburt bis zum Tode begleiten. Ein Jeder hat seine eigene Fylgja, die mit ihm geboren ist, die ihn schützt und gleiches Loos mit ihm theilt, die erst bei seinem Tode ihn verlässt, so dass ihr Erscheinen zugleich den Tod zu verkünden pflegt. Es gibt starke

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und schwache Fylgjen, und derjenige ist der mächtigste, der die stärksten besitzt. Der Isländer Hallr wollte nur zum Christenthum übertreten, wenn der Priester ihm den Erzengel Michael als Fylgja garantirte[1]. Die Analogie mit dem römischen Genius ist in die Augen springend. Auch der (zu dem Verbum geno, gigno gehörige) Genius ist mit dem Menschen geboren und bleibt durchs Leben sein unsichtbarer Schutzgeist. Wie meistens die Fylgja nimmt auch er gelegentlich die Gestalt eines Thieres (der Schlange) an, und ähnlich wie es aus dem Norden berichtet wird, erscheint dem Brutus und Cassius vor ihrem Tode ihr von Furcht bewegter Schutzgeist[2]. Die römischen und nordischen Vorstellungen berühren sich so nahe, dass die Möglichkeit eines Zusammenhanges nicht ganz auszuschliessen ist. Und wie im römischen Hause der Genius des Familienvaters bildlich dargestellt und verehrt wurde, mag dies auch während des späteren Heidenthums in Deutschland vorgekommen sein. Die importirten römischen Büsten und Statuetten mögen dabei als Anhalt gedient haben. So würden sich die Büste und die Inschrift zugleich aufs Beste erklären, und man dürfte nunmehr erwägen, wie das Zeichen ᚴ oder ᚵ dazu kommen konnte, den Platz des runischen ᚷ einzunehmen. Die erste Form würde mit dem griechischen Gamma identisch sein, die zweite mit dem lateinischen G sich unschwer vereinigen lassen. Aber ich gestehe, dass mich nur eine Erklärung aus der Runenschrift selber heraus zu befriedigen vermöchte. Deshalb mag daran erinnert werden, dass ein entsprechendes Zeichen in der Doppelrune ᛎ enthalten ist, welche zwar aus zwei aneinander gestellten ᚲ entstanden ist, aber dennoch den Werth von NG = GG (γγ) repräsentirt. Oder sollte in dem Zeichen noch eine alterthümlichere Form der späteren G-Rune vorliegen, über deren Entstehung ich nichts Sicheres anzugeben weiss.

---

[1] Grimm, Deutsche Mythologie [4] II, 728 ff. III, 266. Petersen, Nordisk Mythologi S. 143 ff. und die Zeugnisse bei Egilsson S. 212 f. und Vigfusson-Cleasby S. 179.

[2] Preller, Römische Mythologie [3] I, 76 f. II, 195 ff.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ERGEBNISSE.

Wir haben bei unseren Deutungen mehrfach etwas weiter ausholen müssen, um zu denjenigen Zielen zu gelangen, welche uns noch erreichbar erschienen. Um so nöthiger wird es, die Resultate kurz zusammenzufassen. Wir können dabei das Sichere von dem Zweifelhaften bestimmt unterscheiden und einige Zusätze zu den ersten Absätzen an entsprechender Stelle einfügen.

I. Die Speerspitze von Kowel. TILARIDS ist ein zusammengesetzter Eigenname, der einen geschickten Reiter bezeichnet. Er steht im Nom. Sing. und stimmt zu der Lautstufe der gothischen Bibelübersetzung, aber nicht zu der Orthographie des Ulfilas. Die Stammeszugehörigkeit desselben lässt sich nach den ältesten geographischen Nachrichten, welche die Völkerverhältnisse zwischen der mittleren Weichsel und dem grossen Sumpfgebiet am Pripet ziemlich im Dunkeln lassen (Müllenhoff, DA. 2, 79 f.), nicht genau bestimmen. Nimmt man aber die späteren Verschiebungen zum Anhalt, so wird man in erster Linie auf die Gothen geführt, da nur sie sich in nachhaltiger Weise so weit nach dem Osten hin ausgedehnt haben. Unter diesen Umständen kann die Inschrift kaum später als in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. aufgezeichnet sein. Ob im 4. Jahrh., als Ermanrich sein grosses Reich über dem Pontus aufrichtete, in Volhynien noch Gothen hausten, ist sehr fraglich. Nach dem Einbruch der Hunnen aber ist dies kaum noch denkbar.

II. Die Speerspitze von Müncheberg. RANNGA, welches zu RANINGA oder RANUNGA ergänzt werden muss, ist gleichfalls ein, mittels des Suffixes -ing oder -ung von dem Stamme Ran- abgeleiteter Name. Den Casus wage ich nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Gegen den sonst zulässigen Nom. Sing. eines an-Stammes spricht nur der Umstand, dass die Nomina auf -ing im Deutschen regelmässig a-Stämme zu sein scheinen. Als Nom. Sing. eines solchen würde RANINGA aber isolirt dastehen. Der Gen. Plur. (= goth. Raninge) wäre vielleicht nicht ausgeschlossen, doch mag man zunächst an den Dat. Sing. denken, da RANINGA als solcher dem goth. Paradigma entspricht.

In den Namen ist Ran- in späterer Zeit sehr selten. Nur das abgekürzte Rano nebst seiner Ableitung Raningus sind in Deutschland urkundlich nachweisbar. Doch hat Rano wirkliche Compositionen zur Voraussetzung, wie sie schon in älterer Zeit auf romanischem Gebiete mehrfach vorkommen. Dieselben scheinen hier noch länger fortzudauern. Nur wird man von den späteren Belegen besser absehen, solange noch keine Untersuchung über die Geschichte des frühromanischen mouillirten n vorliegt (siehe den Nachtrag).

Für den Stamm von RANINGA ist im Germanischen nur eine Anlehnung erkennbar: an altnord. rani 'Rüssel des Ebers', von dem (nach einem altgermanischen Vergleiche) im Nordischen die 'keilförmige Schlachtordnung' zubenannt wurde. Im Deutschen ist erst aus später Zeit ein zugehöriges Substantivum rans 'Rüssel' nachweisbar, daneben aber ein Adj. ran, ranec 'schlank,

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spitz', welches auch in verschiedenen Volksdialekten erhalten ist. Man pflegt das letztere wohl als rân anzusetzen, aber die Kürze des Vocales wird erwiesen durch diejenigen Dialekte, welche mhd. a in ō verwandeln, aber ran als rân bewahren (Beitr. 13, 216). Die Combination von RAN[I]NGA mit nord. rani, welche ich gelegentlich mittheilte, wird von Bugge (Beitr. 12, 423) zurückgewiesen, weil die nordische Form nicht rani, sondern hrani laute. Thatsächlich ist das Wort im Altisländischen, wo das h vor r nicht abzufallen pflegt, 10 Mal belegt, worunter 7 Mal als Simplex. Überall steht rani, nur einmal hrani, wie auch sonst gelegentlich ein unorganisches h antritt (S. 11 Anm. 7)[1]. So muss denn Bugge die von ihm als die regelmässige betrachtete Form in künstlicher Weise rechtfertigen, indem er annimmt, rani sei zuerst im zweiten Theil von Compositen für hrani eingetreten, und das h unter dem Einfluss derselben auch in dem Simplex geschwunden. Indessen dürfte sich für einen solchen Process kaum eine Analogie erbringen lassen, und Bugge ist zu dieser Herleitung wohl nur gekommen, weil er das ahd. grans, granso 'Vordertheil des Schiffes' (S. 12) von rani nicht meint trennen zu können, und weil er auf dem Nebeneinanderbestehen von Formen mit anlautender Spirans und Media ein besonderes Lautgesetz aufbaut. Indessen sind im Deutschen wohl zahlreiche Worte vorhanden, an denen sich Bugges Regel nicht bewährt (vgl. oben S. 83 Anm. 2), während er, wie mir scheint, keinen Fall beizubringen vermocht hat, welcher dieselbe sicher stellte. Unter diesen Umständen wird man besser thun, sich an die Überlieferung und nicht an das vermeintliche Lautgesetz zu halten. Wie sich ahd. grans erklärt, ist eine Frage für sich. Bugge bringt beide Worte mit dem griech. *κορωνός* 'krumm' in Zusammenhang. Aber der Rüssel des Ebers und der Keil sind nicht krumm und gebogen, wie das verglichene *κορώνη* 'das äusserste gekrümmte Ende des Bogens oder der Pflugdeichsel; das gebogene Hintertheil des Schiffes', sondern straff und gerade, und das mhd. ran, ranec ist auch das Gegentheil von der griechischen Bedeutung.

Eher könnte von auswärtigen Verwandten altslav. ranŭ 'matutinus' in Betracht kommen, da es etwas Analoges in zeitlicher, wie rani in räumlicher Hinsicht ausdrückt. Kann doch auch die Frühe als die Spitze oder der Anfang des Tages gefasst werden. Danach wäre in dem germ. Worte ein urspr. a (= europ. a) vorhanden und eine, auch ohne dies zulässige, Ablautsform ranan-rōn (wie faran-fōr) anzusetzen. Die schwere Stufe wird in dem Adject.-rōni vorliegen, welches als zweiter Theil von Zusammensetzungen etwas bezeichnet, was sich von dort her erstreckt, resp. seinen Anfang oder Ursprung dort genommen hat, wo das erste Glied es anzeigt; so in den Windnamen sundrōni 'Südwind', nordrōni 'Nordwind' etc. In der Vǫlundarkviþa 1 heissen die Walküren 'drōsir suþrœnar', weil sie von Süden (sunnan) hergeflogen kommen, und anderswo das Wetter 'fiallrœnt', weil es von den Bergen herkommt. Auch auf geistige Verhältnisse war das Wort anwendbar, wie das altn. einrœnn 'vom Besonderen ausgegangen' erweist[2].

Das mhd. rans wurde oben mit Unrecht näher an das ahd. grans gerückt. Das letztere muss seine besondere, fernliegende Entstehung haben. Rans aber kann leicht noch die alte deutsche Nebenform von nord. rani enthalten. Es liegt den abgeleiteten Verbis ransen, rensen 'sich strecken' zu Grunde (Mhd. Wb. II, 1, 553 f. Schmeller [2] II, 127) und lässt sich schon für die ältere Zeit in entsprechender Bedeutung durch einen unzweideutigen Eigennamen sichern. In der Verbrüderungsliste von Luxovium, welche Piper in den Anfang des 9. Jahrh. setzt und die, abgesehen von den romanischen Einflüssen, eine gute Orthographie bewahrt, findet sich der Name Ransteus (Confr.

[1] Ausser den von Gislason S. 66 angeführten hrót (= rót), hrammr (= rammr) vgl. noch Homiliu-bók 47, 1 hrike (= rike).

[2] Kluge (Nominale Stammbildungslehre S. 92) sucht in -rōni ein Suffix -ōni welches dem lat. -āneus entsprechen soll. Das im Germanischen regelmässig vorhandene r bleibt dabei unberücksichtigt. Auch ist -aneus aller Wahrscheinlichkeit nach eine innerlateinische Bildung, und dass die Bedeutung desselben eine andere als die von -rōni ist, erkennt man, wenn man nur eine vollständigere Belegsammlung (Leo Meyer, Vergl. Gr. II, 464. 567) überblickt.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aug. 209, 16), der sich im Altfränkischen als Ranstheo darstellen müsste. Da nun goth. þius, hochd. -theo, -deo in Namen 'den wehr- und waffenfähigen' bezeichnet (Müllenhoff Zs. 12, 298), so ist Ranstheo wörtlich 'der zum Keil (cuneus) gehörige Krieger'. Das Nomen rans 'Rüssel, Keil' ist als ein -s-Stamm zu fassen, neben dem noch ein a- oder -as-Stamm bestanden haben wird, mit dem Ranosindus, Ranemundus etc. zunächst zu combiniren sind. Die Ranii des Jordanes III, 24 habe ich aus dem Spiele gelassen, weil Müllenhoff in ihnen die Thrawandii sieht; aber seine Emendation bleibt trotz Allem eine sehr weitgehende.

Somit gewinnt unsere oben entwickelte Ansicht, dass RANING dem Wortsinne nach Einer ist, der zum Keile (cuneus) gehört, noch eine erhöhte Sicherheit. Denn von der Bedeutung 'schlank, spitz' kann in den Namen unmöglich ausgegangen werden.

Der Fundort Müncheberg schien mir in der Nähe der alten westgothischen Sitze nach den Semnonen zu zu liegen, wohin Müllenhoff jetzt, wesentlich auf Grund von Jord. 17, die Burgunden setzt. So mag denn unsere Inschrift eine altburgundische sein. Dieser Umstand und die auffallende Verwandtschaft der Spitze mit der gothischen von Kowel, machen es überwiegend wahrscheinlich, dass auch sie noch dem späteren dritten oder allenfalls dem Anfang des 4. Jahrhunderts angehört.

III. Der Goldring von Pietroassa. Die Aufschrift GUTANIO WI HAILAG scheint mir ausser allem Zweifel zu stehen, obwohl Odobesco an seiner Ansicht festhält, dass zwischen der 7. und 8. Rune noch ein ᚲ = K vorhanden sei. Er schrieb mir am 21. 7. 88 über das vermeintliche Zeichen: 'Vous le niez, et je puis vous affirmer, qu'il existait bien disteint, quoique très-finement tracé ... on distingue encore sur l'un des fragments un bout de sa barre ascendante', und er spricht weiter von der 'existence indubitable' desselben. Diese Zuversichtlichkeit steht indessen mit den thatsächlichen Verhältnissen und Odobescos eigenen früheren Bemerkungen (S. 30) wenig im Einklang. Denn vorhanden ist von strichartigen Elementen auch nach Odobesco nur die besprochene kleine schräge Linie hart vor dem ᚹ, über deren Charakter ich, ohne das Original gesehen zu haben, nichts zu sagen wage. Aber zu einer Rune kann sie nicht gehört haben, da der Platz derselben der symmetrischen Anordnung aller übrigen Zeichen widerspräche. Freilich hat Odobesco in der grossen Publication, welche er über den Goldfund vorbereitet, meiner Erinnerung nach eine Änderung eintreten lassen, indem er die vermeintliche Rune nicht nur in voller Deutlichkeit reproducirt, sondern ihr auch einen regelmässigen Platz zwischen der 7. und 8. Rune gibt, welchen die betreffende Spur auf der (auf einem Gipsabguss beruhenden) Berliner Nachbildung, auf derjenigen von Herrn Telge und sämmtlichen von einander unabhängigen Publicationen, welche dieselbe überhaupt verzeichnen, u. A. auf derjenigen von Odobesco selber (im Comterendu), thatsächlich nicht einnimmt. Dies macht die Sache nur noch bedenklicher. Es kommt hinzu, dass das K an dieser Stelle sprachlich unmöglich ist: über die von Odobesco angenommene Deutung: 'A Odin la Scythie consacrée' habe ich nur deshalb kein Wort verloren, weil dies für jeden mit der Grammatik halbwegs Vertrauten unnöthig ist.

Von den drei Worten können die beiden letzten mit Sicherheit als 'unverletzliches Göttereigen' übersetzt werden. In derselben Bedeutung wie hier steht WI auf dem neu gefundenen Runenstein von Gottorp, der, wie v. Liliencron ansprechend vermuthet, an Stelle des älteren, zerbrochenen errichtet sein wird: das hinzugefügte WI sollte den neuen Grabstein ausdrücklich unter den Schutz der Götter stellen[1]. Auch für GUTANIO sehe ich nur einen Weg der Erklärung. Da die Auffassung

[1] R. von Liliencron, der Runenstein von Gottorp (1888) S. 19 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Cosijn als 'der Gothinnen' sich aus grammatischen und sachlichen Gründen gleich wenig empfiehlt, vermag ich in dem Worte nur ein von dem Stamme Gutan- mittels des Suffixes -ia- regulär gebildetes Adjectivum Gutanis 'gothisch' zu erkennen. Von demselben ist GUTANIO wiederum der Nom. Sing. Neutr., welcher in Apposition zu WI[H] steht, so dass die ganze Inschrift als 'Das gothische unverletzliche Göttereigen' zu übersetzen ist. Sie kann sich nicht bloss auf den Ring, sondern muss sich auf den ganzen Goldschatz beziehen und gehört wahrscheinlich dem Ende des vierten Jahrhunderts an.

IV. Die Spange von Charnay. Am oberen Rande steht das nahezu vollständige runische Alphabet. Auf dasselbe folgt ein zusammenhängender Satz, der sich unter Ergänzung eines Zeichens als UᚹF[I]NᚹAI IDDAN KIANO ᛇIA darstellt. Derselbe lässt nur eine sinngemässe Übersetzung zu, als: 'Es möge die Gattin des Idda sie [d. h. die Runen des Alphabetes] vollständig erfassen'. In reinem Burgundisch müsste er UNᚹFINᚹAI HIDDAN QENO ᛇIA lauten. Was die Worte scheinbar entstellt, ist die galloromanische Lautgebung.

So gewinnt das vermuthlich dem 6. Jahrhundert angehörige Denkmal auch für das Frühromanische ein besonderes Interesse. Schreibungen wie Uᚹ- für UNᚹ- und IDDAN für HIDDAN sind freilich sehr gewöhnlich, aber in KIANO für QENO spiegeln sich zwei interessante Lautvorgänge, von denen der eine speciell für das östliche Frankreich, die Heimat unseres Denkmals, charakteristisch ist.

Einmal handelt es sich um die Erweichung des Gutturallautes, welche in Bezug auf den Grad und die Zeit der Durchführung abhängig ist von der Beschaffenheit des folgenden Vocales. Vor a konnten wir vor d. J. 734 kein Beispiel des gänzlich vollzogenen Lautwandels beibringen[1], dagegen vor un + einem vorderen Consonanten schon Spuren aus dem 6. Jahrh. und noch um 700 aus Nordfrankreich, wo später die Mouillirung nicht durchdrang. Weit früher vollzog sie sich vor e (i) + n oder m. In ältester Zeit zeigt sich die Inficirung des k oder g durch ein nach demselben entwickeltes unetymologisches e oder i, so dass sich KEN-, GEM-, CON-, Kun- als KAIAN-, CIAN-, GIAM-, CEON-, Kiun- darstellen. Und zwar muss die Einfügung des e noch als ein älteres Stadium als diejenige des i betrachtet werden. Das älteste Zeugniss lieferte eine südgallische Münze mit der Aufschrift KAIANTOΛOY, welche ihrem ganzen Typus nach nicht jünger als das 2. Jahrh. n. Chr. sein kann[2]. Die angeführten inschriftlichen Belege lassen sich noch durch einen weiteren CIIAMILUS aus Vienne (CIL. XII, 5686, 212), einen GIAMILLIUS von ebendaher (XII, 1960), einen GIAMILLUS aus Narbonne (XII, 4761) und einen anderen aus der Gegend von Saarlouis (Brambach Nr. 754) vervollständigen. Alle diese Belege beziehen sich auf die Erweichung von anlautendem K oder G, aber der ostfranzösische Dialekt nimmt in sofern noch eine Sonderstellung ein, als er das (in qeno vorhandene) q ebenso wie k behandelt, was schon im Vulgärlatein vielfach der Fall gewesen sein muss.

Andererseits ist die Wiedergabe des germ. e (e^{a}) durch a vor n zu beachten. Es ist dies ein mehr graphischer Vorgang (umgekehrte Schreibung), der aber in einem allgemeinen Lautgesetze seine Erklärung findet. Entsprechende Schreibungen fanden wir schon in den gallischen KAIAN-, KIAN-, CEAM-, GIAM- für KEN-, GEM-, aus denen wir folgern mussten, dass das e hier fast ebenso wie ein in gleicher Umgebung stehendes a gesprochen wurde. In der That ist

---

[1] Mit der Umwandlung von altem ca- pflegt man diejenige von cau- (causa : chose) auf gleiche Stufe zu stellen (vgl. Groene, C vor A im Französischen S. 8). Aber die Aussprache von a und au (o) war doch eine verschiedene, und da wir auch einzelne Ansätze für die Umgestaltung von cu- (co-) anzuführen hatten, wird man die beiden Fälle wohl besser auseinander halten.

[2] Revue numismatique 1840, Pl. XIX, 10.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das reine a im Romanischen früh und im Burgundischen völlig aufgegeben und durch ä (wie in lait) ersetzt. Diesen Vorgang bezeugte schon GREGORS Caino für Cano (Chinon). Aber er ist älter und muss schon in die gallische Zeit zurückreichen: eine Annahme, welche durch vulgäre Schreibungen wie AENNOS für ANNOS (CIL. XII, 2106 'tabula marmorea litteris malis' aus Vienne) und CAILVUS neben CALVUS (5686, 159 von ebendaher) vollends bestätigt wird. Er ist auch nicht etwa an die vorhergehende Palatalis, oder an die vor- resp. nachtonige Silbe gebunden, sondern konnte sich ebenso nach N und in der betonten Wurzelsilbe einstellen. Ein sicheres Beispiel hiefür liefert der alte Name der Stadt Nimes (*Νέμανσος*). Dass derselbe Némausos betont wurde, beweisen das von GROEBER angeführte provenz. Nemze[1] und das franz. Nimes. Gleichwohl scheint die gallische Lautgebung eher Namausus gewesen zu sein: diese Form findet sich auf den Münzen von dem am meisten gallischen Typus (mit dem Eber)[2], ferner in der rein gallischen Inschrift von Vaison (NAMAYCATIC) und derjenigen von Nimes[3]. Aus diesen alten umgekehrten Schreibungen dürfen wir folgern, dass das gallische e kein helles (e^i), sondern ein ä-artiges war, denn sonst hätte die Vertauschung nicht eintreten können. Diese Aussprache wird überdies durch die inschriftlichen AE für E, noch mehr aber durch Schreibungen wie GAINIAE für GENIAE (CIL. XII, 1960) erwiesen. Auch das galatische Heiligthum *Δρυ-νέμετον* wird in den besten Handschriften des STRABO XII, 5, 1 *Δρυναίμετον* geschrieben.

So schliesst sich für KIANO = QENO die Kette der Beweise, und es bleibt hinsichtlich der zur Erklärung herbeigezogenen Lautübergänge keine Unsicherheit mehr bestehen.

V. Die Spange von Osthofen. Eine sichere Ergänzung der noch vollständig zu erkennenden Runen GO:: FURAD:: D:: OFI(oder A)LEG ist schwerlich zu erreichen, doch kann die Deutung an zwei Punkten einsetzen. Da vor FURAD Wortschluss stattfindet, hat man nur die Wahl, FUR oder FURAD als ein besonderes Wort abzutheilen. Wenn sich FUR als eine Nebenform von furi, fora 'für' rechtfertigen liesse, was bis jetzt nicht der Fall ist, würde man auf einen verhältnissmässig einfachen Weg gewiesen. Aber auch mit FURAD (= FURD) 'Weg' lässt sich ein Zusammenhang anbahnen, da das Verbum nur in dem letzten Worte FILEG (oder FALEG) 'vertraue an' (oder 'hat anvertraut, geborgen') enthalten sein kann, und die dazwischen stehenden Buchstabenreste sich gut zu LODARO 'vanitatum' ergänzen lassen. Dass man den Weg der (irdischen) Hinfälligkeit in Gottes Schutz stellen möge, wäre ein für jene Zeit nicht unangebrachter geistlicher Wunsch. — Die Runenformen sind durchweg diejenigen des ältesten Alphabetes.

VI. Die Spange von Freilaubersheim. BOSO WRAET RUNA. ᚦ[I]K DAᚦENA — 'Boso ritzte die Rune. Dich, Dathena, —' ist sicher. Das letzte Wort lässt sich bequem zu GO[L]D[A] 'begrüsste er' ergänzen. Daneben ist aber noch eine andere Möglichkeit denkbar. Wenn nämlich an der betreffenden Stelle zwei runische ᚺ in einander gezogen sein sollten, was, wie auch unsere Abbildung zeigt, durchaus möglich ist, könnte man an ein dem altnordischen gœða 'beschenken, schmücken', angels. gôdian, gegôdian (Praet. godode) 'ditare, bonis exstruere' entsprechendes Verbum gōdian denken. Und zwar würde das Praeteritum GO[D]D[A] im Gegensatz zum Angelsächsischen auf ein schwaches Verbum der ja-Classe zurückdeuten. Gegen den Sinn 'Dich, Dathena, beschenkte er' (nämlich Boso mit der Spange) ist Nichts einzuwenden. Derselbe scheint

[1] Wölfflin, Archiv für lateinische Lexicographie 4, 131, vgl. 3, 511. 516.

[2] De La Saussaye, Numismatique de la Gaule Narbonnaise, Pl. XIX, 2 ff.

[3] Beiträge zur vergl. Sprachforschung 3, 162 f., Bezzenberger, Beiträge 11, 122 f.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mir sogar den Vorzug zu verdienen. In der Lieder-Edda bezieht sich das Verbum gœda ausdrücklich auf die Ausstattung der Braut mit weiblichem Schmuck, den sie aus dem väterlichen Hause mitnimmt[1]. Die Inschrift ist eine fränkische und gehört dem Ende des 6. oder dem 7. Jahrhundert an.

VII. Die grössere Spange von Nordendorf trägt zwei, von verschiedenen Händen herrührende Inschriften. Den Haupttheil bildet der alliterirende Spruch LOGA ÞORE WODAN. WIGI ÞONAR, dessen mit Sicherheit zu übersetzender Schluss '— Wodan. Weihe, Donar!' beweist, dass in dieser Inschrift der Beistand von Wodan und Donar für einen ceremoniellen Act erfleht wurde. Dies hilft uns den ersten Theil, der sich speciell auf die Thätigkeit Wodans bezieht, deuten. Denn LOGA lässt sich als der Acc. Sing. eines zu fries. lōgian 'verheirathen' gehörigen Abstractums loga 'die Heirath', und ÞORE als der dem WIGI parallel geordnete Imperativ eines zu erschliessenden Verbums þoren 'ereilen, ersiegen' rechtfertigen. Die Verwandten des Letzteren sind im Nordischen þyrja 'eilig vorwärts dringen', þora 'sich getrauen' (aber eigentlich wohl 'sich beeilen, Etwas zu thun') und þori 'der Haupttheil' vorhanden; in allen übrigen Dialekten lässt sich der Wortstamm nur noch aus den Eigennamen nachweisen, in denen er deutlich die Begriffssphären von þyrja und þora umfasst[2]. Der erste Satz 'Die Heirath ersiege (ereile), Wodan!' kann nur auf den Brautlauf, der zweite 'Weihe, Donar!' auf die nachfolgende göttliche Weihe bezogen werden.

Der zweite, später geschriebene Theil besteht aus der abgekürzten Dedicationsformel AWA LEUBWINIẹ 'Awa dem Leubwini'. — Zwei Correcturen in der letzten Zeile des Spruches, welche den heidnischen Sinn umändern sollten, sind wahrscheinlich von Leubwini vorgenommen. Beide Theile der Inschrift werden dem 6. oder 7. Jahrhundert angehören.

VIII. Die kleinere Spange von Nordendorf. BIRLNIO ELK ist gleichfalls eine abgekürzte Dedicationsformel: 'Der Schenkin' — denn anders lässt sich BIRLIN nicht übersetzen — 'Elk'. Der letztere Name lebt in demjenigen der Nordendorf benachbarten Ortschaft Elgen fort. Wie der Träger desselben hier nach dem Elch, wurden andere Personen in alter Zeit nach dem Wisent zubenannt: so der gothische *Βανδαλάριος Οὐίσανδος* bei Procop, Bell. Goth. 1, 18 etc. und ein gleichnamiger Anführer der Heruler (ib. 3, 1), vgl. auch Förstem. II, 1632. Die Inschrift gehört ihrem sprachlichen und paläographischen Charakter nach dem 8. Jahrhundert an.

IX. Die Emser Spange. UBADA (d. i. UUADA) MADAN 'Wada dem Mado', eine dritte gleichartige Dedication, wahrscheinlich auch aus dem 8. Jahrhundert.

X. Die Friedberger Spange. ÞURUÞHILD = hochd. Thrudhild, ein weiblicher Eigenname, aus der zweiten Hälfte des 6. oder dem 7. Jahrhundert.

XI. Der Goldring des Berliner Museums mit der Formel ALU und einem Monogramm (?) stammt wahrscheinlich aus (Hinter-)Pommern. Ob er noch einer Zeit angehört, in welcher hier Rugier wohnten, ist nicht festzustellen.

XII. Der Bracteat von Wapno. SABAR, 'Der Verständige', ist ein männlicher Eigenname, der auf einer der gothischen genau entsprechenden Lautstufe steht. Der Bracteat (oder 'Welsche Krone'?) ist im Bereich der alten burgundischen Sitze gefunden.

---

[1] Helgakviþa Hiǫrvarðssonar 5. Fáfnismál 40. Oddrúnargrátr 15. Guðrúnarhvǫt 16.

[2] Den S. 98 angeführten Belegen ist noch der Gothe *Θορμούθ* (Procop, Bell. Goth. 3, 11. 37) anzureihen.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

XIII. Der Bracteat des Berliner Museums (aus Hinterpommern?). WAIGA, 'Der Bewegliche, Erregte', ist gleichfalls ein männlicher Name, der im Gothischen und in den nordgermanischen Dialekten ebenso lauten müsste.

Aus historischen Gründen kann man die beiden letzteren Stücke kaum einer späteren Zeit als dem 4. oder 5. Jahrhundert zuweisen, wenn man sie noch als ostdeutsche betrachten will, wofür der Name SABAR in nachdrücklicher Weise spricht.

XIV. Die Dannenberger Bracteaten. Nur einer von ihnen trägt eine leserliche Inschrift. Sie lautet GLE̥-ARGIZ RE̥UR-G-Z d. h. 'Glearg der Schwache (Hinfällige)'. Das in der Nähe des späteren Bardengaues gefundene Denkmal wird wahrscheinlich im 6. oder 7. Jahrhundert angefertigt worden sein.

XV. Der Bracteat von Heide mit der Formel ALU.

XVI. Das Berliner Thonköpfchen. Wenn man die auf der Basis stehenden Runen in der Richtung von rechts nach links — welche nach dem ersten Zeichen thatsächlich alle folgenden innehalten — zusammenfügt, und das auf dem Scheitel stehende U an zweiter Stelle einsetzt, erhält man die Lesung FUL⌐JA. Das 4. Zeichen ist in der Runenschrift bis jetzt nicht nachzuweisen; darf man es als ein G auffassen, so erhält man FULGJA, die deutsche Benennung für den dem lat. Genius entsprechenden 'Folgegeist'. So könnte die Büste einen deutschen Genius darstellen. Für eine andere Auffassung ist kein Anhalt vorhanden.

Überblickt man die ganze Reihe der Denkmäler, so kann man sie in eine östliche und eine westliche Gruppe eintheilen, welche sich dem Alter und der Sprache nach unterscheiden. Es ergibt sich ungefähr das nachfolgende Schema.

I. Die östliche Gruppe.

A. Gothische Denkmäler.
   1. Die Spitze von Kowel. 3. Jahrh.
   2. Der Goldring von Pietroassa. 4. Jahrh.

B. Burgundische Denkmäler.
   1. Die Spitze von Müncheberg. 3. (4.?) Jahrh.
   2. Der Bracteat von Wapno.
   3. Die Spange von Charnay. 6. Jahrh.

C. Rugische Denkmäler (?).
   Die Friedlaenderschen Stücke (vgl. S. 131).
   1. Der Goldbracteat.
   2. Der Goldring. } 4./5. Jahrh.?
   3. Das Thonköpfchen. }

II. Die westliche Gruppe.

A. Fränkische Denkmäler.
   1. Die Spange von Osthofen.
   2. Die Spange von Freilaubersheim.
   3. Die Spange von Friedberg.
      Alle aus dem 6./7. Jahrh.
   4. Die Spange von Ems. 8. Jahrh.

B. Alamannische Denkmäler.
   1. Die grössere Spange von Nordendorf. 6./7. Jahrh.
   2. Die kleinere Spange von Nordendorf. 8. Jahrh.

C. Langobardisch-sächsische Denkmäler (?).
   1. Der Bracteat von Dannenberg. } 6./7.
   2. Der Bracteat von Heide. } Jahrh.

Die sprachlichen Thatsachen stelle ich nach den herkömmlichen Kategorien zusammen. Ich unterscheide dabei nur die östliche und die westliche Gruppe (wo es geht durch einen einfachen Strich) und gebe in der Regel die vollständigen Belege.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Vocale der Stammsilben.

a.

RAN[I]NGA. SABAR. DAÞẸNA. AWA. UBADA. MADAN. GLẸARGIZ.

e, ẹ, i.

Germanisches e scheint im Burgundischen noch treuer als im Gothischen bewahrt zu sein, da KIANO auf qeno (goth. qino) zurückgeht; ist doch bei Ammianus 28, 5, 14 sogar burg. hendinos gegenüber goth. kindins überliefert. — ELK entspricht dem westgermanischen Lautstande.

In anderen Fällen hat das e einen i-artigen Charakter angenommen, ist aber mit demselben noch nicht zusammengefallen. In unseren Denkmälern gilt für diesen Laut die Rune ᛇ (Ẹ) zum Unterschied von ᛗ (E) und ᛁ (I). Sie liegt vor in dem burgundischen ẸIA = urgerm. eia (goth. ija), ferner innerhalb der Wurzelsilbe noch auf dem unterelbischen Bracteaten in GLẸ-, welches aller Wahrscheinlichkeit nach ein ja-Stamm war, sowie in RẸURGZ, wo das folgende U die i-artige Färbung bedingte. Dagegen ist das E in LEUB- unverändert geblieben, in Übereinstimmung mit der Thatsache, dass der Diphthong eu, der im Fränkischen unter gleichen Umständen überhaupt nicht zu iu geworden ist, sich im Oberdeutschen später gewandelt hat als im Nordischen und wohl auch im Friesischen. Auch in der Ableitung von DAÞẸNA (= merow. -ena, -ina) und der Flexionsendung von LEUBWINIẸ gilt dasselbe Zeichen für einen analogen Laut.

Dagegen ist in IDDAN wie in ÞURUÞHILD, LEUBWINIẸ und BIRL[I]NIO das e unter dem Einfluss eines in der nächsten Silbe vorhandenen oder ursprünglich für sie vorauszusetzenden i bereits zu i geworden. Dasselbe wird vor nþ in UÞF[I]NÞAI der Fall sein.

Ursprüngliches i ist nicht nur in goth. TILARIDS (Tilārīds), sondern auch in goth. WI[H] bewahrt, welches nach den Sprachregeln des Ulfilas zu waih (= wĕh) gewandelt sein müsste.

o, u.

Das o in ÞORE und ÞONAR entspricht den westgermanischen Gesetzen, da in der nächsten Silbe ein a resp. ai folgt. In dem ersten Worte gehört dasselbe der alten e/o-Reihe, in dem letzten wahrscheinlich der u-Reihe an. FURAD ist unsicher.

Dagegen hat das nachfolgende a in dem goth. GUTANIO keine Umwandlung des vorhergehenden u bewirken können.

In UÞ-F[I]NÞAI wird das U, da hinter demselben in romanischer Weise ein n geschwunden ist, wohl einen Nasalklang bewahrt haben.

ī.

In TILARIDS (-rīds) ist das alte einfache I gegenüber dem Ulfilanischen ei beachtenswerth. — WIGI ist regulär.

ō.

Westgermanisches ō ist nirgend diphthongirt: BOSO. LOGA. WODAN.

ū.

liegt in RUNA und ÞURUÞHILD vor.

ai.

Neben HAILAG und WAIGA ist die westgermanische Schreibung WRAET bemerkenswerth, weil dieselbe anzeigt, dass der Diphthong in der That als ein doppelter Laut gesprochen wurde. Wenn

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der zweite Theil desselben sich als E darstellt, so kann dies nur darauf beruhen, dass das nachklingende i eine ähnliche Schwächung erfahren hatte, wie sie die angels. Monophthongirung von ai zu ā voraussetzt und wie sie in den niederländischen und westfränkischen Schreibungen mehrfach nachweisbar ist. Eine ähnliche Abschwächung muss auch in späterer Zeit noch bei dem ei vorgewaltet haben, wofür ausser der altsächsischen und theilweise auch hochdeutschen Monophthongirung zu ē mehrfach noch die heutigen Volksdialekte Zeugniss ablegen.

Über ęu (RĘURGZ) und eu (LEUBWINIĘ) ist unter e gehandelt.

Ein Hülfsvocal oder Übergangslaut ist in der Nähe von Liquiden entwickelt in ÞURUÞHILD, sowie aller Wahrscheinlichkeit nach in FILEG (oder FALEG), vielleicht auch in FURAD.

Die Halbvocale.

i-j.

Für den Halbvocal j besitzt die Runenschrift das Zeichen ᛄ, aber es wird, ausser etwa in FULᚴJA, niemals verwendet. Im Übrigen herrscht das alte etymologische i, nicht nur in den westgermanischen LEUBWINIĘ und BIRL(I)NIO, welche zu der späteren hochdeutschen Tradition stimmen, sondern auch in dem burgundischen ĘIA (= goth. ija) und dem gothischen GUTANIO, welches sich bei Ulfilas als Gutanjo darstellen würde und uns erkennen lässt, dass das i in den entsprechenden Fällen auch im Ostgermanischen noch fester gewurzelt haben muss, als uns die Orthographie des Gothenbischofs erkennen lässt. Auch in dem romanisch beeinflussten KIANO muss das I einen spirantischen Charakter gehabt haben. Dagegen gilt für

w

durchweg das runische Zeichen (in WI. WAIGA. — WRAET. WODAN. WIGI. AWA. -WINIĘ). Nur UBADA für WADA zeigt eine abweichende Lautgebung. In diesem Worte ist das anlautende w in seine beiden Elemente zertheilt: den vocalischen Einsatz und den eigentlichen consonantischen Laut. Die Entwickelung des ersteren setzt entschieden eine bilabiale Aussprache voraus. An Stelle des u, welches besonders im späteren Gothischen nicht ungewöhnlich ist, tritt gelegentlich auch ein o auf: so in dem langobardischen Ouiderat (Lib. Conf. Aug. 81, 28) für Widerat, dem Ouida des Jordanes, hinter dem man schwerlich mit Recht den Cniva gesucht hat, und wohl auch dem runischen OWLÞUÞEWAR. Wenn für den spirantischen Theil nicht W, sondern B verwendet wird, so dürfen wir daraus folgern, dass das b im 8. Jahrhundert an der Lahn in der That spirantisch gesprochen sein muss. Für den Inlaut wird dies durch die späteren Litteraturdenkmäler hinreichend bezeugt, während für den Anlaut sowohl in den alten Urkunden wie in den heutigen Volksdialekten[1] nur vereinzelte Spuren vorhanden sind. Doch steht das B streng genommen auch nicht anlautend, da ihm der vocalische Vorschlag vorausgeht.

Die Liquiden und Nasale

geben kaum zu einer Bemerkung Anlass. Wenn in IDDAN (= HILDAN) das urspr. LD zu DD assimilirt wurde, so folgt daraus für die gewöhnliche Sprache Nichts, da die Kosenamen einer freieren Behandlung unterlagen. Ebenso kommt der Ausfall des n in UÞ- für UNÞ- auf Rechnung der romanischen Sprechweise.

---

[1] Einige südwestfälische Beispiele verzeichnet Jellinghaus, Zur Eintheilung der niederdeutschen Mundarten S. 43.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Mutae

stehen — mit einer Ausnahme — durchweg auf altgermanischer Lautstufe:

1. Gutturales. k: Þ(I)K. — An Stelle des q verwendet die burgundische Spange bereits das palatale KI (in KIANO = QENO).

g: GUTANIO. RAN[I]NGA. WAIGA. HAILAG. — GO[D]D[A]. LOGA. WIGI. GLẸARGIZ RẸUR-G-Z. Nur im Auslaute von ELK ist bereits die hochdeutsche Verhärtung zu k eingetreten.

h: HAILAG. — ÞURUÞHILD.

Anlautende Spirans fehlt in IDDAN, auslautende in WI.

2. Dentales. t: TILARIDS. GUTANIO. — WRAET.

d: TILARIDS. Wenn das auslautende -DS dieses Wortes nicht zu ÞS geworden ist, so stimmt dies zu der auch in den gothischen Handschriften der Evang. Lucas und Iohannes nach langen Vocalen befolgten Regel (vgl. Kock, Ztschr. 25, 226 ff.), und hilft mit erweisen, dass der zu Grunde liegende gothische Laut keine Spirans, sondern eine wirkliche Media war. — Die weiteren Belege für d sind: IDDAN. — GO[D]D[A]. WODAN. UBADA. MADAN. DAÞẸNA. ÞURUÞHILD.

þ: UÞ-F[I]NÞAI. — Þ[I]K. DAÞẸNA. ÞORE. ÞONAR. ÞURUÞHILD.

s: TILARIDS. SABAR. — BOSO. Über suffixales ᛉ siehe bei der Flexion.

3. Labiales. b: SABAR. — BOSO. LEUBWINIẸ. BIRL[I]NIO. Über UBADA siehe unter w.

f: UÞF[I]NÞAI. FUL⌜JA (?).

Der sog. grammatische Wechsel zwischen Media und Spirans, den beiden germanischen Vertretern arischer Tenuis, zeigt in den westgermanischen Inschriften mehrfach einen anderen Stand als in der späteren Litteratursprache. WIGI, welches nicht zu goth. weihan und westgerm. wihian, sondern zu altnord. wigia stimmt, bewahrt wohl noch den ursprünglichen, der alten Betonung gemässen Laut. Auch ELK (Elg) entspricht nicht der westgermanischen, sondern der nordischen Consonantenstufe. Das Verbum FILEG (oder FALEG) zeigt gleichfalls eine abweichende Regulirung und stellt sich den goth. fulgins und filigri zur Seite. Endlich entfernt sich auch das durch spätere Correctur entstandene GUÞ (S. 103) von der hochdeutschen und entspricht der gothischen Stammform. Diese im Verhältniss zu den überlieferten Worten zahlreichen Spuren lassen deutlich erkennen, dass die Herstellung der hochdeutschen und westgermanischen Normalformen zum grossen Theil erst innerhalb der späteren Schriftsprache erfolgt sein kann.

Anzeichen dafür, dass die in- und auslautenden G, D, B keine Verschlusslaute, sondern spirantischen Charakters gewesen seien, sind ausser dem späten mittelrheinischen UBADA nicht vorhanden.

Die stammbildenden Suffixe.

-ag in HAILAG und wahrscheinlich in RẸUR-G-Z. Im erstern Falle liegt das Adjectivum hails 'heil, unversehrt'[1], im zweiten riurs 'hinfällig' zu Grunde.

[1] Nach Kluge (Etym. Wb. s. v.) ist die Bedeutungsentwicklung von heilig aus dem Subst. Heil nicht ganz klar, und auch Andere wollen das Adj. aus dem Subst. herleiten (vgl. Beiträge 12, 206). Kauffmann (Beitr. 12, 204) urtheilt nicht weniger verkehrt wie Heyne im deutschen Wörterbuch (oben S. 31), wenn er meint, dass das altnord. heilagr 'der Entlehnung aus dem Süden verdächtig' sei, während doch gerade das Altnordische und speciell die Edda allein noch in voller Deutlichkeit die alte Bedeutung 'unverletzlich' erkennen lässt, welche lehrt, dass heilig nicht von dem Subst. Heil, sondern nur von dem urgerm. Adj. hails 'ganz, wohlbehalten' hergeleitet werden kann.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

-ar in SABAR und ÞONAR muss aus urgermanischem -er (oder -ŏr) entstanden sein (vgl. goth. hwaþar, skr. katarά-, gr. πότερος etc., goth. lukarn aus lat. lucerna etc.). Beide Worte sind direct aus der Wurzel (sap- resp. ten-/ton-) gebildet. Dagegen ist das

-an von GUTANIO schon in dem alten Gothennamen vorhanden, den von STRABO an alle ältesten Autoren als einen an-Stamm aufführen. Auch WODAN entspricht bereits einem arischen Vātan-as.

-ing oder -ung in RAN[I]NGA oder RAN[U]NGA ist ein zusammengesetztes Suffix, das in dieser Gestalt bereits im Altgermanischen fest zusammengewachsen ist. Seine Entstehung ist unsicher. Man nimmt an, dass ursprüngliche an-Stämme zu Grunde liegen, an die weiterhin das Suffix ko- angetreten sei[1]. Aber die ältesten deutschen Beispiele sind keine an-Stämme. Ausserdem erinnern die von Anfang an vorhandenen Nebenformen -ing und -ung (neben seltnerem -ang) an die einfachen -ig und -ug, so dass man das n vielleicht als ein Infix betrachten und vielmehr an das keltische -iknos, -uknos[2] erinnern darf, welches ursprünglich auch nur eine Zugehörigkeit zu Etwas, weiterhin aber gleichfalls ein patronymisches Verhältniss bezeichnet.

-ini, -in, welches im Germanischen Feminina aus bereits vorhandenen Masculinis bildet, liegt in BIRL[I]NIO noch in der unassimilirten Form vor.

Das Suffix -ęna (-inō, -enō), welches in DAÞĘNA enthalten ist, ist dasselbe wie das arische -ino-, welches nach BRUGMANN II, 1, 146 Etwas (oder Jemand) bezeichnet, was 'aus dem gemacht ist oder besteht, von dem herstammt, zu dessen Art gehört, was das zu Grunde liegende Nomen aussagt', vgl. griech. φήγ-ινο-ς, lat. faginus 'büchen' zu fagus, lit. avynas 'Onkel', d. i. 'der vom Grossvater (avos) herstammende'. Es ist in der deutschen Wortbildung wenig kräftig geblieben, doch vgl. goth. kindins zu lat. gens, ahd. trohtin zu truht 'Gefolgschaft' und GRIMM, Gramm. II² S. 162f. In den Eigennamen dagegen, sowohl in den männlichen wie in den weiblichen, ist es besonders während der merowingischen Zeit sehr häufig (S. 86). Wir finden es in dem Namen der FIMMILENA der Inschrift vom Hadrianswall, von dem noch SCHERER meinte, dass er eine ganz sonderbare Endung zeige, 'mit der man sich als einer in ihrem Princip nicht völlig klaren Latinisirung abfinden könnte'[3], ferner in Namen wie SACSENA und HLUΘENA, welche letztere sich nur in der gallisch beeinflussten Lautgebung als HLUDANA darstellt. Dass auch hier das Suffix -ina zu Grunde liegt, zeigt noch das spätere nordische Hlóðyn = Hlōðuni, wo für das nicht mehr lebenskräftige -ina das nächstverwandte -ini, -uni eingetreten ist. Später ist das Suffix auch im Hochdeutschen, aber nicht ohne mannigfache Spuren, verloren gegangen.

Das Suffix -ja, welches im späteren Deutschen nicht mehr productiv blieb, liegt unserer Auffassung nach in GUTANIO als Neutrum des goth. Adjectivums gutanis 'gothisch' vor.

Die übrigen Suffixe gehören zugleich der Flexion an.

Im ersten Theil der Wortzusammensetzungen ist in dem goth. TILARIDS das -a in regulärer Weise erhalten, in burg. U[N]Þ-F[I]NÞAI ebenso regulär fortgefallen. In den westgerm. LEUBWINIĘ und ÞURUÞHILD ist das Fehlen der Suffixe a und i schon ein Kennzeichen der etwas vorgerückteren Sprachentwicklung.

Die Declination.

Die Flexionsformen stehen fast durchweg auf derjenigen Stufe, welche einerseits die gothischen, andrerseits die frühhochdeutschen Denkmäler einnehmen. Ein älteres Stadium ist nur auf dem (langobardischen?) Bracteaten von Dannenberg nachweisbar, der sich auch in dieser Hinsicht

[1] Kluge, Nom. Stammbildungsl. § 23. Brugmann, Grundriss II, 1 S. 252.

[2] Zeuss² S. 854. Stockes, Bezzenberger 11, 113 f.

[3] Mars Thingsus S. 9 (579).

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

näher an die nordische Gruppe anschliesst, ohne dass er deshalb schon zu derselben zu gehören brauchte. In GLẸ-ARGIᛉ RẸUR-G-ᛉ hat das consonantische Auslautsgesetz noch nicht gewirkt: ob man der Schlussrune in beiden Worten den Werth eines s (z) oder denjenigen von r zuertheilen soll, muss als fraglich gelten. In -ARGIZ ist ausserdem das I (nach langer Silbe) bewahrt, und in RẸUR-G-Z das auslautende A wohl nur aus Raummangel fortgeblieben.

Zu den männlichen a-Stämmen gehören von der östlichen Gruppe die Nominative TILARIDS und SABAR, von der westlichen WODAN, ᚦONAR und ELK.

RAN[I]NGA fassten wir als den Dativ Singularis.

Das Neutrum WI[H] hat seinen alten, nur noch aus den Eigennamen erkennbaren Charakter als u- oder wa-Stamm bereits eingebüsst und ist zu den a-Stämmen übergetreten.

Von weiblichen a-Stämmen sind aus den westlichen Denkmälern die Nominative Sing. AWA und UBADA, sowie die Accusative RUNA, DAᚦẸNA und LOGA zu verzeichnen.

Von weiblichen ja-Stämmen ist (ausser dem Nom. FULGJA?) der Dat. Sing. BIRL[I]NIO vorhanden. Ob ᚦURUᚦHILD der Nom. Sing. eines ja- oder eines i-Stammes ist (denn beide Formen bestanden, wie noch die westgerm. Eigennamen lehren, neben einander), lässt sich nicht entscheiden.

Von sicheren i-Stämmen sind der Nom. Sing. GLẸ-ARGIZ und der Dativ LEUBWINIẸ vorhanden.

Die an-Stämme werden durch den ostgerm. Nom. WAIGA und Genetiv IDDAN (für Hiddin, Hidden), sowie durch den westgerm. Nom. BOSO und den Dativ MADAN repräsentirt.

Für das starke Adjectivum ist (ausser -ARGIZ) der Nom. Sing. Masc. RẸUR-G-Z und der Nom. Sing. Neutr. HAILAG, für das schwache der Nom. Sing. Neutr. GUTANIO aufzuführen.

Das Pronomen ᚦ[I]K ist gemeingermanisch, während das ẸIA (iia) nur dem gothischen ija entspricht.

Das Verbum

liefert nur wenige sichere Formen. Die burgundische 3. Sing. Optat. Praes. UᚦF[I]NᚦAI stimmt genau zu dem goth. Paradigma. Freilich besitzen wir keine Garantie dafür, dass das -AI in der That noch als solches gesprochen wurde. In den lateinischen Inschriften Südgalliens tritt mehrfach auch in den Flexionsendungen AI für AE ein (vgl. die zwölf Beispiele bei Hirschfeld CIL. XII, 950). Die westgermanischen Imperative WIGI und ᚦORE (von wīgian und ᚦōrēn) entsprechen dem frühhochd. Paradigma. Auch die 3. Sing. Praet. WRAET ist bis auf den erörterten Diphthong regulär. Am Schluss derselben Freilaubersheimer Inschrift liegt sicherlich ein schwaches Verbum (GO[D]D[A] oder GO[L]D[A]) in der 3. Sing. Praet. vor, und die noch erhaltenen Strichspuren weisen darauf hin, dass der Endvocal kein O, sondern ein A war; der Ableitungsvocal muss schon in der damaligen Sprache gefehlt haben, wenn er nicht bloss aus Raummangel übergangen ist.

Die Wortstellung ist in dem Aussagesatze BOSO WRAET RUNA diejenige von Subject, Prädicat, Object, wie in den nordischen Inschriften von Tune, Tjörkö, Reidstad, Strand und Istaby, während auf dem goldenen Horn und den Steinen von Einang und Varnum das Verbum am Schlusse des Satzes steht. Die erstere Anordnung ist nach einer mir vorliegenden Arbeit von Herrn Dr. Brocate in den kleineren ahd. Denkmälern des 8./9. Jahrh. die Regel, obwohl auch die letztere belegbar ist (Hildebrandslied 4, Muspilli 16, 1. Merseb. Spruch 2), wofür man nicht nur das metrische Bedürfniss verantwortlich machen kann. In ᚦ[I]K DAᚦẸNA GO[D]D[A] hat die directe Anrede die Inversion veranlasst. In dem Wunschsatze UᚦF[I]NᚦAI IDDAN KIANO ẸIA steht das

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verbum an der Spitze, ebenso gehen in LOGA ÞORE, WODAN. WIGI, ÞONAR die Imperative dem Vocativ voraus, während das gemeinsame Object naturgemäss den Anfang bildet.

In den Dedicationsformeln AWA LEUBWINIE, BIRL[I]NIO ELK und UBADA MADAN fehlt das Verbum; die Stellung von Nominativ und Dativ ist nicht streng geregelt.

In GUTANIO WI HAILAG geht das appositionelle, bestimmte Adjectivum seinem Nomen voraus, während das unbestimmte prädicative, wie auch sonst im Deutschen (S. 43), demselben nachfolgt. Das letztere ist ebenso in GLE-ARGIZ REUR-G-Z der Fall.

Hinsichtlich der Runenschrift geben unsere Denkmäler etwa zu den folgenden Bemerkungen Anlass.

Zunächst unterscheiden wir eine links- und eine rechtsläufige Anordnung, welche sich bestimmt in der Richtung der Seitenäste ausspricht. Linksläufig sind die Inschriften der Speerspitzen von Kowel und Müncheberg, des sog. Körliner Ringes, der Bracteaten von Wapno und Dannenberg, sowie überwiegend linksläufig die Zeichen des (hinterpommerschen?) Thonköpfchens. Alle übrigen sind rechtsläufig. Der Vorsicht halber mag man indessen die Bracteateninschriften beiseite lassen, da die Schriftzüge in die Gussform als rechtsläufige eingegraben werden mussten, wenn sie nachher linksläufig erscheinen sollten, und umgekehrt.

Ob dieser Unterschied, der sich auch auf die nordischen Inschriften erstreckt, ein zufälliger oder ein bedeutungsvoller ist, lässt sich a priori nicht entscheiden. Deshalb glaube ich auch, dass Wimmer zu weit geht, wenn er behauptet, dass es für vollständig gleichgiltig angesehen worden sei, welche Richtung man der Schrift gab; beide Arten seien gleichzeitig und ungefähr gleich häufig im Gebrauch gewesen (S. 151), und dass die ursprüngliche Richtung gerade die von links nach rechts gewesen sei, wie in den römischen und gallischen Inschriften (S. 146). Die Behauptungen lassen sich aus dem vorliegenden Material noch keineswegs begründen.

Den Ausgangspunkt müssen naturgemäss die deutschen Inschriften liefern. Leider sind dieselben noch sehr wenig zahlreich. Die ältesten und von aussen her am wenigsten beeinflussten sind sicherlich diejenigen der beiden Lanzenspitzen. Der Ring von Pietroassa steht bereits dem südlichen Kulturkreise näher und könnte daher die südländische Tradition befolgen. Den Lanzenspitzen schliessen sich, indem wir von den Bracteaten absehen, im Ganzen auch die andern östlichen Denkmäler, der Körliner Ring und das Thonköpfchen an, während unter den westlichen Denkmälern sich kein einziges linksläufiges befindet. Wenn ich diese Vertheilung für keine zufällige halte, so bestimmt mich dazu der Umstand, dass die deutschen Verhältnisse im Norden offenbar ihre Fortsetzung finden. Von den ältesten nordischen Inschriften, welche Wimmer noch in das 5. und 6. Jahrhundert setzt, sind die schwedischen überwiegend linksläufig (diejenigen von Lindholm, Tanum, Berga; Vånga, Krogstad, Möjebro). Rechtsläufig ist von den nach seiner Meinung ältesten schwedischen Steinen nur derjenige von Varnum (in Wärmland), der bereits der norwegischen Südgrenze näher liegt, von den etwas späteren die Steine von Skåäng, welcher zugleich noch eine jüngere Inschrift trägt, und Skärkind, sowie die Spange von Etelhem. In Norwegen halten sich beide Schriftrichtungen noch nicht die Wage. Die ältesten (von Einang, Valsfjord, Strand), sowie die schon dem nächsten Zeitabschnitt zugerechneten von Torvik, Tomstad, Elgesem sind linksläufig, bustrophedon ist der alte Stein von Tune. Die rechtsläufigen südnorwegischen (von Bö, Stenstad, Belland, Bratsberg, Veblungsnäs) werden von Wimmer schon zu den etwas späteren gezählt. Dagegen sind die in Dänemark und Schleswig gefundenen Denk-

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mäler (aus Thorsbjärg, Strårup, Himlingöje, Gallehus, Vimose, Kragehul) fast ebenso ausschliesslich rechtsläufig wie die westdeutschen. Nur die vereinzelten Zeichen des Nydamer und das kleinere Bruchstück des Kragehulschaftes sind linksläufig.

Mit der Beobachtung dieser Thatsachen ist aber noch keineswegs eine Erklärung derselben gegeben. Dass im Norden die östlichen Gegenden in alter Zeit die linksläufige, die westlichen die rechtsläufige Richtung bevorzugten, während Norwegen eine mehr vermittelnde Stellung einnahm, ist sehr wahrscheinlich, aber ursprünglich kann doch nur eine Richtung die vorwiegende gewesen sein. Dass dies die linksläufige war, scheinen unsere deutschen Denkmäler zu befürworten, da die linksläufigen, östlichen viel älter als die rechtsläufigen, westlichen sind. Doch kann erst ein vollständigeres Material die Entscheidung erbringen. Die römischen und gallischen Inschriften besagen wenig, da wir nicht wissen, in welcher Weise die südländischen Zeichen den Erfindern des runischen Alphabetes übermittelt wurden, und welche Entwicklungsstadien zwischen der ersten Erfindung und unseren Inschriften liegen. Überdies können wir nicht einmal bestimmen, wann die rechtsläufige Schrift an den germanischen Grenzen zu ausschliesslicher Geltung gelangte: unter den keltischen Münzaufschriften des ersten Jahrhunderts sind noch manche linksläufige vorhanden.

Das Aufkommen der Interpunctionszeichen bedarf gleichfalls noch der Erhellung. Wahrscheinlich werden in Betreff derselben bei einem reicher angewachsenen Materiale auch noch Unterschiede zwischen den älteren und jüngeren, den östlichen und westlichen Denkmälern hervortreten. So aber können wir zunächst nur auf einige Punkte hinweisen.

Unter den östlichen Denkmälern hat das einzige, welches aus mehreren Worten besteht, der Goldring von Pietroassa, keine Interpunction, wohl aber sind die drei Worte durch einen Zwischenraum von einander getrennt. Auch hinter den einzelnen Namen der übrigen Inschriften steht in der Regel kein Schlusszeichen; nur hinter dem WAIGA des einen Berliner Bracteaten, der seinem Typus nach jedenfalls mit zu den ältesten seiner Gattung gehört, bemerken wir ein kleines stehendes Kreuz, das am wahrscheinlichsten als ein Interpunctionszeichen aufzufassen ist, da man an den sehr beengten Platz schwerlich noch ein Ornament gesetzt haben würde. Dasselbe Zeichen kommt gelegentlich auch in den älteren (vgl. CIL. III, 4725. 5820 aus Augsburg. 5876, XII, 5690, 35, 38) sowie in den jüngeren christlichen lateinischen Inschriften vor (vgl. Le Blant Nr. 418). Auch die Interpunctionen der ältesten schwedischen Inschriften sind im Ganzen von der Art, welche sich mit den lateinischen Zeichen combiniren lässt. Der alte Stein von Berga (Södermanland) hat zum Schluss einen in mittlerer Buchstabenhöhe stehenden Punkt, die alte Inschrift von Tanum (Bohuslän) ist interpunctionslos, wie diejenigen von Krogstad (Upland) und Vanga (Westgotland). Der Stein von Möjebro in Upland hat ein liegendes Kreuz, zwischen dessen Schenkeln zwei Punkte stehen; das Kreuz ohne die beiden Punkte ist auch in Germanien (Brambach 1648) und auf den ältern christlichen Grabsteinen Galliens vorhanden (Le Blant Nr. 412). Auf dem Runenstein von Skå-äng wird es von einem Strich durchschnitten, während am Schluss der Inschrift ein hakenförmiges Zeichen steht, das auf den Runendenkmälern nicht weiter nachweisbar ist, während es in den lateinischen Inschriften schon in alter Zeit überall gelegentlich sich findet, nirgend aber annähernd so häufig wie in Pannonien zwischen Ofen und Wien[1].

Die ältesten norwegischen Inschriften (Valsfjord, Strand, Einang) sind interpunctionslos, wie manche späteren. Nur in den südlichsten (Reidstad, Tomstad) finden wir ⁝ oder :, welche auch auf dem benachbarten schwedischen Stein von Varnum und dem Bracteaten von Vadstena, ebenso wie

[1] CIL. III, 3502. 15. 28. 30. 39. 47. 50. 55. 57. 61. 67. 72; 4400. 16. 18. 54. 56. 65. 84—91; vergl. auch Brambach 1340. 1391. 1700.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf der schonischen Schlange von Lindholm vorkommen. In Dänemark sind als Interpunctionszeichen nur übereinander gestellte Punkte nachweisbar (Gallehus, Vimose). Unmittelbar an diese schliesst sich wiederum die westliche Gruppe der deutschen Denkmäler. Vier übereinander gestellte Punkte hat die Inschrift von Charnay, möglicherweise die Spange von Osthofen. Auch die Spange von Freilaubersheim mit ihren beiden übereinander gestellten Strichen gehört in dieselbe Tradition. Auf der Emser Spange steht ein einfacher Verticalstrich, wie auf der Freilaubersheimer am Schluss der Zeilen, während die übrigen Denkmäler interpunctionslos sind.

Die weiteren Zusammenhänge der westlichen Tradition sind auch wohl noch zu erkennen. In den älteren lateinischen und gallischen Inschriften, welche allein verglichen werden können, kommen keine übereinander gestellten Punkte vor. Dieselben finden sich, wie es scheint, zuerst in einigen christlichen Inschriften Galliens und werden darauf, von der karolingischen Zeit ab, überaus häufig. Das älteste datirbare Beispiel scheint die Inschrift von Vaison v. J. 519 zu liefern (Le Blant Nr. 489); ihr schliessen sich aus dem 6. Jahrh. diejenige von Viviers (Nr. 483), Revel (468. 467 v. J. 547; vgl. Le Blant I, S. 167 f.), sowie von runischen Denkmälern die wohl dem Ende des 6. Jahrh. angehörige Spange von Charnay an. Wenn wir hier den einen Endpunkt der westlichen Strömung haben, so bilden die nordischen Denkmäler den andern. Dass die südländischen Traditionen soweit nach dem Norden hinaufreichen, darf auch der seeländische Bracteat Nr. 57 bestätigen, auf dem ausser den Punkten, wie so oft bei römischen und christlichen Inschriften, noch ein Palmenzweig angebracht ist (Hübner, Exempla scripturae epigraph. lat. S. LXXVIII).

Im 6. Jahrh. sind in Gallien bereits auch Zeilenstriche sehr gebräuchlich, welche seltener schon in den älteren Perioden vorkommen (vergl. Le Blant Nr. 489 v. J. 519, Nr. 40 v. J. 546 etc.). Und zwar scheinen von vornherein einfache und doppelte neben einander angewendet zu sein. Doppelte untere Zeilenstriche hat mit Ausnahme des letzten Wortes auch die Spange von Charnay und die von Osthofen, ferner sind unregelmässige Zeilenstriche auf dem Körliner Ring, auf den Spangen von Freilaubersheim, Nordendorf II und wohl auch auf derjenigen von Ems vorhanden. Einen oberen Zeilenstrich hat ausserdem das letzte Wort der Spange von Charnay und die Spange von Osthofen. Auch die Aufschrift WAIGA des Berliner Bracteaten wird oben und unten durch Zeilenstriche begrenzt. Aus Dänemark befolgen denselben Gebrauch das goldene Horn, das eine Stück von Kragehul, aus Norwegen der Stein von Stenstad (Thelemarken), aus Schweden der Stein von Möjebro, die Spange von Etelhem; ferner zahlreiche Bracteaten, auf denen daneben vollständige Einfassungen vorkommen.

Die Anhaltspunkte, welche wir bisher gewonnen haben, fordern uns auf, auch die Unterschiede der Runenformen ins Auge zu fassen. Zwar scheint die Übereinstimmung im Allgemeinen eine vollständige zu sein, doch sind einige feinere Unterschiede vorhanden. Nur durch die sorgsame Beachtung derselben wird es mit der Zeit gelingen, die Entwicklungsgeschichte der runischen Paläographie genauer zu bestimmen.

Die Form der einzelnen Zeichen ist im Ganzen eine sehr feste, doch sind noch hinreichende Anzeichen dafür vorhanden, dass schon in früher Zeit gewisse Nebenformen bestanden und auch später noch Veränderungen eintraten, welche sich nicht überall in gleicher Weise vollzogen. Leider ist das deutsche Material noch ein zu geringes, um die Bedeutung der Varianten genau verfolgen zu können. Jeder neue Fund kann zu neuen Ergebnissen führen; die bis jetzt in Betracht kommenden Punkte dürften etwa die folgenden sein.

Für das U kennen die Inschriften die beiden Formen ᚢ und ᚤ. Die erstere steht auf dem Ring von Pietroassa und der Osthofener Spange; die zweite auf den übrigen westgermanischen

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denkmälern, dem Körliner Ring und dem Berliner Thonköpfchen. Auch im Norden finden wir beide Formen nebeneinander. Welche von ihnen die ältere ist, lässt sich nach den Denkmälern nicht sicher bestimmen, doch würde das schon auf dem Goldring vorhandene ᚨ den meisten Anspruch auf höhere Alterthümlichkeit besitzen, wenn es dem eckigen lateinischen V, welches in allen älteren Inschriften vorherrscht, entspräche. Neben dem letzteren tritt gegen Ende des 4. Jahrhunderts auf den Steinen eine Variante auf, welche aus einer unten abgerundeten und einer rein verticalen Linie besteht. Doch ist dieselbe, auch in offener Gestalt, schon in den alten, mit weicherem Material geschriebenen Cursivinschriften vorhanden. Ob aus ihr die zweite runische und die gothische Form hervorgegangen sein können, würde vielleicht ein vollständigeres Material der römischen Vulgärschrift ergeben.

Die Formen des R sind sehr mannigfache, und sie sind recht geeignet, um uns die unausgesetzten Berührungen mit der lateinischen Schrift erkennen zu lassen. Die älteste Form ist zweifellos das ᚱ der volhynischen Spitze; sie liegt unverkennbar dem ᚱ der märkischen Spitze zu Grunde, bei welcher die eckigen Linien lediglich in runde umgewandelt sind. Genau dieselbe Runenform kehrt nirgends wieder; zu Grunde liegt ihr offenbar dasjenige römische R, bei welchem der Zusammenhang zwischen der verticalen Hauptlinie und der mittleren Einbiegung der Seitenstriche aufgehoben ist. Dieses findet sich bereits früh, aus der Zeit Cäsars, in Gallien (vergl. Hübner Nr. 31, 37) und sonst (Nr. 17, 24); besonders nah aber steht dem runischen Zeichen ein R, welches schon auf gallischen Münzen des 1. Jahrh. sowie auf späteren Steinen mit der sogenannten Vulgärschrift (Hübner, Nr. 1180, 5) vorkommt. Auch bei ihnen ist die Einbiegung vollständig aufgehoben, oder nur noch durch die kleine Umbiegung am Fussende erkennbar. In den nordischen Inschriften ist die Einbiegung fast immer deutlich, obwohl eine vollständige Berührung mit der verticalen Linie erst in den späteren Denkmälern durchgeführt ist. Auf den westgermanischen Denkmälern treten beide Formen neben einander auf, daneben aber ist noch eine neue vorhanden, welche sich auf der burgundischen Spange und einmal auf dem Dannenberger Bracteaten als ᚹ, auf der Osthofener Spange als ᚱ und einmal auf dem Dannenberger Bracteaten als ᚱ darstellt. Sie ist schwerlich aus einer andern runischen Form entstanden, sondern selbständig aus demjenigen lateinischen R (vergl. Codex vind. Nr. 140, bei Grimm S. 5) hervorgegangen, welches auch der späteren lateinischen Cursivform zu Grunde liegt.

Für das K liefern unsere Denkmäler die beiden Formen ᚲ und ᚴ. Erstere, welche in dem burgundischen Alphabete und auf der Freilaubersheimer Spange steht, muss als die reguläre betrachtet werden. Die letztere finden wir in der zweiten Nordendorfer Inschrift, welche aus sprachlichen Gründen nicht älter als das 8. Jahrh. sein kann. So dürfen wir sie als eine jüngere Nebenform betrachten, die nicht wie das ᚲ aus lateinischem C, sondern vermuthlich aus K entstanden ist. Der zusammenhängende Theil der burgundischen Inschrift liefert ausserdem die Form ᚳ für Q. Wenn die Annahme richtig ist, dass für diesen Laut kein eigenes Zeichen vorhanden war, so wird man die Rune ebenso als ein K auffassen, wie in den lateinischen Inschriften C und Q vielfach vertauscht sind. Dass auch in den angelsächsischen und in späteren nordischen Inschriften die Zeichen ᚳ und ᚵ für K vorhanden sind, wurde S. 54 bemerkt.

Für H ist die alte einfache Form ᚺ mit der römischen bis auf den schrägeren Verbindungsstrich identisch. Daneben ergeben die Inschriften von Charnay und Friedberg die Variante ᚻ, welche auch in den angelsächsischen Denkmälern vorkommt. Sie muss als eine westgermanische Nebenform betrachtet werden.

Für die reguläre N-Rune ᚾ tritt erst auf der zweiten Nordendorfer und der Emser Spange die Variante ᚿ auf, welche sich mithin nicht über das 8. Jahrh. zurück verfolgen lässt.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das T trägt auf der volhynischen Spitze einen wagerechten Balken, im Gegensatz zu der gewöhnlichen runischen Form, welche bereits auf dem Bukarester Goldring vorkommt. Gleichwohl werden wir jene erstere, welche mit dem römischen Vorbilde genau übereinstimmt, als die alterthümlichere zu betrachten haben.

An der B-Rune sind nur kleine Abweichungen bemerkbar. Mit dem römischen Vorbilde stimmt nur diejenige des Bracteaten von Wapno bis auf die abgeschrägten Seitenstücke überein: beide Dreiecke berühren sich hier, wie gewöhnlich auch in den ältesten nordischen Inschriften, unmittelbar. Dagegen rücken dieselben mit der Zeit immer weiter auseinander und werden dem entsprechend kleiner. Dies ist schon auf der burgundischen Spange bemerkbar, noch deutlicher auf der Spange von Freilaubersheim und den beiden Nordendorfern; am augenfälligsten aber auf der Emser Spange. Dieselbe Veränderung lässt sich im Norden beobachten, so auf der Schlange von Lindholm, und man wird in dieser merkwürdigen Übereinstimmung wiederum einen gemeinsamen Zug der westlichen Tradition zu suchen haben. Dass die auf dem Stein von Tune vorliegende Form des B vielfach auch in den lateinischen Inschriften vorkommt, mag gleichfalls angemerkt werden.

Das letzte Zeichen des Alphabetes, das D, liegt wieder in verschiedenen Formen vor. Die gewöhnliche runische, das ᛞ, ist in den östlichen Inschriften nicht belegt, an seiner Stelle steht auf der volhynischen Spitze das ᛑ, von dem Wimmer annimmt, dass es aus jenem 'sicher durch technische Gründe hervorgerufen sei' (S. 109); indessen steht dasselbe dem lateinischen D so nahe, dass jene Annahme kaum zulässig erscheint und überhaupt nur aufgestellt werden kann, wenn man mit Wimmer die gewöhnliche Form aus zwei aneinander gestellten ᚦ entstanden sein lässt. Diese Voraussetzung scheint mir jedoch nicht stichhaltig zu sein, und es ist auf alle Fälle kein Grund vorhanden, der uns zu der complicirten Erklärung nöthigt, wo die einfache so viel näher liegt. Überhaupt glaube ich nicht, dass in dem runischen Alphabete zusammengesetzte Zeichen vorhanden sind, mit Ausnahme des ᛜ = NG, welches einen doppelten Laut darstellt. Das volhynische Zeichen verhält sich zu dem späteren runischen genau so, wie das nordische ᚿ zu ᛗ, oder das ᛏ zu dem ᛏ. Dass dem Verfertiger der Inschrift die schrägen Striche keine technischen Schwierigkeiten bereiteten, zeigen die übrigen Runen und die gesammte Ornamentik wohl zur Genüge. Auf der Freilaubersheimer Spange tritt dafür das ᚺ ein; dasselbe ist sonst nur noch in den angelsächsischen Inschriften gebräuchlich und muss als eine, durch Verlängerung der Verticalstriche entstandene westgermanische Nebenform betrachtet werden.

So ergeben sich aus unseren Inschriften folgende Runenformen:

F ᚠ	H ᚺ ᚻ	T ᛏ ᛏ
U ᚢ ᚤ	N ᚾ ᚿ	B ᛒ
ᚦ ᚦ	I ᛁ	E ᛖ
A ᚨ	J ᛃ	M ᛗ
R ᚱ ᛎ ᛦ ᛧ ᛨ ᛩ	E ᛇ	L ᛚ
K ᚲ ᛴ; ᛣ (= Q)	P? ᛈ	NG ᛜ
G ᚷ	Z ᛉ ᛊ	O ᛟ
W ᚹ	S ᛋ	D ᛑ ᛞ ᛞ

So lässt die westgermanische Gruppe in mehreren Punkten eine besondere Entwicklung erkennen, und es ist von Interesse, dass auch die burgundische Spange hinsichtlich der Schrift nicht zu der östlichen, sondern zu der westlichen Gruppe gehört. Dies darf die Frage anregen, ob nicht die westdeutsche Gruppe auf eine Art Neubelebung der alten Runenschrift beruht. Die Denkmäler sind bis jetzt auf die Franken und einen Theil der Alamannen beschränkt; denn die Bewohner von Nordendorf sind erst im 6. Jahrh. aus einer der fränkischen mehr benachbarten

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegend in ihre späteren Sitze eingewandert, während aus dem eigentlichen Bayern und Österreich, wie aus dem gesammten mittleren Deutschland bisher kein einziges Denkmal bekannt ist, was natürlich auf einem Zufall beruhen kann, aber vielleicht nicht ohne Bedeutung ist. Die unterelbischen Denkmäler werden schon in näherer Beziehung zu der nordischen Gruppe stehen. Auffallend bleibt ferner, dass in ganz England keine alten Denkmäler gefunden sind, sondern nur solche, welche dem 8./9. Jahrh. und der späteren Zeit angehören. Fast könnte man danach vermuthen, dass die Runen zu der Zeit, als die Hauptmasse der Angeln und Jüten auswanderte, auf der dänischen Halbinsel noch zu inschriftlichen Zwecken wenig gebraucht wurden. Die ältesten dänischen Denkmäler setzt Wimmer in das 5./6. Jahrh.; er mag darin Recht haben, obwohl die Kriterien noch keine sehr festen sind und die Sprache der Inschriften im Gegensatz zu derjenigen der angelsächsischen Originalurkunden des 7. Jahrh. eine sehr archaische bleibt. Wie dem aber auch sei —: die Annahme, dass die westdeutsche Schrift in alter Zeit mit der dänischen noch in näherem Zusammenhange stand und dass die spätere angelsächsische daran anknüpft, scheint mir eine grosse Wahrscheinlichkeit zu besitzen, wenn wir auch die Berührungspunkte oder die Mittelglieder im Einzelnen nicht nachzuweisen vermögen. Im 6. Jahrh. muss nach dem Zeugniss des Venantius Fortunatus in Gallien oder Westdeutschland die Runenschrift sehr gebräuchlich gewesen sein, wofür auch das ungefähr gleichzeitige Alphabet auf der Spange von Charnay ein unabhängiges Zeugniss ablegt. Damals waren die Beziehungen zwischen dem merowingischen Frankenreiche und dem Norden noch so rege, wie es in späterer Zeit nicht mehr der Fall war, so dass mannigfache Beeinflussungen hinüber und herüber möglich waren. Dass sie aber auch später noch stattfanden, erweisen die jüngeren Runenformen und schliesslich das von altsächsischen Memorialversen begleitete ABCDarium Nordmannicum aus dem 9. Jahrhundert.

Die östlichen Denkmäler beginnen in einer weit früheren Zeit; die ältesten derselben meinten wir dem 3./4. Jahrhundert zuweisen zu müssen. Für das 4. Jahrh. wird die Existenz der runischen Schrift überdies durch das gothische Alphabet des Ulfilas bezeugt, in welches mehrere Runen Aufnahme gefunden haben. Und zwar weisen alle bis jetzt vorhandenen Denkmäler auf die nördliche Gruppe der ostdeutschen Stämme zurück: sie gehören den Gothen, Burgunden und wahrscheinlich auch den Rugiern an, während aus dem Bereich der südlicheren vandilischen Stämme noch kein einziges Denkmal zum Vorschein gekommen ist. So könnte man geneigt sein, das erste Aufkommen der Runen als Schriftzeichen den der Ostsee näher wohnenden Stämmen zuzuschreiben; von hier aus würde sich die Schrift nach dem Norden verbreitet haben, wo sie erst recht fruchtbar gemacht wurde, während sie in Deutschland selber, wo die Völkerwanderung alsbald alle alten Traditionen unterbrach, nur noch eine geringe Verwendung fand, bis sie in Westdeutschland, vielleicht durch einen neuen Anstoss, wiederum zur Blüthe gelangte. Danach müssten wir die Entstehung der runischen Schrift spätestens in das 2. Jahrh. n. Chr. versetzen, also in eine Zeit, in der die römischen Handelsbeziehungen nach der unteren Weichsel und der Bernsteinküste besonders lebhaft waren. In welchem Masse dies seit der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. der Fall war, lehren die römischen Münzen und die Erzeugnisse der römischen Provinzialindustrie deutlich genug[1]. Dass damals auch die südländische Schrift nach dem Norden gelangte, falls sie dort nicht schon früher bekannt war, ist eine naheliegende Annahme, welche auch von archäologischer Seite her eine Unterstützung findet. Auf dem Hradischt[2] bei Stradonic in Böhmen sind die Überreste einer grossen Ansiedelung aufgedeckt, welche im Wesentlichen in die beiden Jahrhunderte

[1] Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst VIII S. 3 ff.

[2] Undset, Das erste Auftreten des Eisens S. 48.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um den Anfang unserer Zeitrechnung zu setzen sind; sie enthalten ein Gemisch von gallischer und den ersten Einflüssen römischer Cultur. Ausser zahlreichen keltischen Münzen sind daselbst nur 2 römische aus der Zeit der Republik gefunden, ausserdem Thongefässe mit angeblich lateinischen Buchstaben, sowie als ein untrügliches Zeugniss für die Kenntniss römischer Schreibweise, Rahmen zu Wachstafeln und Griffel von Bein. Dass diese Stätte in Verbindung mit den Ostseevölkern stand, dürften die zahlreichen Bernsteinfunde lehren. Und wenn bei den Burgunden, südlich der Netze, also in einem Gebiete, wo die römischen Münzen gerade des 1. Jahrh. besonders häufig sind (Westdeutsche Zeitschr. a. a. O.), auch ein goldener Griffel entdeckt ist[1], so wird der Zusammenhang noch greifbarer. Haben wir aber den Ursprung der Runenschrift in der That an der unteren Weichsel und der Ostsee zu suchen, so kann an keine frühere als die angegebene Zeit gedacht werden.

Über die Art, in welcher die Buchstaben eingeführt wurden, harren wir noch der genaueren Aufschlüsse. Dass dasjenige Alphabet von 24 Zeichen, welches das älteste nachweisbare ist, im 4. Jahrh. eine allgemeine Geltung erlangt hatte, wird durch die bei den Nord- und Südgermanen fast übereinstimmenden Namen und Formen der einzelnen Zeichen erwiesen. Dass den letzteren das lateinische Alphabet zu Grunde liegt, wird seit Kirchhoff und Wimmer fast allgemein angenommen, und für mehrere Buchstaben liess sich dies auch schlagend erweisen. Gleichwohl bleibt in dieser Hinsicht noch eine gewisse Vorsicht geboten. Dass das griechische Alphabet, dessen sich die Gallier bedienten, zur Zeit der Runenschöpfung in denjenigen Gegenden, von wo die Buchstaben zuerst zu den Germanen kamen, durch das lateinische bereits verdrängt war, ist wohl anzunehmen, obwohl die Münzaufschriften von Gallien bis Pannonien noch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mehrfach eine Art Mischorthographie aufweisen, in der die lateinischen Zeichen zwar vorwiegen, aber nicht, ohne dass noch griechische sich darunter befänden. Aber die andere Frage, ob das Runenalphabet schon seine canonische Gestalt gewonnen hatte, als den Germanen von Neuem die griechische Kultur und die griechische Schrift näher trat, möchte ich nicht in gleicher Weise bejahen. Überdies wird man als die nächsten Vorbilder der runischen Zeichen mehr die cursiven Formen ins Auge zu fassen haben, welche in den mit dem Griffel geschriebenen Denkmälern vorzugsweise angewendet zu sein scheinen.

Dass die Herübernahme der Buchstaben nicht in schulmässiger Weise stattfand, zeigt die gänzlich verschiedene Anordnung des runischen Alphabetes, welche darauf deutet, dass sie ohne Kenntniss der lateinischen und griechischen Anordnung zu Stande gekommen ist. Überdies ergeben die Namen, dass sie in dem deutschen Flachlande (vgl. 'Birke, Eibe, Wagen, Ur') und wohl auch in der Nähe des Meeres (lagu 'Meer, See') erfunden sind, ja einer derselben scheint noch einen specielleren Hinweis zu enthalten. Für die schon auf dem Müncheberger Speer vorkommende Rune ᛜ gilt der Name Ing, nicht nur in den westgermanischen, sondern auch in dem gothischen Alphabete der Wiener Handschrift, das freilich auch in einer späteren Zeit aus dem Norden zu den Gothen gekommen sein könnte. Da der Name sich auf den Stammvater der Ingväonen bezieht, so wird er wohl bei den ingväonischen Völkern der Ostsee aufgekommen sein, denen man daher einen Antheil an der definitiven Herstellung des Alphabetes zuschreiben mag. Nur ist es nicht nöthig, den letzteren Act mit dem Aufkommen der Runen selber zu identificiren, welches durchaus nicht auf einer einheitlichen und einmaligen Erfindung zu beruhen braucht. Auch die späteren Normalformen können noch auf Umbildungen beruhen; gerade die Spitze von Kowel ist sehr dazu angethan, die Annahme zu bestärken, dass die Umwandlung der wagerechten Linien in schräge sich erst allmählich in Deutschland vollzogen hat.

[1] Aus Brostowo, Kr. Wirsitz, vgl. Lissauer, Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen S. 146.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Den Formen der Runen lässt sich etwa Folgendes entnehmen.

Ebenso wie das F und H musste auch das J dem lateinischen Alphabet entnommen werden, da das griechische für diese Laute keine entsprechenden Zeichen hatte. Das Zeichen ist, wie ich immer angenommen habe, kein zusammengesetztes, sondern ein einfaches, und kann nur, wie Wimmer jetzt auch bemerkt, aus dem späteren lateinischen G hervorgegangen sein. Die Verwerthung des lateinischen G für germanisches J erweist nun allerdings Nichts für die deutsche, sondern nur für die vulgäre lateinische Aussprache, welche in derjenigen Gegend, aus der das Zeichen zu den Germanen drang, eine dem J sehr nahestehende gewesen sein muss. Dass sich die Umwandlung von G zu J in Gallien und dem gallischen Deutschland im Anlaut vor hellen Vocalen bereits früh vollzog, haben wir gesehen (S. 64. 138). Auch für den Inlaut lässt sich aus Deutschland ein altes Zeugniss erbringen. Auf einem Mainzer Stein nennt sich ein Räter VIBIUS AGIUSTUS (=Augustus), worin sich gleichfalls die spätere romanische Aussprache ankündigt (Brambach Nr. 1224). Vor dem Anfang unserer Zeitrechnung kann das Zeichen, das übrigens in genau entsprechender Gestalt schon in den pompejanischen Inschriften vorkommt, nicht gut entlehnt sein. Mithin mag es lediglich auf einem Zufall beruhen, wenn das lateinische G für deutsches J und nicht für deutsches G verwendet wurde.

Die Herkunft der G-Rune ᚷ liegt noch im Dunkeln. Dass sie aus der Zusammenfügung zweier ᚲ (= C) entstanden sei, wobei dennoch das lat. X als Muster gedient haben könne, wie Wimmer mit einem Compromisse annimmt, halte ich nicht für glaublich, sondern vermuthe, dass ebenso wie allen übrigen einfachen Runen auch ihr ein einheitliches Zeichen zu Grunde liegt. Doch sehe ich davon ab, die vorhandenen Möglichkeiten zu formulieren. Auch das Vorhandensein der NG-Rune ist bemerkenswerth, da sie ebenso wie das griech. ΓΓ = NG aus einer doppelten Gutturalis besteht und schwerlich ohne das griechische Vorbild entstanden ist.

Ein weiteres Zeugniss liefert die Rune ᛉ, welche für das auslautende, tönende S (Z) gebraucht wird. Wenn dieselbe eine gemeingermanische war, so muss sie nicht nur einem älteren Sprachstadium entsprechen, als dasjenige ist, welches die Inschrift von Kowel repräsentirt, sondern auch in eine Zeit zurückgehen, in der das westgerm. -s noch nicht abgefallen war. Doch könnte die Rune auch wohl im Norden erfunden und mit den Alphabeten weiter verbreitet sein. Dass sie aus dem Z hervorgegangen ist, halte auch ich für das Wahrscheinliche, doch glaube ich nicht mit Wimmer, dass der obere und untere Balken desselben als Seitenäste an die Mitte des Stammes angelehnt wurden (= ᛘ oder ᛣ), sondern gehe vielmehr von der vulgären Form ⳋ aus (vergl. Hübner Nr. 1156 aus dem 2. Jahrh.), welche mit der späteren cursiven übereinstimmt, und halte die burgundische Rune ᛉ für die ursprüngliche, da sich dieselbe gerade so aus ihrem Vorbilde wie die runischen ᚠ, ᛏ oder ᚺ aus den ihren entwickelt hätte.

Das ᛇ ist sicherlich nicht, wie Wimmer (S. 136) annimmt, aus dem lateinischen Y entstanden. Da dasselbe, wie oben nachgewiesen wurde, einen zwischen dem I und E stehenden Laut ausdrückt, wird es auch wohl aus dem I modificirt sein, welches in älterer und späterer Zeit (unter Anderm in der Cursive der pompejanischen Inschriften und der siebenbürgischen Wachstafeln sowie in den gothischen Urkunden) öfter mit entsprechenden kleinen Schrägstrichen versehen ist.

Eine besondere Schwierigkeit macht die in verschiedenen Gestalten auftretende Rune, der man den Werth des P beizulegen pflegt. In ihr erblickte Wimmer früher wiederum ein Zeugniss dafür, dass einzelne Runen durch Zusammenrückung zweier Zeichen gebildet wurden. So führte er alle Formen des in Rede stehenden Zeichens auf zwei mit den Rücken aneinander gelehnte B zurück, während er jetzt besser von dem gewöhnlichen lat. P ausgeht. Übrigens könnten die vollständigeren angels. Formen recht wohl die ursprünglichen sein, mag man sie nun aus den

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entsprechenden Formen der ältesten Cursive oder aus einem ᚱ mit aufgeklappten Seitenästen herleiten. Der Name, dessen Bedeutung grosse Schwierigkeiten macht, berührt sich merkwürdig nahe mit dem gleichfalls dunkeln des Q, vergl. angelsächsisch peord und cweord, goth. pertra und quetra. Diese Ähnlichkeit wird schwerlich eine zufällige sein, vielmehr glaube ich, trotz Wimmer S. 273, dass durch den gothischen Namen auch dem Q ein höheres Alter gesichert wird. Aber beide Zeichen mögen in einem alten Zusammenhange stehen, der sich auch wohl erklärte unter der Voraussetzung, dass die Kelten den Germanen das Zeichen vermittelt haben, da sich ursprüngliches Q im Keltischen als P darstellt. Auch das burgundische ᚿ, welches mit dem Q der gothischen Handschriften der Form nach identisch ist, wird man vielleicht besser für ein Q als für ein P halten.

Die übrigen Zeichen erklären sich leichter. Dem ᛖ oder ᛇ = E liegt wiederum die vulgäre Form || zu Grunde, welche auch die siebenbürgischen Wachstafeln verwerthen. Nur bei dem ᚹ = W kann man um ein directes Vorbild verlegen sein; dass das lateinische Q als solches diente, wie Wimmer annimmt, ist zwar der Form nach möglich, aber der lautlichen Abweichung halber kaum wahrscheinlich.

So bleibt über die Vorgeschichte der Runen, mit der sich auch Rieger, Zeitschrift für deutsche Philol. 6, 330 ff. beschäftigt, noch manche Frage offen, die nur entschieden werden kann durch das Auffinden neuer Denkmäler aus solchen Gegenden, welche dem Ursprung der Runenschrift nahe liegen. Jedenfalls aber lässt sich aus der Form der Zeichen kein Zeugniss für das Vorhandensein derselben aus einer Zeit gewinnen, welche unsern ältesten Denkmälern beträchtlich vorausläge, und wir können auch von dieser Seite her kein Argument gegen die S. 152 entwickelte Ansicht beibringen. Sollte dieselbe begründet sein, so würde, wie auch Wimmer annimmt, die vielbesprochene Stelle des Tacitus, Germania Cap. 10 nicht als ein Zeugniss für die Existenz unserer Runen, sondern nur für den Gebrauch der Rabdomantie bei den Germanen (vergl. Grimm, Die deutschen Runen S. 298 ff.) betrachtet werden können. Die Kennzeichen (notae), welche auf die Buchenstäbe geritzt wurden und zur Weissagung dienten, brauchen in der That nicht eben Buchstaben gewesen zu sein. Auch der Name Rune ist wohl älter als die Schriftzeichen und hat mit denselben ursprünglich Nichts zu thun. Seine älteste Bedeutung ist 'mysterium, Geheimniss', welche auch in dem abgeleiteten Verbum 'raunen' lebendig geblieben ist. In der Namengebung wird -runa seit alter Zeit mehrfach für Frauen angewendet, welche dadurch zweifellos als im Besitze höherer Weisheit befindlich gekennzeichnet werden sollten, während es um 700 schon vorwiegend in den Namen von Leibeigenen auftritt (vergl. die Chaideruna, Childeruna, Dommoruna, Bauderuna, Theoderuna, Goderuna des Testam. Erminethrud.): ein sicheres Kennzeichen, dass das Wort seine alte Kraft bereits eingebüsst hatte.

In Sprüchen und Gesängen wurde in alter Zeit höheres Können und Wissen zum Ausdruck gebracht, und so durfte 'runa' für jeden kunstvoll gefügten Spruch gebraucht werden, mochte derselbe nun gesprochen oder niedergeschrieben sein. In der Bedeutung 'Gedicht' ist das Wort in alter Zeit aus dem Germanischen ins Finnische gedrungen, während von den Buchstaben keinerlei Kenntniss dahin gelangte. Eine Rune im echten Sinne des Wortes ist der Spruch auf der grösseren Nordendorfer Spange, während das Wort auf der Freilaubersheimer schon Nichts weiter als 'Schrift' oder 'Inschrift' bedeutet. Ob es in Deutschland schliesslich, ebenso wie im Norden, auch noch für die einzelnen Buchstaben gebraucht worden ist, lässt sich nicht feststellen.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anhangsweise stelle ich hier noch zwei Inschriften zusammen, welche einer besonderen Beurtheilung unterliegen.

Fig. 18.

1. Die Spange von Engers (bei Neuwied) hat Herr Dr. Koehl im November 1885 von einem Mainzer Händler für das Wormser Museum gekauft. Auf der Rückseite entdeckte er unter dem Roste die Inschrift ᚴᛗᚢᛒ = LEUB. Dieselbe steht jetzt auf der blanken Oberfläche. Sie ist mit einem stumpferen Instrument eingegraben als alle übrigen zweifellos echten Gewandnadelinschriften. Sonst fällt an den Runen nur noch das merkwürdig ungenaue ᛗ auf. LEUB könnte allenfalls der Nominativ Singularis eines adjectivischen Eigennamens sein (vgl. S. 124), obwohl derselbe im 8./9. Jahrh., dem die Spange angehört, äusserst ungewöhnlich sein würde. Wimmer (S. 60) sucht in ihm das substantivische Neutrum 'lieb' (= ahd. liup, as. liof); aber dasselbe bleibt an dieser Stelle nicht minder seltsam. Wenn man die Inschrift für echt halten darf, was mir nicht ganz sicher ist, mag man lieber an einen verstümmelten Eigennamen denken, etwa = dem LEUBWINI der grösseren Nordendorfer Spange, an den die Runen auch in Betreff der Grösse und Form erinnern.

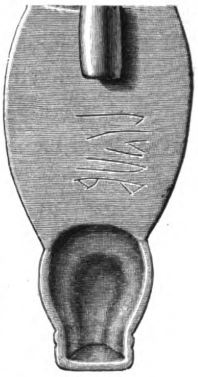


Fig. 19.

2. Die Inschrift der Spange von Kehrlich (bei Andernach), welche Herr Naue 1886 am Rhein erwarb, halte ich für eine plumpe Fälschung. Dieselbe ist im Mainzer Museum beim Reinigen der Spange vom Rost entdeckt. Sie ist gleichfalls mit einem stumpferen Instrument eingegraben und zwar so stümperhaft und ängstlich, wie es kein alter Runenritzer gethan haben würde. Unter den ersten sieben Zeichen ist kein einziges, dessen Linien mit gleicher Sicherheit wie in allen zweifellos echten Inschriften gezogen wären: überall ist geflickt, gebessert, neu eingesetzt und erst bei den letzten fünf Zeichen eine grössere Sicherheit erreicht. Es kommt als ein äusserer Beweis gegen die Echtheit der Umstand hinzu, auf den mich Herr Professor Rose aufmerksam machte, dass die Striche zum Theil an Stellen stehen, wo beim Reinigen so viel von der Metalloberfläche fortgenommen ist, dass diese Züge nothwendig hätten verschwinden müssen, wenn sie bereits vor der Reinigung dagestanden hätten. Ausserdem hat, wie Herr Rose weiter mit Bestimmtheit versichert, an der Stelle, wo die Inschrift steht, eine spätere Ätzung mit Salpetersäure stattgefunden, welche nur habe bezwecken können, die frischen Strichzüge zu mattiren, damit sie ein alterthümliches Aussehen bekämen.

Fig. 20.

Die Runen können nur als WODANA HAILAG transscribirt werden. Alle sind normal mit Ausnahme der siebenten, welche eine im 9. Jahrh. im Norden auftretende Form des H darstellt, welche in Deutschland nicht nachweisbar ist. Die Inschrift soll offenbar bedeuten 'dem Wodan heilig', kann dies aber höchstens nach dem vulgären neuhochdeutschen, nicht nach dem festen altgermanischen Sprachgebrauche, denn 'hailag' ist im Altdeutschen niemals gleichbedeutend mit 'geweiht', sondern immer mit 'unverletzlich, durch die Götter geschützt'. Man würde mithin übersetzen müssen 'dem Wodan unverletzlich', was ein Nonsens ist, da der Gegenstand höchstens als ein den Menschen, nicht aber den Göttern heiliger bezeichnet werden konnte. — Ich habe versucht, persönlich den Ursprung der Fälschung zu eruiren, aber kein Eingeständniss erzielt.

REGISTER DER RUNISCHEN WORTE.

	Seite
ALU	120. 131
AWA	104
BIRL[I]NIO	108
BOSO	82
DAÞENA	85
EIA	68
ELK	110
FILEG (FALEG?)	76
FULGJA?	133
FURAD?	75
GLEARGIZ	129
GO	74
GO[L oder D]D[A]	86. 139
GUTANIO	40
[GUÞ	103. 144]
HAILAG	31. 144
IDDAN	60
KIANO	61. 138
LEUBWINIE	105
LOGA	95
MADAN	113
RAN[I]NGA	10. 135
REURGZ	130
RUNA	85
SABAR	124
TILARIDS	4
Þ[I]K	85
ÞONAR	93
ÞORE	97
ÞURUÞHILD	116
UBADA	112
UÞF[I]NÞAI	56. 69
WAIGA	126
WI	33. 137
WIGI	94
WODAN	92
WRAET	83

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

14x10
156

Fig 1

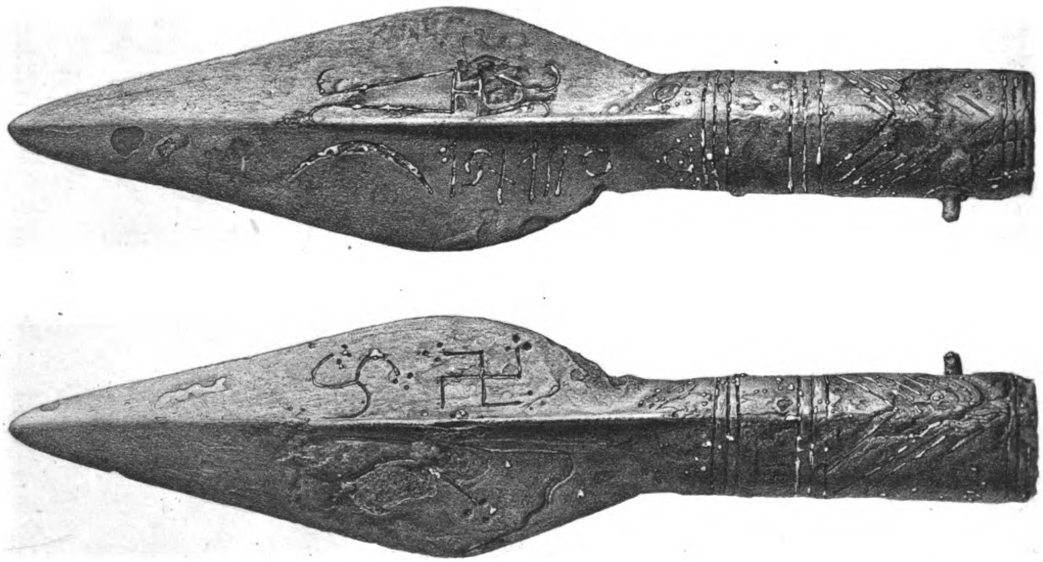


Fig 2.

Verlag von Karl J Trübner Strassburg.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

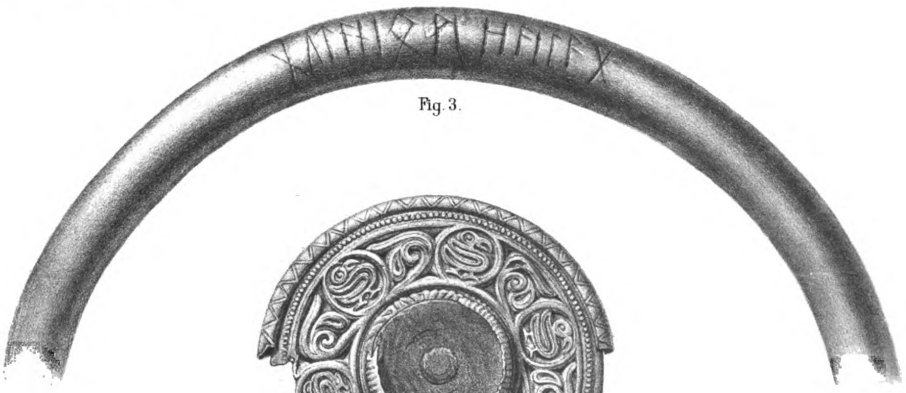


Fig. 3.

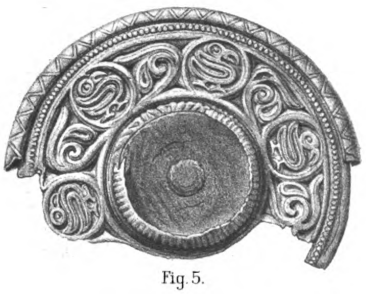


Fig. 5.

Fig. 4.

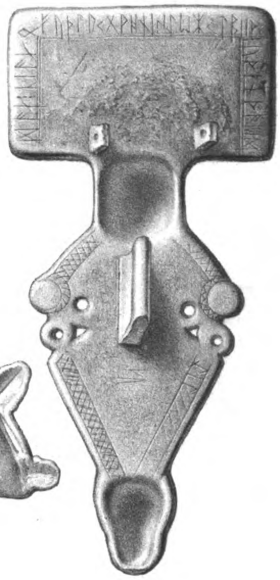


Fig. 4.

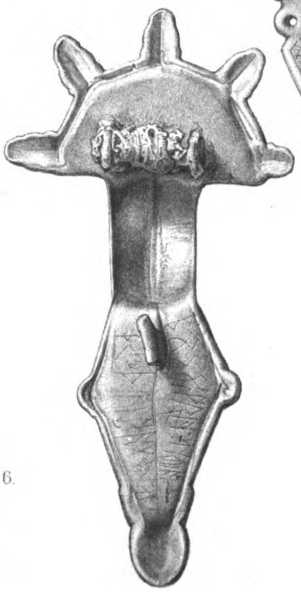


Fig. 6.

Verlag von Karl J. Trübner, Strassburg.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Fig. 7.

Fig. 9.

Fig. 8.

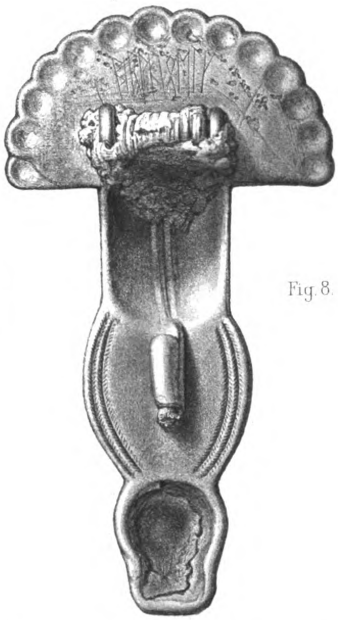


Fig. 8.

Nach Photogr. von K. L. Becker

Verlag von Karl J. Trübner, Strassburg.

Photographie H. Lüffler

4018

Digitized by Google

Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fig 10.

Fig.11.

Fig.12.

Fig.18.

Fig.13.

Fig.17

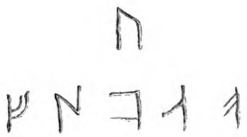


Fig.14

Fig 16

Fig.15.

Verlag von Karl J. Trübner, Strassburg.

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

JAN 1 3 1943

Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google
Original from NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Generated on 2019-10-20 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nyp.33433000338586
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google